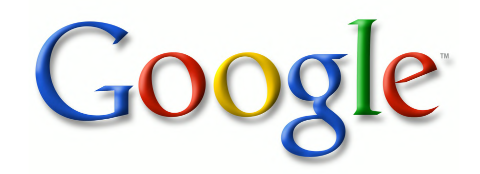
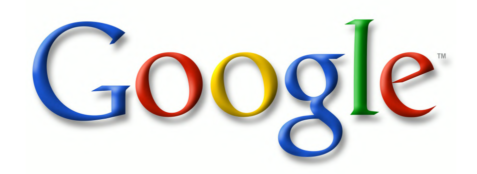
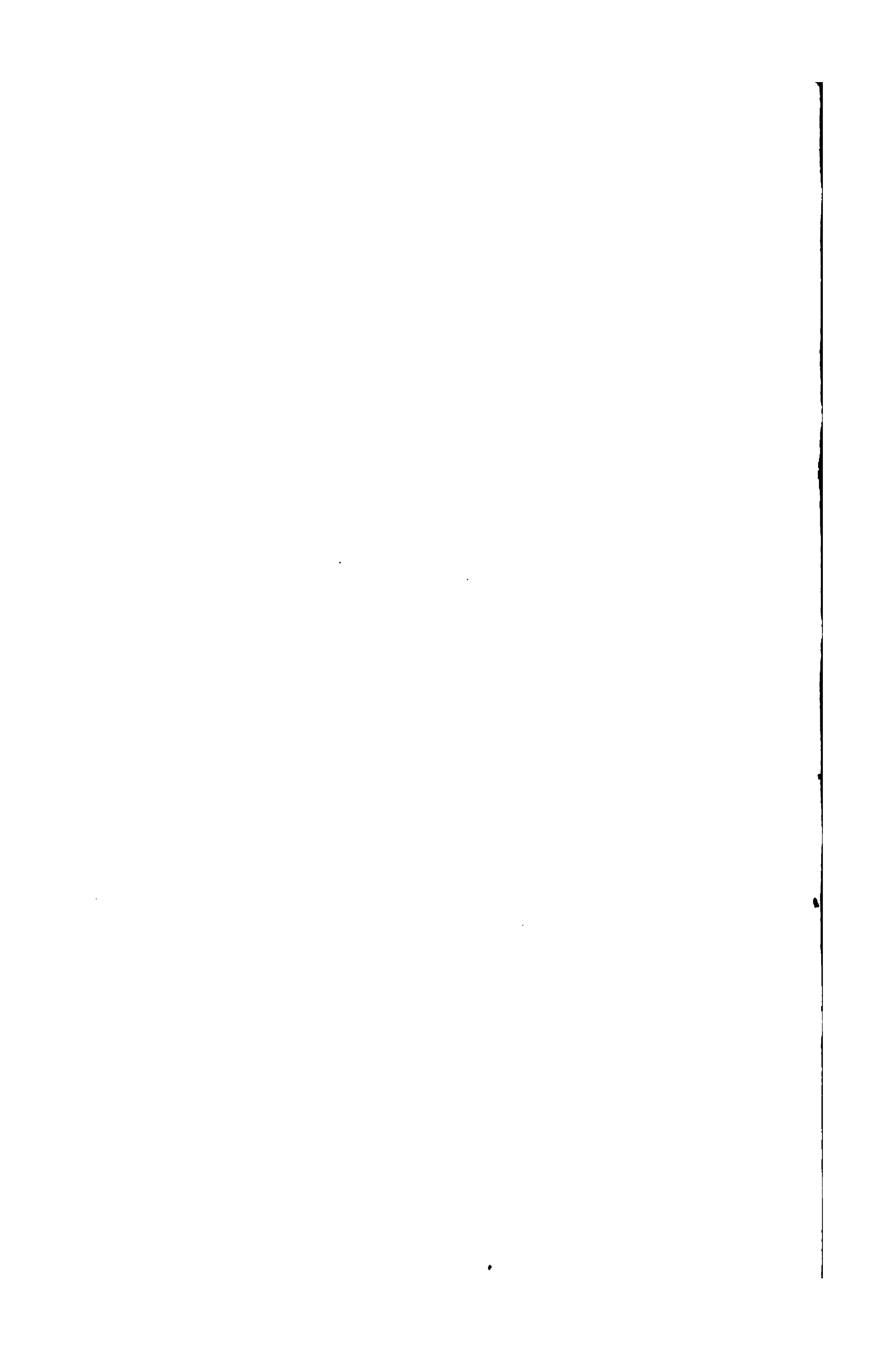












Harmonie.

Ein Beitrag

zur

Beförderung des Geisteslebens

von

***** ****

Stuttgart.
Verlag von Carl Schöber.
1867.

Schnellpressendruck von Sailer & Mollenkopf in Stuttgart.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Seite

Harmonie und Gleichgewicht 15
Die Störung des Gleichgewichts im Leben und das Streben dasselbe wieder herzustellen, wodurch die praktische Thätigkeit bedingt ist 19
Ideen über die Entwicklung des Menschengeschlechts 22
Störung des socialen Gleichgewichts durch den Krieg und Gedanken über den Nutzen, welchen der Krieg für die Entwicklung des Menschengeschlechts gehabt hat 35

Zweiter Abschnitt.

Wo die Extreme das Uebergewicht erhalten, kann die sittliche Weltordnung nicht bestehen, es muß eine Krisis eintreten 43
Betrachtungen über die alte Welt:
Assyrien, Persien, Macedonien, Griechenland überhaupt . 45
Die griechische Welt 49
Die römische Welt 60
Betrachtungen über das Mittelalter 72
Ueber verschiedene herrschende Gegensätze im Mittelalter . 74
1) Dogmatische Gegensätze 75
2) Gegensätze von Cultur und Religion 78
3) Verweltlichung der Kirche und die Askese 85
4) Secten und Alleinherrschaft der Kirche 93
5) Pabstthum und Kaiserthum 95
Vergleichung des Mittelalters überhaupt mit der modernen Zeit 104
Ueber die Reformation und Gegenreformation . . 108
Ueber das Zeitalter der Puritaner 120
Ueber das Zeitalter Ludwigs XIV. 122
Ueber die französische Revolution 136
Uebergang von der französischen Revolution in die neueste Zeit nebst einigen allgemeinen Gedanken 149

Dritter Abschnitt.

Seite

Trotzdem daß die Menschen das Gesetz der Harmonie beständig übertreten, wirkt dasselbe im Bewußtsein als Ideal; es ist die Kraft, welche sie befähigt, nach dem Fall wieder aufzustehen und einem höheren Ziele entgegenzustreben . . 157
Das Ideal oder die Harmonie 160
Die Sittlichkeit 162
Der Geist 168
Vereinigung des Ideals mit der Sittlichkeit 171
Das Ideal ist der Punkt, in welchem sich Religion, Philosophie, Kunst und Wissenschaft wieder vereinigen . . 174
Ueber den praktischen Einfluß des Intellektuellen . . . 182
Ueber die herrschenden Extreme der Geisteslehre und der Stofflehre 190
Die Geistescultur.
Vorbemerkung 212
Einleitung zur Geistescultur 215
Ueber die griechische Cultur 216
Ueber die römische Cultur 220
Ueber die Geistescultur im Mittelalter 222
Ueber die Renaissance in Italien 227
Das Ideal oder die Harmonie bei verwandten Geistern . 235
Das Ideal oder die Harmonie in der Philosophie . 238
Ueber den Idealismus und Realismus 240
Ueber die Hegelsche Philosophie 246
Ueber den Stoicismus 249
Ueber die Philosophie des Sokrates 251
Ueber die Philosophie Platon's 254
Das Ideal oder die Harmonie in der Religion.
Die Religion überhaupt 260
Polytheismus und Pantheismus 264
Die Religion der Indier 265
Die griechische Religion 272
Dualismus oder die persische Religion 274
Deismus oder der Islam 278
Monotheismus oder die jüdische Religion 280
Das Christenthum 282
Schluß 287

Berichtigung.

Seite 19. Linie 5 von oben statt Feuerkleid: Feierkleid.
„ 23 und 28 statt intellegent: intelligent.
„ 41. Linie 22 von oben statt Tibirius: Tiberius.
„ 64. Linie 4 von oben statt extavagant: extravagant. Auf derselben Seite Linie 13 statt befangen: gefangen.
„ 67. unten ist der Ausdruck besser: der Mißbrauch welcher davon gemacht worden ist.
„ 88. statt Savanarola: Savonarola.
„ 106. Linie 8 von oben statt angestrebt: gestrebt.
„ 150. Linie 4 von oben statt Ludwig XV.: Ludwig XVI.
„ 151. statt den 17ten Dezember 1789: 1788.
„ 273. Linie 14 von oben statt rag: ragt.
„ 273. Linie 13 u. 14 von oben statt Schwertmuth: Schwermuth.

Bemerkung.

Wegen der größeren Genauigkeit ist über die römischen Dichter auf Seite 66 zu sagen: daß ihre Elegien zwar frivol sind, daß sie aber ein empfindsames und anhängliches Gemüth verrathen, was, gegenüber ihrer grundverdorbenen Zeit, noch zu schätzen und hervorzuheben ist. Sogar bei Catull und Ovid findet man ernstere Züge und ihre Art, Alles naiv zu sagen, ist mehr werth, als die verblümten Redensarten.

In Beziehung auf Madame Staël de Launay auf Seite 130 ist zu ergänzen: daß sie ihre Memoiren über die Régence im 18ten Jahrhundert schrieb, daß dieselben aber durchaus den litterarischen Charakter des Zeitalters Ludwigs XIV. an sich tragen.

Hinsichtlich der französischen Revolution bemerke ich: daß ich mich bei derselben vorzugsweise auf die geistigen Factoren bezogen habe, das Politische nur flüchtig berührt, deßwegen konnte ich sie nicht von dem Gesichtspunkt aus behandeln, wie sie z. B. Niebuhr in seiner „Geschichte des Zeitalters der Revolution“ behandelt hat.

Der Verfasser.



Harmonie.

Vorwort.

Nicht mit der Freude des Glücklichen, welchem das Leben noch keine Bitterkeit gebracht, und welcher muthig auf hoher See steuert, nur auf günstige Winde hoffend, lasse ich diese geistige Arbeit veröffentlichen; wer seine Gedanken der Welt übergibt, weiß wohl wie viel er wagt. Er muß dem Vorurtheil, welches eine pharisäische Macht ist, begegnen, er muß sich der Böswilligkeit aussetzen, und muß es sich gefallen lassen, daß irgend eine pedantische Kritik den Geist seiner Arbeit tödtet, um nur einen entseelten Körper zurückzulassen.

Auch findet ein Buch Leser, die kein selbstständiges Urtheil haben; sie lesen es nicht durch das ihnen von Gott verliehene Organ, sondern durch das Organ irgend eines doctrinären Mannes, oder eines Fachgelehrten, hat jener es nicht empfohlen, so hat es auch für sie keinen Werth mehr; der Autor wendet sich vergebens an ihr Gefühl und ihre eigene Ueberzeugung, sie geben ihre Selbstständigkeit auf; so ist denn auch für sie die Seele, welche der Autor seiner Arbeit eingehaucht, zerstört.

Diese und ähnliche Erfahrungen sind geeignet, jedem Autor die Freude am Produciren zu nehmen; ihnen zur Seite gehen auch freudige Erlebnisse. Es ist dem Verfasser früher gelungen, durch an sich unvollkommene Produkte in verwandten Seelen eine Liebe für höhere Wahrheit zu wecken, sie von dem zu überzeugen, was die eigene Gedankenwelt bewegte und ihnen eine tiefere Einsicht in das Leben zu geben. Mit Freude und Wehmuth erinnert er sich Derer, welche ihm persönlich für seine literarische Arbeit dankten; es waren namhafte Persönlichkeiten, deren Namen zu veröffentlichen man sich zwar nicht erlauben würde; die Anerkennung dieser edlen

Seelen, — die auf den Geist und nicht auf den Buchstaben sehen, die eine Arbeit schätzen, weil sie irgend eine Wahrheit sagt, wenn sie auch kein Meisterstück einer begriffsspaltenden Dialektik ist, — ja sie ist die Belohnung für all die Mühe, die sich der Autor gegeben hat, um der Welt etwas zu nützen. Für einige Andere hatten aber meine Arbeiten keinen Werth, weil sie keine gelehrte Beweisekunst, keine Ausstellung von lauter Begriffsdefinitionen, kein Product einer bloßen Kopfwissenschaft waren. Da aus jeder Giftpflanze Vortheil zu ziehen ist, so hat mich jene schulmeisterliche Kritik nicht entmuthigt, sondern mich veranlaßt, etwas zu schreiben, das über die bloße Schulweisheit erhaben ist.

Ich nenne diese Arbeit ein populär-philosophisches Product, ergänzt durch geschichtliche Studien. Schiller erlaubt in Arbeiten von dieser Art den consequenten Ideengang mit dem regellosen Spiel der Phantasie zu verbinden, „woraus ein organisches und nicht ein mechanisches Product hervorgehe." Um das Gerüst herum habe ich die Ideen wie Schlingpflanzen gewunden, so daß das Ganze dasteht, nicht wie ein steif-gegliederter Organismus, sondern wie die geschlängelte Ordnung irgend einer Naturscene. Schiller nennt eine bloß wissenschaftliche Darstellung ein mechanisches Werk, „wo die Theile leblos für sich dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen, während ihm ein Werk, wo die Einkleidung ästhetische Freiheit hat, als ein organisches Product gilt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben". [1])

Würden uns die Natur und die Geschichte nur den Anblick des Steifen und Regelrechten darbieten, so wüßte man, daß dieses die göttliche Ordnung ist, und gewiß unterstünde sich kein Autor anders zu schaffen. In der Natur und in der Welt wirken aber die Kräfte ineinander, Gott hat nicht jedem Agens ein besonderes Fach angewiesen, aus welchem es, auf Vernichtungsstrafe

---

[1]) Siehe Schillers ästhetische Briefe.

hin, nie heraustreten darf, sondern gerade das Ineinanderwirken und Ineinanderströmen der Kräfte verleiht dem Weltganzen den Anblick des Schönen. Man bedenke wie das Geistige und das Materielle, das Sittliche und das Geistige immerfort ineinandergreifen; überhaupt der ganze Weltproceß beruht auf Polarität, und Polarität ist nichts anderes als eine Wechselbeziehung, in welcher zwei entgegengesetzte Kräfte zu einander stehen. Wer das geheimnißvolle Wirken dieses Gesetzes kennt, entdeckt in der Welt und in der Natur dennoch eine innere Ordnung.

Oft sind wir selbst so pedantisch gesinnt, daß wir keinen Sinn für diese schöne Wechselwirkung haben, sondern uns gefällt nur dasjenige, was der Gesetzmäßigkeit unseres eigenen Verstandes entspricht. Wir kritisiren sogar Gottes Schöpfung, weil wir meinen, Alles müsse sich darin genau unseren regelrechten Verstandesforderungen anbequemen. Gelang es nicht einmal dem Schöpfer, seine Werke allen Menschen recht zu machen, um wie viel weniger ist es möglich, daß ein Autor alle Leser befriedige. Der Kritiker verlangt oft von dem Produkt eines Schriftstellers mehr, als er je von Gottes Werke verlangen dürfte, nämlich daß Alles darin seinem Geschmack genau entspreche. Kommt er dann zur Einsicht: daß an den Naturgesetzen doch nichts zu ändern ist, so fängt er an, sie als eine ewig-wirkende, wunderbare Ordnung zu preisen, und verschweigt wohlweislich, was ihm daran nicht gefällt; da, wo er nicht gezwungen ist zu schweigen, übt er seine Tadelsucht rücksichtslos aus, und zwar auf die wegwerfendste Weise, unbekümmert, ob er seinem Nebenmenschen Unrecht thut oder nicht. Dieses Wort gilt solchen, welche nur ihre eigene Art zu schreiben gelten lassen, für eine liberale und wohlmeinende Kritik ist man zu jeder Zeit dankbar. Was für ein Recht hat der Kritiker, einem Anderen genau vorzuschreiben, wie er seine Gedanken darstellen muß? Jeder Schriftsteller producirt seinem eigenen Genius gemäß, würde er sich von dem Kritiker die Feder führen lassen, so ginge eine vortreffliche Nachahmung daraus hervor, nur nichts

Ursprüngliches. Es ist ja ein Glück, daß der Autor selbstständig geschaffen hat, ohne sich zuvor bei einem Fachmann berathen zu haben, denn der böswillige und etwas eifersüchtige Kritiker geht nur darauf aus, alles zu tadeln, herunterzusetzen und zu verwerfen; fände er nicht in Wirklichkeit etwas, so müßte er es erfinden, somit ist ihm die Mühe des Erfindens erspart. Auf Eines läßt er jedoch immer noch warten, nämlich daß Er, der Meister, etwas Besseres producire.

Die Poesie, die eine geistige Arbeit umduftet, wie jener blaue Duft, bei einer schönen Beleuchtung, die Berge so magisch umhüllt, die Poesie, welche dem Schönheitssinn durch Gesetzlosigkeit schmeichelt, muß wie ein Schall in der Luft verwehen, sobald man nur mit dem pedantischen Verstand an eine Lectüre geht, mit der Absicht, die Fehler darin zu entdecken und das Uebrige nicht zu würdigen. Ueberhaupt ist es unmöglich, die Pedanten oder Buchstabenknechte zu befriedigen, „weil sie nur steif und ängstlich an gewissen beschränkten Formen oder Ansichten hängen und keine freiere Bewegung des Geistes zulassen“.

Sind wir unfähig, die Begeisterung des Schriftstellers zu theilen, haben wir keinen Sinn für die Idee, welche er dem Ganzen zu Grunde gelegt hat, was unstreitig die Hauptsache ist, so halten wir uns nur an einzelnen Mängeln auf, die gerade in den idealen Geistesprodukten am häufigsten vorkommen mögen, weil der Autor den Leser über steile Pfade hinweg auf Bergeshöhen führen möchte, wo ein Ideenpanorama sich vor ihm ausbreitet. Trotzdem für den Autor die Arbeit mühsamer war, als für den Wanderer das Bergsteigen, so hat ihn die Aussicht auf ein lohnendes Ganzes einige Steine unbeachtet im Weg liegen lassen; über diese stolpert die Buchstabenkritik, es ärgert sie so, daß sie sich nicht die Mühe geben mag dem Ganzen gerecht zu sein, denn an dem Einzelnen hat man sich schon zu viel gestoßen.

Es gibt auch Leser, die nur das für gut halten, was große Männer geschrieben haben und auf das Andere mit Geringschätzung

herunterſehen. Jene ſollten ein Beiſpiel an Göthe nehmen, welcher andere literariſche Producte ſehr gnädig und nachſichtig beurtheilte, wenn ſie nur irgend einen Werth hatten. Niemand hat die Sucht Alles zu tadeln mehr verdammt als Göthe; er ſagt zu Eckermann: „Wäre ich noch jung und verwegen, ſo würde „ich abſichtlich gegen alle techniſchen Grillen verſtoßen; ich würde „Alliterationen, Aſſonanzen und falſche Reime, Alles gebrauchen, „wie es käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptſache losgehen, und ſo gute Dinge zu ſagen ſuchen, daß Jeder „gereizt werden ſollte es zu leſen und auswendig zu lernen. Es „iſt immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn ſie ſo ins „Kleinliche des Techniſchen geht, und ebenſo iſt es ein Zeichen „eines unproduktiven Individuums, wenn es ſich mit dergleichen „befaßt".

Solche, die ſich von einem Vorurtheil nicht losmachen können, ſind noch zu entſchuldigen, denn man weiß, was für ein ſchreckliches Uebel das Vorurtheil iſt — es hat die Fortſchritte der Civiliſation ganzer Welttheile gehemmt. Was ſoll man aber aus dem Einwurf machen: Es gebe nichts Neues unter der Sonne, es ſei ſchon Alles geſagt worden, und zwar von den Alten viel beſſer als von den Neuen, man bedürfe deſſen nicht mehr? — Sobald die Periode des Antiken vorüber war, hätte man alſo alles Denken, Dichten und Trachten einſtellen ſollen? — Da ſind die Menſchen in phyſiſcher Beziehung großmüthiger; trotzdem es vor Tauſend Jahren ſchon Kinder gab — vielleicht ſchönere als jetzt — hat man nicht aufgehört wieder und wieder Kinder zu erzeugen, um das Geſchlecht fortzupflanzen. Man ſollte nicht fortfahren Ideen hervorzubringen, um auch das Geiſtige zu verewigen?

Es gibt, ich weiß nicht wie viele Gattungen von Pflanzen und Bäume; ihre Form, ihre Eigenſchaften weichen ungeheuer von einander ab. Weil jede Species mich an ihren gemeinſchaftlichen, mir ſchon bekannten Urſprung erinnert, d. h. weil

das Veilchen, die Rose und der Cactus nur Blumen sind, weil die Eiche und der Kirschbaum nur Bäume sind, und ich schon zum Voraus weiß, was ein Baum und eine Blume ist, so soll mich nicht ihre besondere Art erfreuen, die für mich jedesmal etwas Neues ist? Man besinne sich, ob man nicht ebenso thöricht im Geistigen urtheilt, wenn man ein neues Buch deßwegen nicht würdigt, weil möglicherweise Ideen darin vorkommen könnten, die an etwas schon Bekanntes erinnern. Auch glaube ich, daß der Schriftsteller nicht umsonst gearbeitet hat, wenn er die Menschen auf ihrer Eilfahrt nach materiellen Zielen, zum Stehen zwingt, um ihnen das Edlere, das in ihnen liegt, zum Bewußtsein zu bringen.

Viele, sogar Gebildete, erhalten nie eine Einsicht in das Leben; sie wissen überhaupt nicht, warum sie leben; um sich über das viele Böse und Widerspruchsvolle, das auf der Oberfläche vor sich geht, zu trösten, beruhigen sie sich damit: Alles, sogar das Böse, sei eine Zulassung Gottes, diesem müsse man sich blindlings unterwerfen. Welch eine neue Welt würde in ihnen aufgehen, wenn sie in die geheime Werkstätte des göttlichen Waltens eindringen würden, wenn sie die Idee oder das Geistige, welches das Ganze trägt und bewegt, klar vor Augen sähen! Auch ich bekenne mich zu dem bekannten Wort: „kein geschaffener Geist dringt in das Innere der Natur"; dennoch kann man durch Studium und Nachdenken Einiges von demjenigen, was unter der Decke der Erscheinungen liegt, klar erkennen.

Ich hoffe, daß der Plan des Ganzen Jedem offen vorliegt, so daß ich mich nicht zu rechtfertigen brauche, dennoch wünsche ich einige Bemerkungen vorauszuschicken. Auf den ersten Seiten heißt es: der ewige Wechsel von Harmonie und Disharmonie, welche sich zu einander wie Schatten und Licht verhalten, sei die nothwendige Bedingung unseres irdischen Daseins. Niemand kann leugnen, daß sein Leben diesem immerwährenden Wechsel unterworfen ist; dieser Grundbestimmung gemäß wäre ich berechtigt gewesen, ab-

wechslungsweise das einemal die Harmonie, das anderemal die Disharmonie des Lebens hervortreten zu lassen; diejenigen Seiten, welche ich der Harmonie oder dem Ideal gewidmet habe, könnten ebensowohl am Anfang als gegen das Ende stehen; ich habe mich trotzdem eines systematischen Fortschritts beflissen. Zuerst betrachte ich die Störung der Harmonie in der Natur und im socialen Leben, sowie die Leiden und Kämpfe, die für die Menschheit daraus hervorgehen, dann führe ich sie allmählig, meinen geringen Kräften gemäß, aus dem Kampfe heraus; erst gegen das Ende widme ich dem Ideal eine besondere Betrachtung; es muß mir den Uebergang aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit, aus dem Wechsel in die ungetrübte und wechsellose Harmonie des Jenseits bilden.

Die Grundidee ist so umfassend, daß sowohl der geschichtliche, literarische und religiöse Theil um ein Bedeutendes erweitert werden könnten, ich muß mich aber mit einem kleineren Bild begnügen, weil ein großes, umfangreiches Lebensbild unmöglich in diesen engen Rahmen eingepaßt werden kann. Sollte eine kleine Zeichnung, wenn sie deutlich und vollständig ist, nicht das Große abspiegeln, so daß man von dem Kleinen auf das Große schließen kann?

Ich nenne meine Schreibweise in einer Beziehung aphoristisch, weil sie Alles kurz darstellt; ich könnte mich auf namhafte, besonders französische Schriftsteller beziehen, welche auf dieselbe Weise geschrieben haben, und es ist bei ihnen als ein Vorzug hervorgehoben worden, daß sie viele Ideen und Ansichten in einen engen Raum gebracht haben. Ich bin zu dieser Art zu schreiben gezwungen, denn würde ich, bei diesem reichhaltigen Thema, ausführlicher sein, würde ich jeder Abtheilung lange und specielle Beschreibungen widmen, so ginge das Schreiben geradezu ins Unendliche. Niemals ist der philosophische, der literarische, der religiöse und der historische Stoff erschöpft worden, selbst von den umfassendsten, ausführlichsten Werken nicht. Weil man nicht

Alles erwähnen kann, so soll man deßhalb nichts erwähnen? Warum haben die Menschen die dramatische Kunst erfunden, und warum ist sie ihnen von allen Künsten die liebste? Weil sie von langen Zeiträumen nur die Hauptmomente auffaßt und dem Zuschauer nur das Interessanteste vorführt, weil sie dadurch unterhält und anzieht, daß sie alles Ueberflüssige oder Langweilige ausstößt und die Hauptbegebenheiten festhält. So ist auch die kurze Schreibweise dramatisch, sie verliert sich nicht in langen Begriffsdefinitionen, welche gewöhnlich den Leser verwirren, statt ihn zu überzeugen, sondern sie stellt die Ideen, sowie die Begebenheiten, plastisch dar, d. h. sie macht sie dem Leser durch eine lebendige Ausdrucksweise anschaulich, so daß er glaubt, die Dinge zu sehen oder zu fühlen. Beschreibt man z. B. einem Leser, welcher noch nie eine Rose gesehen hat, die Rose durch den „**Begriff**", so wird er sich keine richtige Vorstellung davon machen, und sollte auf diese Definition ein ganzes Buch von Gelehrsamkeit verwendet werden, sobald man ihm aber eine Rose in die Hand gibt, weiß er klar, was sie ist; ja noch mehr, statt der kopfermüdenden Beschreibung freut er sich ihres schönen Anblicks und ihres köstlichen Geruchs. Viele gelehrte Schriften erschöpfen ihre Kraft umsonst, um den Menschen vorzudemonstriren, daß es ein Ding an sich oder kein Ding an sich gibt, was die Zeit und der Raum ist, der Leser braucht nur die Augen aufzuschlagen, um sich factisch zu überzeugen, daß es Dinge an sich gibt, und daß der Raum und die Zeit eine Wirklichkeit außer uns sind. Die Ideen und Wahrheiten verlieren deßhalb nichts von ihrer Größe, weil man sie nicht durch den Begriff in die Länge ausdehnt, sondern sie treten durch die gedrungene Kraft nur desto deutlicher hervor.

Ich wüßte, um dieses noch klarer zu machen, kein passenderes Wort anzuführen als folgendes aus Schillers ästhetischen Briefen: „Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere „Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie

„sie demonstrirte, und wie kraftlos oft die demonstrirten Wahr„heiten sind, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische „Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen und die Erkennt„nisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauungen umzu„wandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den „Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, „denen schon ihre Natur untersagt, den unnatürlichen Weg der „Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht „auf die Erkenntniß eben das, was sie im Moralischen in Rück„sicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen „in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form „und in den Gründen niemals vereinigt haben würden."

Ja wohl kraftlos sind jene wissenschaftlichen Definitionen, Abstractionen und Spekulationen. Um sich den Charakter einer gelehrten Schreibweise zu vergegenwärtigen, lese man nur Kants Kritik der reinen Vernunft, und gewiß kehren die meisten Leser freudig zu einer einfachen aber klaren Schreibeweise zurück, wenn dieser auch der Stempel der Fachgelehrsamkeit fehlt.

Jene Kantische Kritik kommt aufs Bodenlose und beweist durch alle ihre Beweise nichts; d. h. sie gibt, auf dem Wege der transcendentalen Dialektik das Resultalt: daß der Begriff eines höchsten Wesens oder eines Gottes zwar eine sehr nützliche Idee sei, daß man aber das wirkliche Dasein eines Gottes nicht beweisen könne, so wenig als eine Unsterblichkeit der Seele und daß der objectiven Welt, oder den Gegenständen an sich, keine Realität zukomme. Da, wo Kant seine logischen Begriffe aufgibt, und aufs moralische oder praktische Gebiet übergeht, wird er auf einmal erhaben, er sagt einfach: das moralische Gesetz sei, wie der gestirnte Himmel, ein Objekt der ewigen Bewunderung für die Menschen. Die Moral definirt Kant nicht wissenschaftlich, er nennt sie ein angeborenes Gefühl, welches unerklärlich sei. Ein Fingerzeig, daß gerade das Schönste und Beste im Menschen den trockenen Verstandesbegriffen entgeht. Merkwürdig! im Be-

griff und durch die mühsame Analyse löst sich bei Kant alles in Nichts auf, denn er kann dort nicht beweisen, daß es Dinge an sich gibt; sobald Kant auf die Praxis zurückkömmt, erhält er wieder einen Gott, eine Unsterblichkeit der Seele und eine wirkliche Welt. Wir halten es also lieber mit der Praxis als mit dem Begriff. —

Wie sollen wir jene streng-wissenschaftlichen Werke, von Fachmännern geschrieben, nennen? Sie sind bewunderungswürdige Monumente der menschlichen Vernunft, sie stehen da als ewige Säulen in der Gedankenwelt und mögen für die Gelehrten immerfort unerschütterliche Stützen sein. Soll die Intelligenz, welche des Menschen höchste Kraft ist, immer auf hohen Felsenspitzen thronen? soll sie nicht ins Thal herniedersteigen und sich mit der menschlichen Gesellschaft befreunden? Sie besitzt eine Lebensfähigkeit, welche sich aller gebildeten Stände bemächtigen kann, sie enthält Kräfte, welche das Materielle veredlen. Damit sie nicht nur einen Theil ihrer Funktionen verrichte, sondern alle, darf das Intellektuelle sich nicht durch eine weite Kluft vom Praktischen und Materiellen trennen. Die Brücke, welche Beides verbindet, oder von dem Einen zu dem Anderen hinüberführt, ist die ästhetische Form und die einfache klare Schreibeweise. Ein Schriftsteller, welcher nicht nur für Einige,. sondern für Viele schreibt, muß sich dieser Form bedienen, selbst um den gelehrten Stoff fürs Publikum genießbar zu machen. Man wird ihm zwar abfühlen, daß er nicht für Fachmänner geschrieben hat, daß er sich auch nicht besonders bemüht hat, diese Leute zufrieden zu stellen, dieser Mangel wird dadurch ersetzt, daß das Originelle seiner Darstellung ein größeres Publikum interessirt.

Schiller sagt: „Ein darstellender Schriftsteller wird es so„wohl mit Denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur „empfinden, denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens „auf, als mit Denjenigen, welche nur denken, denn er fordert „von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu

„bilden. Weil aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten „gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig, „beide billigen also was sie fassen, und vermissen nur, was ihr „Vermögen übersteigt." [1])

Wer dasjenige, was aus dem Gefühl und der Phantasie entspringt, als „verschwommen" [2]) betrachtet, und nur das schätzt, was der nüchterne Verstand erzeugt, der präge sich die soeben angeführten Worte Schillers ein, damit sie ihm als Richtschnur dienen bei seinem literarischen Urtheil. Schiller hat vollkommen verstanden, daß der Mensch mit zwei scheinbar auseinander gehenden Geistesvermögen: der Gefühlskraft und der Denkkraft ausgerüstet worden ist, daß nur aus einer harmonischen Vereinigung beider das Schöne hervorgeht. Eine Rede muß nothwendig einen geistigen Theil und Bedeutung haben, es muß sich eine Gedankenfolge wie eine Kette durch das Ganze ziehen, wovon jeder einzelne Gedanke so fertig und abgerundet sein soll als der Ring einer Kette; man hat das Recht, dieses vom Schriftsteller zu fordern; gibt er seine Ideen halbgedacht und unzusammenhängend, so ist seine Arbeit „verschwommen". Aber, der trockene Verstand wirft nur das Gedankengerippe hin, es muß Fleisch, Blut und Leben erhalten, dieses empfängt es durch die Gefühle und die Phantasie. Ein Irrthum ist es, wenn man den Gefühlen „Verschwommenheit" oder besser gesagt: Verworrenheit zuschreibt, denn sie allein verbreiten den Zauber des Lebens um sich. Was nur durch den Verstand gedacht, und nicht zugleich empfunden worden ist, bleibt kalt, fröstelnd, prosaisch, trocken und läßt den Leser unberührt.

---

[1]) Siehe Schillers ästhetische Briefe.

[2]) Ich weiß nicht, ob dieses ein gut deutsches Wort ist, es bedeutet in diesem Sinn so viel als undeutlich.

Die Gefühle können sich eben so deutlich ausdrücken als der Verstand, sie finden ihren Ausdruck in der Begeisterung und in der Idealität. Durch sie wird die Stimmung gehoben, ja gerade sie geben dem Werk eines Schriftstellers eine präcise, deutliche Richtung, wodurch man sogleich erkennt, weß Geistes Kind er ist, denn sie streben nach Oben, nach dem Licht des Idealen.

Nur was zuerst empfunden worden ist, kann sich im Menschen zum klaren Bewußtsein gestalten, denn was er nicht selbst fühlt, ist ihm fremd. Es war das Gefühl, welches unseren großen Poeten Göthe und Schiller ihre hohen Gedanken und ihre unnachahmliche Sprache dictirte, wie arm wären sie gewesen ohne Gefühl! Schiller drückt sich in einem Brief an Göthe folgendermaßen aus: Göthe sei genöthigt, wegen der ausschließlich logischen Richtung, welche der moderne Reflexionsgeist nimmt, „rückwärts Begriffe wieder in Intuition umzuwandeln und Gedanken in Gefühle zu verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringt".[1])

Wie armselig ist ein Mensch, welcher nur in logischen Begriffen kramt, gegenüber einem Göthe, in dessen richtigen Intuition, wie sich Schiller in demselben Brief ausdrückt: „Alles und weit vollständiger lag, was die Analysis mühsam sucht". Die moderne Begriffsgelehrsamkeit spricht ein: Wehe, Wehe! aus über diejenigen Werke, welche sich nicht in ihrer Schule das regelmäßige Quadrat haben vorzeichnen lassen, in welches sie alle ihre Worte und Ideen hineinzwingen sollten; sie bemerkt nicht, daß sie selbst eine Zwangsjacke anzieht, denn wie können Jene, welche keine Unregelmäßigkeit, keine Ausnahme von der Regel und keine Freiheit erlauben, genial schreiben, da man doch weiß, daß die Natur niemals steif und streng regelmäßig schafft? Haben wir des Conventionellen nicht genug? muß auch der Geist sich eine steife Formel vorschreiben lassen?

[1]) Siehe Schillers Briefwechsel mit Göthe.

Ich bedaure nicht, daß es mir nicht möglich ist, den steifen Forderungen der grammatischen Schulregel zu entsprechen, sondern es thut mir leid, daß mir der Reichthum der Imagination und der Sprache fehlt, welcher das Erbtheil bevorzugter Geister ist, um die Idee, von welcher ich beseelt bin, besser, beredter und genialer ausführen zu können, in dieser Beziehung bekenne ich mich als arm. Trotzdem kann ich nur von solchen verstanden werden, welche einen Sinn für Harmonie haben. Meinen Lesern eine Einsicht in das Wesen der Harmonie und des Gleichgewichts zu geben, welche die vollkommenen Gesetze sind, auf welchen der Weltprozeß beruht, wäre der schönste Lohn für meine Arbeit.

Erster Abschnitt.

Harmonie und Gleichgewicht.

Auf der Wechselwirkung zweier Gegensätze beruht das ganze Dasein: Einheit und Mannigfaltigkeit, Ruhe und Bewegung, Streit und Friede, Materie und Geist; ewiger Wechsel der Erscheinungen und Unveränderlichkeit der Gesetze sind sich so unähnlich, dennoch ist der Mensch diesen, sowie noch Hundert einander entgegengesetzten Ursachen unterworfen. Von Alters her hat sich der kühnste Forschergeist an der Lösung des Weltproblems versucht, und ihm hat oft der Gegensatz von Geist und Materie, von dem Wechsel der Erscheinungen und den ihnen dennoch zu Grunde liegenden stabilen Gesetzen, die größte Mühe gemacht. Soll Gott, als das vollkommene, reingeistige Urwesen eine materielle Welt, die von Unvollkommenheiten angefüllt ist, geschaffen haben? Kann die Sinnenwelt, welche das Bild des Ewig-Wandelbaren darbietet, geeignet sein, Gesetze zu geben, die eine Regelmäßigkeit in die Erscheinungen bringen? Diese Antinomien oder Widersprüche sind in der That bedeutend, sie verleihen dem Weltganzen den Charakter des Räthselhaften.

Die ersten philosophischen Denker Griechenlands, wie Thales von Milet, Anaximander u. s. w. schieden den Geist noch nicht von der Materie; wie die Natur Alles vereint und das Ungleichartige mit einander vermählt, so flossen auch für sie Beides: das Sinnliche und das Intellektuelle ineinander. Auf dieser ersten Stufe konnte der Menschengeist nicht stehen bleiben, er mußte sich vom Strand, auf welchem er seine Kindheit zugebracht, los-

reißen und sich dem unruhigen Meer der Zweifel, sowie der Forschung preisgeben. Der Verstand und die Vernunft wurden ihm sichere Leitsterne. Er fing an zu trennen, zu sondern, somit erhielt er die Gegensätze. Viele Philosophen beharrten einseitig auf den Gegensätzen, sie schrieben nur der Sinnlichkeit und der Materie wahres Sein zu; sie waren die Materialisten und Sensualisten. Die Idealisten behaupteten das Gegentheil: der Verstand sei überall und allein das Reale und die Sinnlichkeit nur Quelle der Täuschung. Das Stabile, welches in der Natur und in der Außenwelt allem Veränderlichen als Grundlage dient, verlegten die Einen in den Verstand und in die Vernunft des Menschen, nur im Denken wollten sie ewig-gültige Gesetze erkennen; um wissenschaftlich consequent zu sein, gingen sie so weit, die Wirklichkeit der Außenwelt zu leugnen. Den Skeptikern war das ganze Dasein nur ein unsicherer Traum, ein Phantom, das an uns vorüberzieht, ein Werden und Vergehen ohne inneren Halt.

Mitunter ergriffen kühne Denker die beiden Zügel der Gegensätze und schufen eine Harmonie. Sie sind von jeher in der Geschichte der Philosophie die erhabensten, hervorragendsten Geister gewesen, welche nicht nur einzelne Meinungen äußerten, sondern Systeme gründeten, und den Ton angaben in der Philosophie.

Schon Pythagoras hatte einen hohen Sinn für Harmonie. Plato, obschon er dem Rationellen oder Intellektuellen den Vorrang gab, und ihm die Empirie, oder die Erfahrungswelt unterordnete, wünschte dennoch ein harmonisches Verhältniß zwischen Beiden ohne so weit zu gehen als die extremen Idealisten und die Wirklichkeit der Materie und der Außenwelt zu leugnen. Aristoteles, welcher nicht nur das Ideelle, sondern auch das Reelle und die Materie als den Ausgangspunkt alles Geschaffenen annahm, indem er in den natürlichen Körpern das Princip der Bewegung fand, stieg von diesen auf bis zu einer letzten Endursache, einem selbstständigen Wesen, das unbeweglich und unveränderlich bleibt, das aber die Bewegungsquelle ist, obschon es sich selbst nicht bewegt; dieses Wesen ist Gott; somit hat auch er die Harmonie zwischen den Gegensätzen von Ruhe und Bewegung,

von Stoff und Geist, von der Veränderlichkeit der Materie und einer ihr zu Grunde liegenden unveränderlichen Ursache gefunden.

Durch das Mittelalter hindurch gingen die Gegensätze von Schein und Wesen, von Sein und Nichtsein scharf auseinander; nachher im 17ten und 18ten Jahrhundert standen sie einander, obschon in veränderter Form, abermals gegenüber; einem kühnen modernen Geist, Hegel, ist es gelungen neuerdings eine Harmonie herzustellen, welche zwar nur Wenige befriedigt, weil sie keinen Trost fürs Leben gibt, und weil ihr bewunderungswürdiger Gedankenfluß ins Meer des Pantheismus ausmündet. Hegel hat den Widerspruch zwischen Geist und Materie, zwischen Gott, als dem Inbegriff aller Vollkommenheit, und einer unvollkommenen materiellen Welt, meisterhaft gelöst, denn nach ihm durchgeht die Gottheit selbst den Proceß des irdischen Daseins und entwickelt sich ihm gemäß.

Bemerkenswerth ist jedoch, daß die größten und tiefsten Denker von jeher einen Versuch machten, die Extreme auszugleichen; zuerst sonderten sie dieselben, dann stellten sie eine höhere Einheit her. Sie haben erkannt, daß es eine Zusammenstimmung der Gegensätze gibt, diese Uebereinstimmung ist der Einklang oder die Harmonie. Der Einklang ist der Ideal- oder Normalzustand der geistigen Welt, das Gleichgewicht ist der Normalzustand der physischen Welt, denn alle Naturkörper sind Gesetzen unterworfen, welche nach dem Gleichgewicht streben*) und die in den Bewegungen die Regelmäßigkeit hervorzubringen suchen. Da aber die Harmonie und das vollkommene Gleichgewicht in den meisten Fällen das Ideal bleiben, welches von der Wirklichkeit selten ganz erreicht wird, weil das Höchste und Beste, was die Erfahrung leistet, in einer Schwankung zwischen den Extremen besteht, und das Gleichgewicht beständig nach der einen oder andern Seite übertreten wird, so ist es nothwendig, daß auch wir bei unserer einfachen,

*) Hier möchte Jemand die Einwendung machen: Ein Gesetz sei etwas Stabiles und könne nicht streben; dieses ist aber eine oberflächliche Anschauung der Sache, denn ein Gesetz ist zugleich eine zwingende Macht, welche die Dinge beherrscht, und was ist zwingender für das Leben als das Streben, ohne Streben ist auch kein Leben.

populären Betrachtung die Gegensätze ins Auge fassen, daß wir dieselben verfolgen und dann wieder zur Harmonie zurückführen. Es kann uns nur zum Trost dienen die Einsicht zu erlangen: daß sogar aus den unvermeidlichen Störungen der Harmonie Gutes hervorgeht. Im practischen oder materiellen Gebiet wird uns das Gleichgewicht, im geistigen Gebiet die Harmonie oder der Einklang, als Ideal, sowie deren Störung beschäftigen.

Harmonie! — Es gibt der Menschen so viele, die nur von Harmonie träumen in einem Dasein wo Kampf, Mühe und Entbehrung das Losungswort ist. Der ist aber ein Thor und verschließt sein Herz dem Mitgefühl, welcher wähnt, dem Menschen, und auch dem glücklichsten, blühe auf Erden nur Wonne und Himmelsharmonie.

Die ganze Menschheit ist sich ihrer Aufgabe des abwechselnden Leidens und Genießens bewußt; und jene ungetrübten Glücksideale sind in das Gebiet der Völkersage zu verweisen, wo die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese wie ein Klageton zu uns herübertönt.

Trotzdem daß die Menschheit von tausend Uebeln wie von Fangarmen umklammert ist, und die ganze Schöpfung sich einem ewigen Kampfe unterzieht, hat das Wort Harmonie eine tiefe Begründung; nur dadurch, daß die Harmonie nicht ungestört bleibt, sondern daß sie in der Natur und im Menschenleben unterbrochen wird, ist das irdische Ringen und Streben, ist die ganze Thätigkeit und der sittliche Werth der Menschheit bedingt. Der ewige Wechsel von Harmonie und Disharmonie, welche sich zu einander wie Schatten und Licht verhalten, ist die nothwendige Bedingung unseres irdischen Daseins.

Wenn wir, angesichts bedeutender Mißtöne im Leben, die durch das Wort Leiden am Besten bezeichnet werden, dennoch an eine Harmonie glauben, auf was beruht dieser Glaube? Er beruht theils auf Schauen, theils auf Hoffen. Das Urbild einer vollkommenen Harmonie ist uns in die Seele gelegt worden; es schwebt uns vor als Ideal, das oft seine Verwirklichung auf Erden findet, noch öfter aber nicht. Da wo wir das Ideal verwirklicht sehen, geht der Glaube in Schauen über, da wo feind-

liche Mächte dazwischen treten, geben wir den Glauben an den Sieg des Schönen und Guten dennoch nicht auf.

Wie gern verweilten wir bei der Harmonie und auf den Höhen des Ideals, wo man sich der Sonntagsruhe erfreuen könnte und wie ungern streift man das Feuerkleid ab, um sich den Anstrengungen der Werktage zu unterziehen! Wir müssen, um das Leben in seiner wahren Gestalt zu betrachten, vorher die Mühen der Erde, oder die Disharmonie ins Auge fassen, und sehen inwiefern sie fruchtbringend für die Menschen sind. Natürlich gestattet der enge Raum eines Buches nur Einiges anzudeuten, und ich werde hinlänglich belohnt sein, wenn Geist- und Kenntnißreichere als ich, sich die Mühe geben, die Ideen zu ergänzen.

Die Störung des Gleichgewichts im Leben, und das Streben dasselbe wieder herzustellen, wodurch die praktische Thätigkeit bedingt ist.

Dehnen wir unseren Blick auf die ganze Menschheit aus. Beruht nicht ein großer Theil der menschlichen Thätigkeit auf der einfachen Thatsache: daß im Leben ein Gleichgewicht gestört wird, und auf der Nothwendigkeit dasselbe wieder herzustellen? Unter Gleichgewicht stellen wir uns ein richtiges Verhältniß zweier oder mehrerer entgegengesetzten Kräfte vor, welche zuvor im Streit mit einander waren, die sich aber vollkommen ausgeglichen haben und ein angenehmes Ganzes bilden. Ein Körper befindet sich im Gleichgewicht, wenn verschiedene Kräfte gleichmäßig auf ihn einwirken, so daß er nicht ins Schwanken kommt. Der Schöpfungsprozeß beruht auf dem Princip des Gleichgewichts. Die Erde hat, als sie ihre Bildungsperioden durchging, Momente gehabt, wo sie schöner, üppiger, reicher war als jetzt, aber die hervorgebrachten ungeheuren Schätze sind durch einen immer aufs Neue wirkenden Zerstörungsproceß untergraben worden. Abgesehen von den zerstörenden gewaltsamen Elementen und den stattgefundenen

Umwälzungen, wird der Erdball gleichsam von einem Strome umfluthet, dessen Wellen das von der Natur und von Menschenhand Hervorgebrachte verschlingen, und dessen Wasser die Kraft hat jeden Einzelngegenstand langsam aufzulösen. Doch die Natur stellt diesem Feinde durch ihre ewig-gebärende Kraft mächtig entgegen und hält das Gleichgewicht immer wieder her. Die zerstörenden und aufbauenden Kräfte der Weltordnung halten sich das Gleichgewicht. Dies ist der Hergang der Dinge seit undenklichen Zeiten gewesen und ist, in nicht bildlicher Sprache, weiter nichts als ein chemischer Prozeß, der die Dinge zwar zerlegt und auflöst, aber ihre Atome niemals vernichtet.

Der Mensch hinwieder ist von jeher dazu berufen gewesen, an der Herstellung des Gleichgewichts im Leben mitzuwirken, und darauf ist ein beträchtlicher Theil der menschlichen Thätigkeit gegründet. Man besinne sich: ob nicht der Handel, die Industrie, ja das theilweise Wirken der Wissenschaft dadurch in Anspruch genommen werden, daß einmal verfertigte und durch irgend einen Zerstörungsprozeß beschädigte Gegenstände, oder ein gestörter menschlicher Organismus wieder hergestellt werden müssen? Sind die Gegenstände der Industrie der Zerstörung unterlegen, so müssen sie durch Neues ersetzt werden. Nun bitte ich auf folgenden Gedanken besonders zu achten: Verhielte es sich in jedem Zweige der Thätigkeit nur so, wie ich soeben beispielsweise gesagt habe, so wäre der ganze Weltprozeß eine Danaidenarbeit, und der Kultur wäre vielleicht eine Danaidenqual. Aber, gerade wegen des so entmuthigenden Zerstörungsprozesses, und veranlaßt durch die vielen Unfälle, Irrthümer und Zerstörungen, werden alle intellectuellen Kräfte und die ganze menschliche Energie in Bewegung gesetzt, um Besseres zu erfinden und Dauerhafteres hervorzubringen. Es gibt kaum einen Handwerker, Mechaniker, Gelehrten, deren Erfindungskraft, Geist und Scharfsinn nicht durch Hervorbringung eines zweiten, dritten u. s. w. Produktes entwickelt worden wären, die nicht schon bei der Wiederherstellung des vorhandenen Gegenstandes, oder bei der ersten ihnen gelungenen Entdeckung und Erfindung daran gedacht hätten, wie etwas Neues zu vervollkommnen wäre. Besonders das Reich der Wissenschaft

hat oft dadurch, daß es durch Irrthümer und Hemmungen zurückgedrängt worden ist, an innerer Kraft gewonnen, und ist, nachdem es gewisse Perioden der Verdunklung überwunden hatte, nachher mit desto hellerem Leuchten hervorgetreten. Gewiß ist: Irrthum führt zur Wahrheit. Ueberhaupt ist ohne Vergleichung kein Fortschritt denkbar, denn nur dadurch, daß der Mensch sein gegenwärtiges Wissen mit dem vorangegangenen unvollkommenen vergleicht, weiß er ob er Fortschritte gemacht hat; er sieht das frühere Mangelhafte ein und strebt dem Besseren entgegen. Das Progressive ist in allen Dingen eine Nothwendigkeit.

Auch sind alle Zweige der Thätigkeit so ineinander verschlungen, daß sich nachweisen läßt, wie eine Thätigkeit die andere hervorgerufen hat, bis Ackerbau, Industrie, Handel, Kunst und Wissenschaft ineinandergriffen. Besonders der Handel mußte einer erweiterten Industrie zu Hülfe kommen.

Da in einem Lande niemals alle die Schätze vorkommen, welche die Natur im Großen und Ganzen erzeugt, so müssen Schiffe, mit den reichen Producten anderer Welttheile beladen, über den weiten Ocean segeln, um sie allen Menschen zu bringen. Eine Seeschnecke hat die phönizischen Kaufleute an das Meeresufer gelockt, um den Saft, welchen sie beim Sterben ausschwitzt, aufzufangen. Es gab die Purpurfarbe, in welche sich die Großen dieser Welt einhüllen. Sie hat den Orient mit dem Occident verbunden und dem Völkerverkehr einen unermeßlichen Aufschwung gegeben.

Die genialen Schöpfungen der Kunst bilden eine Ausnahme von dem Gesetz, das zur allmäligen Vervollkommnung spornt, denn sie sind aus dem Genie entsprungen, das Genie wirkt spontan und wie durch Inspiration; deßwegen waren diejenigen Völker des Alterthums, welche unter dem Einflusse des Genies standen, in Kunst und Poesie der modernen Zeit überlegen.

Die vielen mechanischen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen sind auch nur Glieder einer die Menschheit umschlingenden Kette der Fortbildung; denn es läßt sich nachweisen, daß Andere, theils der Vergessenheit Anheimgefallene, jede große Entdeckung oder Erfindung vorbereitet hatten, und daß nur Der-

jenige den unsterblichen Ruhm erntete, welcher den glücklichsten Wurf gethan. Wie Vieles, das die moderne Zeit zur Gewißheit gebracht, ist von den Alten geahnt, ja schon angedeutet worden?

Sogar die Geistesproducte des Poeten und Schriftstellers sind nicht immer spontan, sondern sie bedürfen häufig der Anregung von außen. Es schlummern im Menschen Kräfte, die nur durch eine Veranlassung ihren Ausdruck in Worten finden.

Das Sprichwort: Noth sei die Mutter aller Erfindungen, enthält eine große culturhistorische Wahrheit. Die Noth hat aber die Menschen in ein niederes Stadium der Cultur gebracht; es bedurfte zur weiteren Entwicklung der Intelligenz eines anderen Antriebs, diesen erhielten die Menschen durch die wachsenden Bedürfnisse und durch den erfinderischen Drang des Genies. Nothwendigkeit, Bedürfnisse und Erfindungsgeist halten einander das Gleichgewicht. Die Bedürfnisse rufen viele Erfindungen hervor; die Erfindungen ihrerseits erzeugen viele Bedürfnisse.

Den größten und wichtigsten Impuls zum thätigen Schaffen hat der Mensch dadurch erhalten, daß alles in der Natur wild und chaotisch durcheinanderwächst; daß es der ordnenden Menschenhand, der Cultur des Bodens, der Erziehung der Gewächse, des Aufbaues der Städte und Wohnorte bedarf, um den Erdkreis genießbar zu machen. Hier bedarf es immerfort einer den Zerstörungen entgegenwirkenden Kraft, welche die Harmonie und das Gleichgewicht wieder herstellt. Im Menschen regt sich also auch eine schöpferische Kraft, er fühlt sich durch dieses Band desto inniger mit dem großen Ganzen verbunden! —

Ideen über die Entwicklung des Menschengeschlechts.

Die vorhin ausgesprochenen Gedanken sind nicht streng systematisch geordnet worden, man bedenke aber, daß es, um sie zu verstehen, keiner fortschreitenden Culturgeschichte der Menschheit bedurfte. Die Idee, welche ich auszuführen wünschte, bezieht sich auf den Prozeß der Natur, der immer zerstört, und durch welchen die Menschheit zu jeder Zeit genöthigt wird, theils

alle intellektuellen Kräfte zu bethätigen, theils Hand anzulegen, um diesen Zerstörungen entgegenzuwirken, was einen immerwährenden Kampf bedingt. Dieser Kampf weckt die geistige Kraft, er spornt zum Nachsinnen; der Verstand wird geschärft, die intellektuellen Fähigkeiten concentriren sich — und der Mensch verfolgt dadurch die Bahn des Fortschritts.

Den neueren Forschern der Naturwissenschaft ist eine Entwicklungstheorie des Menschengeschlechts gelungen, welche die äußerste Regelmäßigkeit verfolgt. Die Gelehrten weisen eine Reihenfolge von Entwicklungsperioden auf, die vom thierähnlichen Menschen bis zum intellegentesten fortschreiten. Eine unermeßliche, unbestimmte Zeit liegt zwischen dem Urzustand des Menschen und der Cultur. Obschon jene Theorie ihre zahlreichen Gegner findet, so ist es gewagt, den Gelehrten zu widersprechen, es folgen demnach nur einige Gedanken, die sich auf diesen Gegenstand beziehen.

Wohl läßt sich eine Stufenreihe der Entwicklung vom Niedrigsten und Geringsten bis zum Höchsten verfolgen; um diese factische Wahrheit zu bestätigen, braucht man nicht um so viele Jahrtausende zurückzugehen, denn die jetztlebende Menschheit bietet uns eben dasselbe Bild. Geht man durch alle Schichten der Gesellschaft, von der intelligentesten in Europa bis hinunter zu den Australiern, Feuerländern und Neuseeländern, oder nur bis zu den Negern und den noch zahlreichen wilden Völkerschaften Amerika's, Asien's und Afrika's, so findet man Menschen genug, die sich kaum über jenen Culturzustand erheben, welchen die Naturforscher in der Eis- oder Rennthierperiode, als der zweiten, vom Urmenschen an gerechnet, entdeckt haben, wo die Menschen von der Jagd lebten und den Gebrauch des Metalls noch nicht kannten. Die jetzt lebenden Pescherays an der äußersten Südspitze Amerikas stehen auf einer weit niedrigeren Stufe als die von Jagd und Fischfang lebenden Völker; ihr Zustand ist nicht viel besser als derjenige des Urmenschen, der Höhlenbärenperiode, wo die ersten Menschen, dem Affen ähnlich, mit wilden Thieren in Höhlen sollen gelebt haben. Die Pescherays, sagt Herder: „sind vielleicht die niedrigste Gattung der Menschheit. Klein und häßlich, „von unerträglichem Geruch, nähren sie sich mit Muscheln, kleiden

„sich in Seehundsfelle, frieren jahrüber im entsetzlichsten Winter, „und ob sie gleich Wälder genug haben, so mangelts ihnen doch „sowohl an dichten Häusern als an wärmendem Feuer".*) — Sie sind also so geistesarm, diese Elenden, daß sie sich nicht einmal der an der Hand liegenden Mittel zu bedienen wissen, um sich gegen die Strenge des Klimas zu schützen.

Trotzdem sich die Civilisation jetzt bedeutend ausgebreitet hat, so daß zahlreiche Völkerschaften entweder durch den Krieg vertilgt worden sind, oder sich, durch Vermischung mit gebildeteren Völkern, civilisirt haben, gibt es Gegenden genug, welche theils wilde, theils geistig stumpfe Menschen beherbergen. Es gibt sogar ganze Rassen in Beziehung auf welche die Frage noch nicht gelöst ist: ob sie in dem Grad bildungsfähig sind als die Europäer. Wären sie es, warum sind sie seit Jahrtausenden nicht vorwärts gekommen, während die Deutschen, die Engländer, ja jedes Culturvolk, deren Vorfahren auch wilde, rohe und ungebildete Menschen waren, in kurzer Zeit so unermeßliche Fortschritte gemacht haben? Hier läßt sich wohl die Einwendung machen: wenn die deutschen Völkerschaften, welche einmal Barbaren waren, sich nicht mit den gebildeten Romanen vermischt hätten, sie vielleicht ihre jetzige Bildung nicht so schnell erreicht haben würden, allein der Keim zu einer höheren geistigen Entwicklung lag in ihnen, ohne diese Anlagen wären sie nie geworden was sie sind. Wohl haben die Völkerwanderungen und die Vermählung der verschiedenen Völkerstämme untereinander die Civilisation ungemein befördert; überall überwältigten die Intelligenteren die geringer Begabten und machten sie ihnen dienstbar, oder, wie dieses bei der großen europäischen Völkerwanderung geschah, die Barbaren nahmen die Sitten und Religion, sowie die Geistesbildung der überwundenen Nationen an und civilisirten sich desto schneller. Wären sie selber nicht im Besitz geistiger Anlagen gewesen, so hätte ihre Civilisation wahrscheinlich nie einen solchen Höhepunkt erreicht. Dieses führt uns zu folgenden Gedanken:

1) So wie es verschiedene Menschenrassen gibt, von welchen

*) Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

die Einen entwicklungsfähiger und edler als die Andern sind, gibt es im Menschen angeborene Fähigkeiten, edlere Triebe und höhere Geistesvermögen, welche ihn vor Anderen bevorzugen. Jedes Leben bringt seine Kraft aus dem Inneren hervor; das Edle, Geistige und Vorzügliche wird aus einem besseren Keim erzeugt, welcher dem Geringen und Schlechten fehlt.

Der Urmensch, oder der Bewohner der Bärenhöhlen, besaß, nach der Aussage der Naturforscher, die dürftigsten Anlagen, seine Schädelbeschaffenheit war wohl die eines Menschen, er lebte aber noch mit wilden Thieren zusammen, und erhob sich über dieselben kaum um eine Stufe. Dieses soll die erste Periode der Menschheit gewesen sein, obwohl sie Niemand gesehen hat. Der Mensch der zweiten, oder Rennthier- und Eisperiode, besaß schon Kunst- und Schönheitssinn; er hatte einen Schädel mit hochgewölbter Stirn, von bedeutender Hirncapacität, welcher Intelligenz verräth, er konnte sich unmöglich aus jenem entwickelt haben, ohne daß wenigstens eine gänzliche Umwandlung, oder eine Metamorphose, stattgefunden hätte. Auf diese Culturperiode folgten immer höhere Stufen bis zu den Ackerbau, Industrie, Kunst und Wissenschaft treibenden Völkern. Es entstand eine Sprache, — (der Urmensch soll noch nicht gesprochen, sondern seine Wünsche durch laute Gemüthsaffecte geäußert haben) — nach der Sprache kam eine Schreibart, die intellektuellen Fähigkeiten steigerten sich bis zu den mannigfaltigsten und schönsten Erfindungen und dem genialsten Gedankenaustausch.

Können wir uns Alles dieses denken ohne eine schaffende Intelligenz in der Welt? von welcher — zugegeben daß sich Alles aus sich selbst herausbildet — doch der Keim des Geistes herrührt. Warum diese Sprünge von einer völlig geistlosen Art auf eine intelligente, von welcher bestätigt wird, daß sie eine von der anderen gänzlich verschiedene war? Ist wohl nicht ein höherer Typus des Menschengeschlechts zugleich mit einer höheren geistigen Anlage begabt worden, deren Ursprung sich nicht erklären läßt?*)

*) Auf die Unmöglichkeit: daß der Geist aus rein stofflichen und sinnlichen Ursachen entstanden ist, werde ich in der „Stofflehre und Geisteslehre“ noch näher eingehen.

Hätte sich die Menschheit nur aus dem Affengeschlecht emporgearbeitet, so könnten gar wohl alle Menschen von einem Paar abstammen, da aus jenem vermeintlichen Affenmenschen unmöglich die später sich zu entwickelnde hohe Intelligenz schlüpfen konnte, so haben auch viele Naturforscher verschiedene Typen oder Rassen als ursprünglich angenommen und diesen müssen verschiedene geistige Begabungen angeboren gewesen sein, von welchen sich viele aus dem Keim aufs Herrlichste entfaltet haben.

Beharren Andere trotzdem auf der Annahme Eines Urtypus, — bekanntlich sind die Gelehrten sehr uneins über diesen Punkt — so könnte dieser nur aus einem Typus hervorgegangen sein, in welchem selbst schon das Geistige implicite oder eingehüllt lag, aber niemals aus dem völlig geistlosen Affen, welcher ja schon seit Jahrtausenden diese Erde bewohnt, und sich nicht geistig entwickelt hat, weil die intellektuelle Kraft nicht in ihm lag; denn das ist ein Gesetz: daß zu allem was werden soll, der erste Anfang oder der Keim vorhanden sein muß.

Daß die Einflüsse des Climas die Lebensweise der verschiedenen Rassen, ihren Charakter und alle jene mannigfaltigen Formen, unter welchen die Menschheit auftritt, bedingen, kann man zugeben; daß das Clima und die Sinneseindrücke aus der Wirklichkeit dem im Innern wirkenden Geist der Wissenschaft, der Kunst, der Religion, mit einem Worte der Intelligenz, die Entstehung und den Inhalt gegeben haben, dieses zu behaupten, geht zu weit*). Das Clima befördert oder hemmt die Entwicklung der Intelligenz, es modificirt sie sogar, je nachdem es günstig oder ungünstig einwirkt, aber es schafft sie nicht. Wie man die Sache betrachte, und geht man, um gerecht zu sein, in jene materialistischen Ideen auf einen Augenblick ein, so kommt man immer zu dem letzten Resultat: daß das Geistige im Menschen auch geistiger Natur ist und nicht nur ein Produkt des Materiellen, oder eine gewisse Thätigkeitsfähigkeit des Stoffes. Woher aber das Geistige? Es ist etwas Geheimnißvolles um den Geist, von welchem wir sagen können: wir wissen nicht von

*) Ich werde auf dieses bei der Stofflehre näher eingehen.

wannen er kommt; er kreist wie eine Weltseele in der Menschheit und ist bis jetzt dem Secirmesser des Anatomikers entgangen.

Es ist wohl nicht zu kühn, zu behaupten: daß der Ursprung des Wesens des Geistes nicht im Stoff, sondern in einer uns unbekannten intellektuellen Kraft liegt. Da aber in der Sichtbarkeit der Geist an den Stoff gebunden ist und von diesem beeinflußt wird, ja, da in den meisten Fällen seine Entwicklung durch das Materielle bedingt ist, so hat dieses Viele veranlaßt, ihm die Selbstständigkeit abzusprechen. Nähere Beobachtungen können eben so viele Beweise von einer Herrschaft des Geistes über den Stoff geben. Schon die gegenseitige Einwirkung des Materiellen auf das Geistige, und des Geistigen auf das Materielle beweist, daß beide ein an und für sich Bestehendes sind, denn wenn etwas auf uns einwirken kann, muß es eine selbstständige Kraft besitzen. Sollte sich im äußersten Falle das Geistige nur aus dem Materiellen entwickelt haben, so wäre ja doch das Stoffliche durch einen Geisteskeim befruchtet worden. So wie es ein Weltgesetz ist: daß alles sich nach und nach und stufenweise entfaltet, konnte demnach das Geistige nicht sogleich in seiner höchsten Vollendung auftreten. In den unteren Naturregionen müssen wir es aufsuchen; das Thier verräth durch seine Intelligenz ein Regen des Geistes; aber in ihm wirkt er noch dumpf; er potencirt sich durch diese niederen Sphären hindurch zum klaren Bewußtsein beim Menschen. Der Mensch, auch der dem Thier am nächsten stehende, erhebt sich über dasselbe durch das Selbstbewußtsein, das Schlußvermögen und die Ueberlegung; nun hat das Bewußtsein so unendlich verschiedene Stufen; in einer und derselben Schicht der Gesellschaft, in einem und demselben Erdstrich treffen wir die höchste Geistesarmuth und die reichste Geisteskraft an. Dieses muß uns zu der Annahme führen, es wirke im Inneren ein geistiger Impuls, welcher vermittelst eines ihm entsprechenden günstigen Organs sich durch die schönsten Geistesgaben und eine vollendete Sittlichkeit offenbart, während es ihm unmöglich ist, sich durch ein thierisches, oder ärmlich menschliches Organ einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Zu diesem Resultat wären wir gekommen, so lange wir den Geist als ausschließlich an die Materie

gebunden betrachteten; wir glauben aber an die Selbstständigkeit des Geistigen und an eine absolute Idee, welche über die Materie erhaben ist, durch welche sich gottesbegeisterte Menschen inspirirt fühlen.

2) Es gibt in der Natur, sowie in der Geschichte, nebst dem systematischen Fortschritt, Variationen, ja sogar zahllose Ausnahmen von der Regel. Die Natur zerstört oft ihre Werke, an welchen sie Jahrhunderte lang gearbeitet hatte, in einem Augenblick. Ihre häufigen Revolutionen haben sogar Verwirrung und Unordnung in die geologische Ordnung gebracht; auch die Geologie ist sich mancher Ausnahme von der steifen Regel bewußt.

Wäre alles in der Natur und in der Geschichte streng regelrecht, so müßte die jetzige ganze Masse, wenigstens der civilisirten Menschheit, in demselben Grad entwickelt sein als Europa's intelligenteste Söhne es sind, denn sie hat ja, vom Urmenschen an gerechnet, viele Hunderttausend Jahre Zeit zur Entwicklung gehabt. Wir brauchen weder nach Afrika, noch nach Südamerika, oder sonst einem anderen Welttheil zu reisen, um geistesbeschränkte und rohe Menschen zu treffen, deren Fähigkeiten entweder höchst kümmerhaft oder nicht ausgebildet sind; das civilisirte Europa, welches den Gipfel der Cultur bildet, besitzt solche Menschen genug. Eine große Anzahl dient nur der Nothdurft und kommt kaum über das tägliche Bedürfniß hinaus. — Viele, ja sehr Viele, sind unfähig zu einem höheren Geistesleben.

Umgekehrt besaß Afrika, welches bis jetzt noch die Heimath einer unciviliſirten Rasse ist, schon im Alterthum, in einigen Küstenländern, eine bedeutende Cultur. Amerika, als es entdeckt wurde, war von Norden bis Süden von theils wilden, theils primitiven Völkern bewohnt; trotzdem fand man in Alt-Mexico und in Peru den Sitz einer uralten Cultur, von welcher einige Gelehrte behaupten, daß sie die älteste war*). Mitten in dem wilden Völkermeer sind Oasen, wo die Menschen, aus den unerforschten Tiefen des Lebens, das Geistige hervorbringen und so zu sagen der Zukunft vorgreifen.

*) Siehe Humboldt's Cosmos.

Wir lesen zwar: daß jene Länder ihre Civilisation einzig der fruchtbaren Beschaffenheit des Bodens und einem günstigen Clima verdankten; z. B. einer gleichmäßigen Zusammenwirkung von Hitze und Feuchtigkeit, daß ohne diese beiden Bedingungen die Völker der heißen Zone unmöglich civilisirt sein könnten, denn wo die Menschen von der Hitze leiden, kann nur der Ueberfluß und der Reichthum es ihnen möglich machen die Bequemlichkeiten um sich zu verbreiten, die das äußere Zeichen einer Cultur sind. Ueberhaupt soll, nach der Ansicht der Realisten, die Cultur eines Volkes nur durch die Einwirkungen der Natur bedingt sein, sogar sein Charakter entwickelt sich demgemäß. In Beziehung auf Amerika soll das der Grund gewesen sein, warum vor der Ansiedlung der Europäer, außer Peru und Mexico, alle übrigen Länder von Wilden bevölkert waren, weil nur in diesen beiden Ländern das Clima eine Civilisation möglich machte*). Es springt sogleich in die Augen, daß Nord-Amerika noch dasselbe Clima besitzt, wie damals, als es entdeckt wurde, daß dort eine gebildete Nation sich erhoben hat, weil bildungsfähige Menschen sich dahin begaben; daß jenes Clima auch die Civilisation der Eingeborenen begünstigt haben würde, wenn die Bedingungen dazu in ihrem Geist gelegen wären. Das Clima war also kein Hinderniß.

Wahr ist's, daß in völlig heißen Zonen der Ueberfluß des Wachsthums das ersetzen muß, was die Menschen wegen ihrer Lethargie, durch die Hitze bewirkt, an Arbeit nicht zu leisten vermögen, deßwegen können asiatische Völker den Despotismus eher ertragen als die europäischen, weil sie durch ihre Indolenz und Entnervung für die Schläge der Despotie weniger empfindlich sind; während in Europa die Freiheit der Ersatz für Anstrengung und Arbeit sein muß. Gehen wir aber einen Augenblick auf die Ansicht der Realisten, die alle Culturerscheinungen nur von äußeren Einflüssen ableiten, völlig ein; gibt man zu, daß die Araber, so lange sie ihr unfruchtbares Vaterland bewohnten, geistig nichts hervorbrachten, sowie sie nach Europa kamen, ein wissenschaftliches Volk wurden; daß Egypten, sowie jedes civilisirte Land anderer

*) Siehe Buckle's Geschichte der Civilisation Englands I. B.

Zonen ihre Cultur nur der Begünstigung des Bodens oder des Climas verdankten, so bleibt noch folgende große Wahrheit zu berücksichtigen.

Der menschliche Geist ist ursprünglich darauf angelegt, Fähigkeiten, die ihm angeboren sind, zu entwickeln; ist er durch äußere Einwirkungen gehemmt, so bleibt der Geist zurück, ja er ist sogar gelähmt, so weit geht der zerstörende Einfluß des Climas — aber, der Mensch leidet;*) wo ihm keine überwältigenden Hemmnisse im Weg stehen, drängt er sich mit Macht hervor und überwindet seinerseits viele Hindernisse. Es verhält sich damit wie mit dem Samenkorn; fällt es auf einen nur einigermaßen ergiebigen Boden, so sendet es sofort sein Wachsthum zum Himmel empor. Die Pflanze lebt vollkommen ihrer Bestimmung gemäß, es kommt kein Widerspruch in ihrem Wesen vor, weil keine zweite Macht verderblich auf sie einwirkt; tritt dieser Fall ein, so ist ihr Leben dahin. Der Mensch aber lebt fort, selbst unter den drückendsten Bedingungen, selbst da, wo ihm beinahe die Möglichkeit zum Leben genommen wird; deßwegen leidet er — und die Leidensfähigkeit des Menschen bezeugt laut: daß er nicht seiner ursprünglichen geistigen Bestimmung gemäß lebt, daß sein Geist entweder durch die Verhältnisse, durch Mangel oder Krankheit, oder durch das Clima, und was das Schlimmste ist, durch die Ungerechtigkeit der Menschen unterdrückt wird. Auch das Thierreich lebt mehr seiner rein physischen Bestimmung gemäß als der Mensch, darum leidet es weniger; nur im Menschen kommt der ewige Zwiespalt zwischen innerer Freiheit und äußerer Nothwendigkeit vor, daher leidet er am meisten. Die Menschheit besitzt also ursprüngliche, höhere geistige Fähigkeiten, die nicht nur die Summe der Nahrung, des Climas und der Verhältnisse sind, wie dieses die Sensualisten behaupten — sondern sobald es ihnen möglich ist, gehen sie über das Physische hinaus und die geistige Freiheit überschreitet die Schranken der physischen Nothwendigkeit.

Die Civilisation jener despotischen Staaten Asiens, Afrikas

*) Gewisse Bewohner der Nordpolgegenden sitzen zusammengekauert, und saugen ihr eigenes Blut als Nahrung ein.

und Amerikas war eher ein Fluch als ein Segen für die Menschheit — warum? Weil die kolossalen Monumente der Kunst, wodurch jene Völker sich zu verewigen gedachten, von einem schreienden Mißverhältniß in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen zeugen; von einer enorm reichen, ziemlich cultivirten und besonders privilegirten Menschenclasse einerseits, und von dem Zustand der sclavischen Entwürdigung des Volkes andrerseits. In allen jenen sogenannten Culturländern war der große Haufe nicht viel besser als Lastthiere und schien zu nichts gut als zu immerwährender, unbelohnter Arbeit. In Peru mußten die gemeinen Leute alle Abgaben bezahlen, die Vornehmen und die Geistlichkeit waren ganz frei; da erstere nicht einmal ein Eigenthum erwerben konnten, so mußten sie die Kosten der Regierung durch ihre persönliche Arbeit bezahlen, die gänzlich unter dem Befehl des Staates stand. In Indien hieß man die große Masse des Volkes Sudras, sie waren dazu verdammt in der Armuth zu leben, nur um keine Bedürfnisse zu haben und um für die Reichen zu arbeiten; unterstund sich ein Verworfener, oder ein Sudra, die heiligen Bücher zu lesen, wahrscheinlich um seinen Bildungstrieb zu befriedigen, so wurde siedendes Oel auf ihn gegossen. Die Geschichte aller civilisirten Länder anderer Welttheile ruft laut das Wort: Ungerechtigkeit, Unterdrückung! Es waren nicht freie Menschen, die jene Pyramiden, Tempel und Palläste bauten, die noch als Zeugen eines großen Geistes dastehen, sondern Sclaven; durch Frohndienst wurde jene Herrlichkeit verewigt, der Schweiß einer unglücklichen schmachtenden Menschheit klebt an ihren kolossalen Mauern. Gerade jene Ruinen einer ehemaligen glänzenden Cultur sind Bestätigungen unseres Satzes: daß in den Menschen angeborene Geisteskräfte wohnen, die sie in der Cultur verwirklichen, obschon, je nach den Völkern und Individuen, die Gaben sehr verschieden sind. Wo das Geistige nicht durch Despotie, Gewaltthat, und Verletzung aller Menschenrechte unterjocht wird, wie dieses bei den vornehmen und privilegirten Classen jener Culturländer Asiens und Afrikas der Fall war, bricht es sich Bahn und drückt sich in den schönsten Monumenten aus; tritt der entgegengesetzte Fall ein, so muß es entweder untergehen

oder es kann nie aufkommen. Die Nichtunterdrückten in jenen Weltgegenden erzeugten die Ideen, die Sclaven führten sie, als lebendige Maschinen, durch Frohndienst aus.*) Europa, wo zwar die Mißverhältnisse noch lange nicht im Gleichgewicht sind, aber nicht so schreiend auftreten, ist ein lebendiger unumstößlicher Beweis unseres Satzes, denn in ihm übt der Geist, vermöge eines höheren Maßes von Freiheit, und einer leisen Annäherung zur Gleichheit in der Gesellschaft, eine so gewaltige Herrschaft über die Natur aus. In den heißen Zonen ist der Natureinfluß stärker als der Geist, in Europa ist der Geist stärker als die Natur, was durch ein mäßiges Clima möglich gemacht wird; daher jener große Unterschied in der Civilisation. Auch die glänzendste Cultur Asiens zeugt von einem befangenen Geist; die beste Cultur Europa's ist die, wo der Geist sich emanzipirt hat von der Materie und vermöge der tiefen Forschung einerseits und des idealen Schwungs andererseits, dem Göttlichen näher gekommen ist.

3) Es gibt, nebst dem Fortschritt oder dem Vervollkommnungstrieb, welcher eine geistige Nothwendigkeit ist, auch etwas Stereotypes oder eine stehende Form. Die Erde wird, nach der Aussage der Gelehrten, noch abermal Tausend Jahre bestehen. Gäbe es nicht bestimmte feststehende Wahrheiten, welche von dem Strudel des ewigen Wechsels nicht verschlungen werden können, so wären die einmal errungenen Kenntnisse eine Null — oder ein Irrthum — denn dem Vervollkommnungstrieb gemäß könnte der jetzige erleuchtetste und genialste Mensch keinen Ausspruch geltend machen, weil ja in Hundert Jahren die Menschen unendlich gescheidter sein werden, so daß die jetzigen Gedanken noch unreif sind. Es sind aber Gedanken vor Jahrtausenden ausge-

*) Ich bitte dasjenige zu lesen, was Jakob Burkhardt aus Basel in seinem Buche: „die Zeit Constantins des Großen" über egyptische Zustände sagt. Da tritt besonders auf p. 137—40 deutlich hervor, daß die Bevölkerung des untern Landes Egyptens „ein in Taglohn arbeitendes, nichtsbesitzendes und sehr wenig bedürfendes Proletariat war" — eine Art Parias — daß ferner die Bukolen, ein Räubervolk, ein Schlag verbitterter, ruchloser Menschen waren: die „durch unmenschliche Repressionen sich in einer immerwährenden Gährung befanden".

sprochen worden, die eine unsterbliche Schönheit und Wahrheit und eine ewige Jugendfrische behalten; sie übertreffen sogar die Ideen der Jetztzeit. Man lese nur die Lebensbeschreibungen großer Männer des Alterthums, sowie die moralischen Abhandlungen von Plutarch, und man erstaunt über den Reichthum der genialsten, treffendsten, ewig wahren Gedanken, welche aus dem Munde großer Männer der Vorzeit geflossen sind; sie enthalten Wahrheiten, die sich auf jedes Gebiet des Lebens beziehen. Auch sind die Grundprincipien der Mathematik, der Mechanik, der Chemie, und der exacten Wissenschaften unumstößlich, so daß diese Kenntnisse nur einer weiteren Entwicklung bedürfen.

Wohl haben sich die Menschen aus der Kindheit heraus zum Mannesalter herangebildet; es liegt noch eine unbestimmte Entwicklungsfähigkeit im Schooße der Zukunft verborgen. Trotzdem gab es Völker der Vorzeit, welche in mancher Beziehung der jetzigen Generation überlegen waren, an deren Vorbilder wir uns immer noch ergötzen. Wir bemerken im Einzelnen große Geister, geniale gedankenreiche Dichter, welche vor Jahrhunderten blühten, und die vielleicht nie übertroffen werden. Sie sind urwüchsige Pflanzen, welche nicht in dem Treibhaus der Wissenschaft sorgfältig erzogen worden sind. Das Genie war bei ihnen eine Naturgabe — das Genie grenzt, wie Schiller sagt, an die Wildheit. Woher nun jene geistige Kraft, welche im Alterthum schon die Menschen beseelte? Woher jener angeborene Ideenreichthum, welcher unabhängig von der Außenwelt, das Erhabenste erzeugte? Wohl nimmt der Dichter, der Künstler, der Gelehrte vielen Stoff von der Außenwelt in sich auf; es müssen sich in ihm, damit er das Schöne producire, der Realismus und Idealismus harmonisch vereinigen. Es leben aber geniale Geister, welchen die Außenwelt sehr wenig gewährt; sie bringen ihre geistige Fruchtbarkeit aus dem Inneren hervor — nicht die sinnliche Anschauung, sondern die Vorstellung und die Idee sind der Quell, aus welchem sie schöpfen. Es wirken geistige Kräfte in der Menschheit, welche die Naturforscher nicht systematisch erklären können.

4) Auch die Wahrheit: daß die Hindernisse und Störungen in der Natur die Geisteskraft des Menschen wecken und schärfen,

hat ihre Beschränkung, und in keinem Falle wie in diesem, handelt es sich so genau um das Gleichgewicht. Wären die Hindernisse das Hauptagens zu der Entwicklung der Intelligenz, so müßten die Eskimos oder die Kamtschadalen die intelligentesten Menschen sein, weil sie mit den größten Schwierigkeiten des Climas zu kämpfen haben. Noth und Mangel tödten aber den Geist. Da der Mensch überall, selbst unter den günstigsten Umständen, Schwierigkeiten zu überwinden hat, so müssen die Hindernisse von überwindlicher und nicht von unüberwindlicher Natur sein. Immerwährender Genuß erschlafft die Kräfte, ewige Armuth und Noth unterdrückt sie — eine mäßige, angemessene Thätigkeit aber, verbunden mit Wohlstand, befördert das geistige und körperliche Wohl. Die Lebensweise der Menschen ist durch das Clima bedingt. Mit der Beschaffenheit des Climas können wir theilweise die Fortschritte der Menschheit verfolgen. Zwischen den Extremen liegt das Beste; auch die Natur gibt uns diesen Beweis, denn in den gemäßigten Zonen wohnen die geistig und körperlich schön gebildetsten Menschen.

Die Naturforscher mögen sich Jahrhunderte lang abmühen, um eine systematische Ordnung in der Natur und in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit aufzustellen, sie werden immer auf Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten stoßen, weil man mitten im Reich der höchsten Lebensbildungen auch die niedrigsten Gattungen antrifft. Es gibt einen Maßstab, welcher niemals trügt und keine Ausnahme duldet, nämlich das Gleichgewicht und die Harmonie. Da wo alle physischen Kräfte aufs Vortheilhafteste und harmonisch zusammenwirken, bringen sie in der Natur das Beste und Edelste hervor; da wo alle geistigen und sittlichen Kräfte sich harmonisch vereinigen, erzeugen sie das Ideale oder das Vollkommene.

Hat wohl die schöpferische Kraft die zahllosen Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen von der Regel absichtlich in die Natur und in die Geschichte hineingestreut, um den Verstand der Verständigen zu demüthigen? Gewöhnlich nehmen die Gelehrten, wenn sie ihre Systeme aufstellen, von den Ausnahmen keine Notiz, weil sie dem Begriff, der Theorie, und der Gesetzmäßigkeit widersprechen.

Störung des sozialen Gleichgewichts durch den Krieg und Gedanken über den Nutzen, welchen der Krieg für die Entwicklung des Menschengeschlechts gehabt hat.

Die mächtigste Störung des sozialen Gleichgewichts hat wohl der Krieg verursacht; trotzdem er unsägliches Unglück über die Menschheit verhängt, hat er in manchen Fällen die Entwicklung der Civilisation befördert.

In der Geschichte gilt dieselbe empirische Wahrheit, wie in der Natur: daß jede Kraft durch Concentration oder Zusammenziehung, unendlich gewinnt. Wie viele Millionen leben ein unbedeutendes Dasein dahin, weil sich die in ihnen keimende moralische und geistige Kraft nach außen verflüchtigt. Nur dadurch wird in Natur- und Menschenleben etwas Wirksames hervorgebracht, daß die Organe, seien es nun die physischen oder die geistigen, sich zu irgend einer Thätigkeit anstrengen, folglich müssen die Kräfte sich concentriren, um etwas Tüchtiges hervorzubringen.

Wären die civilisirten Völker aus dem Sinnenrausch und der sittlichen Erschlaffung, welchen die menschliche Natur in Zeiten des materiellen Gedeihens nur zu leicht unterliegt, durch ernstlichen Kampf nie geweckt worden, so hätten vielleicht eine göttliche Religion, eine höhere Geistescultur und die Sittlichkeit weniger Fortschritte gemacht. Nicht daß die wahre Religion, die Kunst und die Wissenschaft, diese geistigen Hebel der Menschheit, ohne Krieg nicht hätten gedeihen können, denn sie gingen von jeher ihre eigenen Friedenswege, und sind aus einem inneren Bedürfnisse entstanden. Sowie es für den Einzelnen ein Unglück ist, sich in seinen geistigen Bestrebungen isolirt zu sehen, ist es ein Unglück für die Religion, für Kunst und Wissenschaft, wenn sie nur das Eigenthum einzelner Edlen und Erleuchteten der Menschheit bleiben, und nicht Gemeingut werden. Daß der tägliche Widerstand, welchen das Leben bietet, die Menschen nicht aus ihrer Geistesträgheit weckt, davon haben wir unwiderlegliche Beweise; für jeden erbärmlichen Tröbel sind sie beständig aufge-

weckt, nur nicht für das Geistige, das Interessante und das Wissenswürdige. Von Ersterem bekommen sie nie genug, ja das Leben der Meisten bewegt sich nur um jenen Trödel, das Geistige und das Wissenschaftliche wissen sie schon zum Voraus, obschon sie es kaum dem Namen nach kennen. Es bedurfte also öfters eines großen Nationalunglücks und des selbstständigen Kampfes, um den Geist der Menschen zu wecken, und der Krieg, jene weltgeschichtliche Nothwendigkeit, vor welcher wir uns beugen müssen, hat, trotz den vielen Leiden, die er verursacht, oft eine Energie in den Völkern entwickelt, deren sie sich in Zeiten der Ruhe nicht einmal bewußt waren, und welche, nach überstandenem Kampfe, herrliche Früchte trug. Wir gedenken hier nur derjenigen Völkerkämpfe, die durch äußere und innere Nothwendigkeit herbeigeführt worden sind, und nicht jener wilden, planlosen Eroberungen, die sich wie verheerende Mächte über die Menschheit ausgebreitet haben. In vielen Fällen bedrohte der Krieg die Cultur, in anderen Fällen bewirkte er eine Erweiterung des Reiches und war zugleich eine Vertheidigung der Religion, sowie der geistigen Interessen einer Nation.

Zahllose religiöse, politische und bürgerliche Reibungen zehren die innere Kraft eines Reiches auf; dieses geschah besonders in dem orientalischen oder byzantinischen Reiche der griechischen Kirche, sie haben dasselbe entnervt. Jenes unglückliche Reich war in solch einem Bigotismus versunken, daß der Streit wegen der Bilderverehrung, das schreckliche Unwesen, welches die Mönche dort trieben, die theologischen Streitigkeiten wegen der verschiedenen Naturen Christi, verbunden mit einem Kleinigkeitsgeist, der immerwährende Feindschaft hervorrief, z. B. zwischen der Partei der Grünen und der Blauen*) das Reich schwächten und

*) Dieser Streit hatte seinen Ursprung in der Vorliebe, welche man im Circus für die „Wagenlenker" hatte. Die Einen waren grün, die Andern blau gekleidet, die blauen rangen den grünen den Preis ab; man nahm für die Einen und die Andern Partei. Der Kaiser Justinian beschützte die Blauen, es gab Anlaß zu so bedeutenden Factionen, daß sogar die Familien untereinander sich zernichteten. Dieser Kleinlichkeitsgeist war in den Charakter der Griechen überge-

zerklüfteten. Wenn schon die kirchliche Orthodoxie anderthalb Jahrtausende hindurch ein Band um dasselbe schlang und es äußerlich zusammenhielt, so war durch diesen ewigen Hader innerlich Alles ausgehöhlt. Wie viele derartige Zustände treffen wir in der Welt, wo über den Moder ein bunter Mantel ausgebreitet wird, um die tiefen Schäden zu bedecken! Während die Türken und die Araber das Reich durch ihre Einfälle und Verheerungen aufs Aeußerste bedrohten, schwächte man sich durch unnützes Glaubensgezänk. Die alten Griechen und die Römer bildeten den absoluten Gegensatz. Auch sie waren immer in feindselige Parteien getheilt, sowie aber ein fremder Feind herannahte, ließ man allen Hader fallen und vereinigte sich, um das Vaterland, welches das theuerste Gut war, zu vertheidigen. Dieses machte die Nation stark und einig.

Als Alt-Griechenland gezwungen war mit den Persern Krieg zu führen, schien es ein Unglück zu sein, daß Athen, statt den Musen, dem blutdürstigen Ares opfern sollte. Nur durch diesen ungleichen Kampf wurde sich das vereinigte Griechenland seiner ganzen Energie und seiner nationalen Größe bewußt; dieselbe geistige Kraft, welche die Athenienser als Kriegshelden entwickelten, beseelte sie nachher in einem erhöhten Maße, um die Künste des Friedens zu befördern. Auf die Schlachten bei Maraton, Salamis und Platäa folgte das Zeitalter des Perikles. Unter der Leitung dieses außerordentlichen Mannes entfaltete sich in Athen eine bis dahin ungekannte Regsamkeit in Künsten und Gewerben. Ein fruchtbarer Genius breitete seine Schwingen über jene Stadt aus, die durch ihre zauberischen Schöpfungen der Kunst die Nachwelt in Erstaunen setzte. Die persischen Kriege waren der Hauptantrieb zu Griechenlands darauffolgender geistigen Größe.

Es ist schon alle Fülle der Beredsamkeit, besonders durch Rousseau, erschöpft worden, um zu beweisen, daß Energie des Geistes und des Charakters in einer Nation und die Herrschaft der Kunst und des Geschmacks einander fliehen, daß die Schönheit ihr Reich nur auf den Untergang kriegerischer Tugenden gründet;

gangen, und bedingte eine solche Zanksucht, daß nichts Großes aufkommen konnte.

deßwegen sprach Rousseau der Republik der Spartaner mächtig das Wort, wo man sich bekanntlich nur in den Waffen übte, und wollte Kunst und Wissenschaft aus dem öffentlichen Leben verbannt haben. Es leuchtet ein: daß die Geistescultur und die Kriegsübung einander das Gleichgewicht halten müssen. Wer kann wünschen, daß die Welt immerfort ein Schauplatz der wilden Eroberungen und des Kriegsgetümmels sei? Dieses ist das eine Extrem. Andererseits kann in einer Welt, wo alles auf Kampf und auf Selbstvertheidigung angelegt ist, nicht Jedermann sich der Kunst und der Wissenschaft, die Beschäftigungen des Friedens sind, ausschließlich widmen. Beide müssen nebeneinander bestehen können. Durch die Pflege des Geistes wird die kriegerische Rohheit gemildert, durch die Kriegsübung werden die Interessen des Vaterlandes verwahrt. Sparta selbst, das für seinen kriegerischen Geist so berüchtigte, liefert uns den geschichtlichen Beweis, daß sich die Einseitigkeit seiner ausschließlich kriegerischen Richtung bald rächte. Die Spartaner lebten, wie bekannt, von anderen Völkern abgeschlossen, nur dem Kriegsdienst ergeben; es erhoben sich Entzweiungen, Parteiungen und Feindseligkeiten im spartanischen Lager. Um die Einigkeit wieder herzustellen, griff man zu der Macht der Musik. Man ließ, wie Curtius, in seiner griechischen Geschichte p. 197 sagt: Terpandros, einen böotischen Sänger, rufen, welcher die lyrische Kunst, die er mit schöpferischem Geiste geordnet hatte, in Sparta einbürgerte, um durch heilkräftige Musik die bösen Dämonen des Unfriedens zu bewältigen und den engen Kreis spartanischer Bildung zu erweitern." Dieses war in dem rohen Sparta schon ein bedeutender Schritt zur Cultur und beweist, wie vielleicht kein anderes Beispiel, die Nothwendigkeit der Cultur. Ein Volk, das sie absichtlich verworfen hatte, nahm zu ihr wieder seine Zuflucht. Zuerst flohen die Kunst und die Kriegstugend einander; als sie sahen, daß das Eine ohne das Andere nicht ging, suchten sie sich wieder auf. Von dort an wurden verschiedene Keime attischer Geistescultur, besonders die Poesie, in Sparta eingeführt.

Aus der Geschichte wird zu beweisen gesucht, daß in Griechenand, Rom, Italien und bei den Arabern die Kunst erst blühte,

als jene Völker ihre bürgerliche und politische Freiheit eingebüßt hatten. Vielleicht entspringen aber jene Prachtliebe, Verweichlichung und die sie begleitende Sittenlosigkeit, die man der Herrschaft der Kunst und des Geschmacks zuschreibt, aus einem ganz anderen Grund, welcher tief in der menschlichen Natur wurzelt, und der, abgesehen von Kunst und Geschmack, der angeborene Hang zum Luxus und zum Reichthum ist. Nicht die Kunst hat den Luxus herbeigeführt, sondern die Liebe zu Pracht und Pomp hat bei ihr eine Stütze gesucht. Die Kunst hat dasselbe unglückliche Schicksal gehabt wie die Religion, weil sie zwei Leidensschwestern sind, waren sie immer so innig mit einander verbunden. Kunst und Religion sind göttlichen Ursprungs; beide mußten weltlichen Zwecken dienen und die Machtliebe sowie das Ansehen der Großen begründen, dadurch wurden sie verweltlicht oder säcularisirt.

Die Kunst, auch da wo sie eine materielle genannt werden kann, weil sie dem Luxus geschmackvolle Formen vorschreibt, verliert ihren ursprünglichen Adel nie; denn sie schreibt die Gesetze der Harmonie und der Symetrie vor. Um diese zu beobachten und auszuführen, bedarf es eines schwierigen Studiums, es bedarf der Arbeit und der geistigen Energie; deßwegen können wir die Energie, wenn sie auch keine kriegerische ist, niemals von dem schaffenden, künstlerischen Geiste trennen. Inwiefern die politische Freiheit und die Herrschaft der Kunst und des Geschmacks einander anziehen oder abstoßen, mag Dem vollkommen klar sein, welcher überhaupt eine Wechselwirkung zwischen beiden Ursachen sucht; wir beharren darauf, daß Kunst und Geschmack die Energie des Geistes nicht ausschließen. Wahrscheinlich ist unter dem kriegerischen Geist, der so viel Energie des Charakters und der Heldentugend entwickelt, und mit welchem sich die Künste des Friedens nicht vertragen, jene kriegerische Schwärmerei verstanden, wie wir sie bei den Spartanern, bei den Arabern, bald nach Mohammeds Tod finden, wo sie den Islam durch die Gewalt des Schwertes verbreiteten, und wie wir ihr wieder unter Cromwell und seiner Soldatenherrschaft begegnen. Bei einer ähnlichen Kriegslust, welche die Pflege von Kunst und Wissenschaft ausschließt, können aller-

dings die Blüthen des Geistes nicht gedeihen. Dies sind aber Ausnahmen in der Geschichte: außerdem begegnen wir nicht einem Lande in der Welt, wo nicht National- oder Bürgerkriege aus den politischen Begebenheiten hervorgegangen wären, wo trotzdem Kunst und Wissenschaft gedeihen konnten. Haben sie auch eine augenblickliche Unterbrechung erlitten, so lebten sie nach überstandener Gefahr wieder auf, wenn sie nämlich nicht im Keim erstickt worden sind.

In Rom wurden die Künste nicht durch freie, sondern durch Sclavenhände ausgeübt. Auch diese Thatsache hat vielleicht Einige veranlaßt, die republikanische und bürgerliche Freiheit als unvereinbar mit der Herrschaft der Schönheit zu betrachten. Die Armuth war eine Hauptbedingung der Tugend bei den Römern. So lange sich ihre Herrschaft nur auf einen Theil Italiens beschränkte, konnte die Republik in ihrer vollen Kraft bestehen. Die eroberten Ländereien oder Grundstücke, sowie die Kriegsbeute wurden gleichmäßig unter die Bürger vertheilt, welche zugleich Soldaten waren. Der Privatmann war verhältnißmäßig arm, sein Reichthum war das Wohl des Vaterlandes. Da man jene unnatürlichen Extreme zwischen einem unbegrenzten Reichthum und einer äußersten Armuth noch nicht kannte, so war für Alle das Interesse gleich groß, ihr Eigenthum zu vertheidigen und dasselbe durch eine neue Eroberung zu vermehren. Daher jenes Einstehen Aller mit Gut und Blut für einen Zweck, daher jener Gemeinsinn, welcher die höchste Begeisterung für das Vaterland hervorrief. Dies sollte anders werden. Das römische Reich vergrößerte sich riesenhaft; das Besitzthum vieler Privatleute häufte sich kolossal; die Kluft zwischen Armuth und Reichthum erweiterte sich immer mehr — Rom besaß nicht mehr nur freie, glückliche Bürger, sondern auch Reiche und Sclaven. Jetzt sollte die Kunst, die aus ganz natürlichen Ursachen immer den Reichthum begleitet, ausgeübt werden, um einen Glanz um die Großen zu verbreiten, und zwar durch eine zahlreiche Klasse von Menschen, welche weder Bürger noch Soldaten waren — sondern S c l a v e n. — Folglich mußte in Rom die Freiheit durch die Kunst beeinträchtigt werden, weil die Producte der Kunst aus Sclavenhänden hervorgingen.

Auch zu Athen unterjochte nicht die Kunst die Gemüther — am wenigsten die edlen — sondern der sie begleitende Reichthum und Luxus.

Dies gilt übrigens nur von der handwerklichen Kunst, die ideale, welche aus dem Genie entspringt, ist die Tochter der himmlischen Freiheit, und läßt sich niemals durch Sclavenhände entweihen. Geheimnißvoll wie die Gottheit ist das Genie. Gleichwie die Frühlingslüfte ein neu aufkeimendes Leben in der Schöpfung anregen, beseelt der Odem des Genies gewisse bevorzugte Geister, er weckt ein neues schaffendes Leben, das geheimnißvoll aufblüht — verwelkt — und in günstiger Jahreszeit aufs Neue blüht.

Italien könnte uns eine Antwort auf die Frage geben: inwiefern Kunst und Wissenschaft durch den Krieg beeinträchtigt werden. Dort schien sich der geistige Individualismus durch das grenzenlose Unglück, das Krieg und Tyrannei über jenes merkwürdige Land verhängt hatten, entwickelt und gekräftigt zu haben. Das Individuum wurde durch das zeitliche Leiden, welches es unter dem nationalen Druck aushielt, geistig reif. Rollen wir das Buch der mittelalterlichen Geschichte Italiens auf, so sind seine Blätter vollgeschrieben von: Verheerungen durch die Barbaren, von Gewaltherrschaften großer und kleiner Tyrannen, welche an Riesenhaftigkeit der Tyrannei eines Nero und Tibirius gleich kamen; von großen und kleinen Parteikriegen, von Empörungen und Verschwörungen, von Grausamkeiten jeder Art — von dem schrecklichsten der Uebel — dem drückenden Joche dreier Fremdherrschaften. Sollen wir noch den geistigen Despotismus hinzufügen, welchen die Nation unter dem Pabstthum und der Curie aushielt? Man staune über das höchste Wunder: daß die menschliche Natur, trotzdem alle Elemente des Unglücks gegen sie losstürmen, unerschöpfliche Hülfsquellen in sich selbst hat. Im 14., 15. und besonders im 16. Jahrhundert erfreuten sich Rom, Florenz, Neapel, Mailand, Ferrara u. s. w., sowie auch mehrere von den kleinen Tyrannenstaaten des Mäcenats hochherziger und ausgezeichneter Fürsten und Päbste; im Volk selber lebte ein genialer Geist, wovon die Republik Venedig ein unvergängliches Zeugniß ablegt; dieser geringe Sonnenschein reichte hin, um in Italien eine

Geistescultur zur Reife zu bringen, welche einst im Zenith der europäischen Civilisation stand. — Italien ging, wie ein Held aus einem Drama, aus der Tragödie seiner Geschichte geistig groß hervor. —

Das bisher Gesagte soll nicht als eine Vertheidigung des Krieges gelten, denn, wer wünscht nicht ein Reich des ewigen Friedens? alle Schauer des Schmerzes durchbeben das Innere, wenn man an die namenlosen Leiden denkt, die durch den Krieg über die Menschheit verhängt worden sind. Aber, eine tiefere Einsicht in die Natur der Dinge sagt uns, daß: so lange die Naturkräfte in Conflikt gerathen, und so lange die menschlichen Leidenschaften toben, ein Zustand der ungestörten Ruhe und des ewig lächelnden Glückes, ins Traumreich zu verweisen sind.

Das Schicksal fragen: warum es die oft gewaltsamen und ungerechten Eroberungen, die wüthenden Zerstörungen zugelassen habe, von welchen die Geschichte der Menschheit angefüllt ist, wäre eben so thöricht als zu fragen, warum die Menschen nicht ohne Leidenschaften sind? warum die ewig sich erneuernden Umwandlungen, Stürme und Verheerungen in der Natur vorkommen? Ohne diese hemmenden Factoren wären villeicht die Menschen Götter, würde der Menschengeist fliegen statt kriechen und würden die Bäume in den Himmel wachsen. Dieß ist jedoch eine unumstößliche geschichtliche Wahrheit: daß die Völker, welche durch vielfache Kriege und Eroberungen mit anderen Völkern in Berührung gekommen, die civilisirtesten sind, während die Wilden, die ihre Berge nie verlassen haben, und sich nie mit fremden Nationen vermischt, seit Jahrtausenden Barbaren geblieben sind. Wir begegnen in der Geschichte einem Schauspiel, das dem in der Natur analog ist, wo die Elemente eines ewigen Austausches bedürfen; ist der Luftkreis zu dünstig und schwül geworden, so müssen Luftzüge vom Norden her hineinströmen, um die Atmosphäre abzukühlen und das Gleichgewicht wieder herzustellen. Auch die gesellschaftlichen Zustände erreichen oft einen Grad von Corruption, welcher einem mit schädlichen Dünsten angefüllten Luftkreis nicht unähnlich ist; die menschliche Gesellschaft bedarf oft einer gänzlichen Erneuerung und Umwandlung.

Zweiter Abschnitt.

Wo die Extreme das Uebergewicht erhalten, kann die sittliche Weltordnung nicht bestehen, es muß eine Crisis eintreten.

Obschon uns die Weltgeschichte oft ein Schauspiel eröffnet, das dem gleicht, welches uns die Natur in ihrer äußersten Aufregung zeigt, so daß Gesetzmäßigkeit und Ordnung scheinen aus ihren Angeln zu treten und man nur das wilde Toben der Elemente sieht, so ist dieß nur ein scheinbares Chaos, denn die Harmonie ist, als ein göttliches Gesetz, im Inneren ungestört und unwandelbar vorhanden. Ohne sie könnten die Welten nicht in ihren Bahnen kreisen, ohne sie könnte der Haushalt der Natur nicht bestehen, ohne sie lebte die Menschheit wild und gesetzlos.

Die Harmonie ist der Compaß, welcher dem Geistesleben der Menschheit seine höhere Richtung gibt; sie ist das reine Sittengesetz; sie ist, — wenn es nicht zu kühn ist, es zu sagen — die Nemesis der Weltgeschichte. Nicht nur der Einzelne wird gestraft, wenn er sich von ihr entfernt, sondern ganze Völker stürzen sich ins Unglück und gehen sicher ihrem Untergang entgegen, wenn sie das Gesetz der Harmonie zu gewaltsam übertreten und dem verletzten Recht, der Sittenlosigkeit, der Ueppigkeit, dem religiösen Unglauben einerseits, oder dem Aberglauben und dem Fanatismus andererseits, das Uebergewicht erlauben.

Wenn die römische Welt und ihre Civilisation durch unbegrenzten Ehrgeiz, durch lange innere Zwietracht, durch übermäßige Eroberungssucht, welche aus keiner Nothwendigkeit hervorging, durch unglaubliche Prachtliebe, durch wilde Lust an

halten, die das Barbarische im Menschen überwinden, den Geist veredlen und die Sitten verbessern. Alexander führte die griechische Bildung in die von ihm eroberten Länder ein. Vorher hatte sich das geistige Leben Griechenlands auf einen verhältnißmäßig engen Raum beschränkt, alle anderen Nationen galten als Barbaren; jetzt wurde das Gefäß zersprengt und die Fülle des Geistes ergoß sich in die große weite Welt.

Fröhliche Künstler, Kaufleute und wißbegierige Gelehrte wanderten nach dem fernen Osten und wurden mit dessen Wundern bekannt. Das Mystische und Zauberhafte, welches jene Culturvölker Asiens umgab, fiel vor den Männern der Wissenschaft und ihrem Forscherblick. Orientalische Sprachen, Literatur und die monumentale Kunst wurden der Prüfung unterworfen, sie erwiesen sich dem Abendland als geistesverwandt und führten zu dem Resultat: daß die geistige Cultur der Völker ein großer Lebensorganismus ist, in welchem jedes Culturvolk als ein Glied lebt; daß ein gemeinsamer Geist die Völker zu einem Ganzen verbindet. Bis dahin hatten arische und semitische Völker unbewußt, durch die instinktive Macht des Genius, Analoges in Kunst, Poesie und Religion erzeugt, nachher wies der Reflexionsgeist der Gelehrten das Verwandte bis in die kleinsten Details nach; dieses complicirte Werk vollzieht sich heutzutage aufs Vollständigste. — Eine Epoche voll reicher Lebensentwicklungen, voll künstlerischer Produktionen, erhob sich im macedonischen Reich. Alexandrien in Egypten, wurde der Heerd des Hellenismus, noch andere bedeutende Städte wetteiferten mit ihm, allein es blieb die Metropole der nun weit verbreiteten geistigen Interessen.

Alexandrien! Wunderstadt der Welt! wo ein reges Geistesleben vor sich ging, wie man es kaum je erlebt hatte. Es war gleichsam eine Arche, in welcher die meisten Werke der Wissenschaft aufbewahrt wurden; von ihr ging ein neuer geistiger Impuls aus. Das Geistesleben dieser alexandrinischen Periode war zwar nicht vom Odem des Genies beseelt, wie früher dasjenige zu Athen in seinen besseren Zeiten, denn es war nicht die ursprüngliche Schöpfung, aber es erfüllte die Welt mit Liebe zur Wissenschaft. Dieser alexandrinischen Periode der Geistescultur fehlte die Inspira-

tion; nur sie ist fähig, das wahrhaft Schöne und Große hervorzubringen, denn sie ist eine That des schöpferischen Geistes; ihr Charakter ist: Originalität oder Ursprünglichkeit. Die Produkte der Nachahmung in Kunst und Literatur mögen correcter und regelmäßiger sein, allein sie tragen nicht den Stempel des Genies und, weil ihnen die Einfachheit fehlt, arten sie leicht in das Manirirte und Effektvolle aus.

Auch die macedonische Herrschaft sollte zur Neige gehen und einer weit umgreifenderen, der römischen, anheimfallen. Bekanntlich wurde die macedonische, ungefähr 50 Jahre nach Alexanders Tod, in 4 Reiche zersplittert, in das europäisch-macedonische, das kleinasiatische, das syrische und das egyptische. Bevor ich auf das römische Reich übergehe, sind einige nähere Betrachtungen über Griechenland nothwendig zum Verständniß der vorrömischen Welt. Es wird hoffentlich dem Leser klar werden: daß ich, bei meinen geschichtlichen Betrachtungen, bis zu den Extremen und den durch sie hervorgebrachten Krisen führe; wer dieses aus dem Auge verlieren sollte, den verweise ich auf das Seite 45 als Einleitung Gesagte, zurück.

Die griechische Welt.

Die Natur ist eine weise Haushälterin, sie läßt weder den Stoff, noch die Kräfte verloren gehen. Der Regen, welcher Feld und Thal erquickt, ohne welchen kein Wachsthum gedeihen könnte, besteht aus angesammelten Dünsten, die aus dem Meer, sowie aus dem Erdboden in den Luftkreis emporsteigen und in Gestalt von Wassertropfen wieder auf die Erde zurückfallen, um dieselbe zu befruchten.

Dieses scheint mir ein passendes Bild zu sein für die Ausbreitung des Menschengeschlechts. In unvordenklichen Zeiten saß in Hochasien ein Volk, die Arier genannt; es breitete sich rings umher aus, unterwarf sich, weil es im Besitz der Intelligenz war, die weniger Bevorzugten und wanderte nach anderen Welttheilen

aus. Die Inder, die Meder, die Perser, die Griechen, Italier, Deutschen, Slaven, Kelten u. s. w. sind arischen Ursprungs; auch die Semiten gehören der gemeinschaftlichen Abstammung an. Es war also ursprünglich ein Völkermeer, das sich nach Westen und Osten ausdehnte, um die Erde mit den in ihm liegenden Keimen der Cultur zu befruchten. Die Stämme der Pelasger ließen sich in Griechenland nieder; die urältesten Einwohner Griechenlands waren Pelasger, aus Asien eingewandert, und Brüder jener Culturvölker Asiens, der Meder, der Inder, der Perser &c. — Aber, wie verschieden bildeten sich diese Völker eines und desselben arischen Völkergeschlechts aus! Sollte mein Bild in einer Beziehung nicht ganz logisch sein, weil ja die Meeresdünste in die Höhe steigen, während die Kräfte, die aus dem Menschengeschlecht hervorgegangen sind, sich in der Ebene ausdehnen, so paßt es in einem andern Sinne desto besser, denn das Wasser ist ein ewig sich bewegendes Element, und Bewegung, Strömen und Fluthen hat in dem Volk der Hellenen das Leben entwickelt, im Gegensatz zu der oft üppigen Ruhe der Culturvölker Asiens. Die Civilisation jener Reiche: Assyrien, Babylonien, Egypten, Persien, besteht aus einem Stück, sie bietet wenig Abwechslung; diejenige Griechenlands ist sehr complicirt, sie faßt unendlich verschiedenartige Elemente in sich, und das macht letztere interessant. Als Griechenland durch Pelasger und Hellenen, durch Jonier, Dorier, Aeolier, Achäer und Pelopiden u. s. w. bevölkert wurde, erhielt es einen bedeutenden Zufluß von außen, vom allgemeinen Völkermeer: es behielt aber seine Einwohner nicht, wie Egypten, im eignen Land eingesargt, sondern es sandte den größten Theil wieder aus und erhielt immer neue Zuflüsse. Alle benachbarten Küsten und Inseln wurden durch Griechen bevölkert; die Inseln des Mittelmeers, der Archipelagus, Kleinasien, Egypten, Unteritalien, ja sogar ein Theil von Groß-Asien hatten, ungefähr 600 Jahre vor Christi, eine große Zahl von gewerbsfleißigen, intelligenten griechischen Colonisten aufgenommen.

Es fand ein Ausfluthen und Zurückfluthen von Lebenskräften, ein Aussondern und wieder Einnehmen, ein Ausdehnen und Zusammenziehen, ein Schaffen und Zerstören, ein Werden und Ver-

gehen statt, welches einen nie ruhenden Lebensproceß ausmachte, und dieses entwickelte jene so herrliche griechische Civilisation. Vergleichen wir sie mit der jener großen Reiche Asiens, die sich an Glanz dem unbedeutenden Griechenland so weit überlegen glaubten, so zeigt sich uns deutlich, daß Bewegung, Streben, Uebung der Kräfte und Vervollkommnung das wahre Leben bedingt.

Dort im Orient sehen wir eine Reihe von Herrscherfamilien in Purpur gekleidet, von prächtigen Palästen, Sclaven und Harems umgeben, mit kostbaren Zelten und Geräthen, mit Gold und Silber reichlich ausgestattet; sie sitzen ruhend im Schooße der Ueppigkeit, nur Krieg und Eroberungssucht bewirkt eine Unterbrechung in ihrem eintönigen Leben; sie umzäunen sich mit aller Herrlichkeit der Welt; eine gähnende Kluft trennt sie von ihrem Volk, das zu seinen Herrschern hinaufschaut als zu einem bald zürnenden, bald gnädig lächelnden, aber ewig unnahbaren Gott. Ein Herrschergeschlecht reiht sich an das andere, jede Gnade kommt von Oben; die Könige sind die irdische Sonne jener Völker. Wie eine Sonne, die immer im Zenith steht, die Menschen ermüdet und blendet, so mußten die Unterthanen der Despoten sich unaufhörlich blenden lassen. Die Civilisation jener Reiche, mit wenigen Ausnahmen, bietet das Bild der Einförmigkeit und Beharrlichkeit. Sie hatten wohl auch eine glänzende Cultur, was ihre großartigen Monumente und Poesie bezeugen, allein der Stil ihrer Baukunst war noch unvollendet, wenn man ihn mit dem hellenischen vergleicht, welcher die ideale, künstlerische Ausbildung der Motive ist, die in jenem nur als Anfänge vorhanden waren. Was dort getrennt und äußerlich nebeneinander blieb, schloß sich in der hellenischen Kunst zu einem belebten, organischen Ganzen zusammen. Daß das Mannigfaltige ineinanderwirke und sich zu einer harmonischen Einheit gestalte, ist der Triumph der Kunst. In der schönsten orientalischen, besonders semitischen Poesie, herrscht eine blumenreiche Sprache, eine ergußreiche Lyrik, aber die Idee erstarrt im Symbol. Dort ist die Poesie eine redende Malerei, sie enthält prachtvolle Schilderungen, doch es fehlt ihr der Fluß und das Werden des hellenischen Gedankenreichthums. Einförmig-

keit ist nicht Harmonie; das Wesen der Harmonie besteht in einem Zusammenwirken der verschiedenartigsten Theile zu einem zweckmäßigen Ganzen; dieses veranschaulicht uns Griechenland, das einen wohlthuenden Gegensatz zu jenen Despotien bildet.

Griechenland war von der Vorsehung dazu bestimmt, die Harmonie in der Welt zu verwirklichen, und zwar in einem doppelten Sinn. Die ruhende Harmonie, sowie wir sie uns wünschen und träumen, wie wir sie in diesem bewegten Dasein des Kampfes nur selten genießen, offenbarte sich in Griechenlands Kunst, Poesie, Philosophie und Schönheitssinn, in seinem idealen Geist überhaupt; sie war ein Reflex des Himmlischen und verklärte mitunter das Erdenleben. Nicht wechsellose Harmonie ist unser Loos, sondern ein ewiger Wechsel von Harmonie und Disharmonie, von Einklang und Mißtönen; die Erde ist ein Schauplatz von Kampf und Thatkraft. Das griechische Volk stellt uns nach außen auch dieses Bild dar; ja es war noch beweglicher, als irgend eine andere Nation.

Die Verästelung seines Landes und seiner Bevölkerung verursachte eine große Verschiedenheit des Volkscharakters und eine Mannigfaltigkeit in der Lebensweise. Die Spartaner wichen in Geist und Charakter von den Athenern ab; die ersten gehörten zum dorischen, die letzten zum jonischen Stamm; die Böotier, Aeolier, Achäer waren ebenfalls verschiedenen Charakters; man möge die Geographie vornehmen, um sich die vielen anderen Stämme und Cantone zu vergegenwärtigen; genug, die verschiedenen Strahlen gingen auseinander, vereinigten sich aber wieder in einem Brennpunkt. Schon der Name Hellenen war die gemeinsame Benennung aller griechischen Stämme; in diesem Namen fühlten sie sich als eine Eidgenossenschaft verbrüdert. In der Amphiktyonie oder Bundesgenossenschaft fanden alle Griechen, auch die auswärtigen Colonisten, ihren Mittelpunkt. Ihre öffentlichen Feste und olympischen Spiele, sowie ihre Religion, brachten sie an einen Ort zusammen, allwo sie alle nur ein Volk bildeten. Apollo war der amphiktyonische oder der Bundesgott; das heilige Delphi war der Ort seiner Verehrung. Dort strömten die Griechen aus allen Colonien hin, um ihrem gemeinschaftlichen Gott zu hul-

digen. Apollo war zugleich der Gott der schönen Künste; sowie sein Dienst in Hellas eingeführt war, begann die Cultur. Die Straßen ebneten sich, die Städte gediehen, das Gemüth sammelte sich, die Herrschaft des Geistes über das Materielle ward erkannt. Gibt es einen schöneren Mittelpunkt der Interessen eines so verschiedenartigen Volkes, als diesen? Die Kunst, die göttliche, sollte die Menschen zu Frieden und Eintracht vereinigen, in ihr Heiligthum durfte sich die Fehde nicht wagen; sie inspirirte die Sterblichen zu hohen Gesinnungen. Delphi war zugleich ein Ort des religiösen Cultus; dort fühlten sich die zerstreuten Griechen in der Religion verbrüdert; sie sollte alle Mißtöne, alle Unebenheiten ausgleichen. Erhabene Mission der Religion! —

Man begab sich nach den Feiertagen wieder in das Treiben der Welt; da verfolgte denn Jeder, je nach dem Impuls, von dem er sich getrieben fühlte, diese oder jene Richtung. Die Griechen sind bekannt für ihr rühriges politisches und bürgerliches Leben. Auch bei ihnen waren bedeutende Mißverhältnisse eingerissen, die auszugleichen manchmal einem großen Manne gelang. Jene den Menschen angeborene Herrschsucht hatte auch in Griechenland die Tyrannis erzeugt und mit ihr den grellen Abstand zwischen Reichen und Armen; der demokratische Geist der Griechen, besonders der Athener, ließ die Tyrannis nie feste Wurzeln fassen. Schon zu Solons Zeit war es nothwendig, eine gänzliche Regeneration der Gesellschaft zu bewirken, weil große Uebelstände zwischen den Armen und Reichen eingerissen waren. Die Organisation des bürgerlichen Lebens zu Athen, die von jenem weisen Gesetzgeber ausging, ist eine so vortreffliche, daß er mit Recht, nachdem er seine Gesetze dem athenischen Volk gegeben hatte, sich entfernen konnte, um zu sehen, wie sie von selbst wirkten, gleichwie Gottes Gesetze in der Welt von selbst wirken sollen.

Solon drang besonders auf eine Hebung des Bürgerstandes, in welchem er die Stütze des Gewerbfleißes und des öffentlichen Gedeihens erkannte. Seine Verfassung war auf eine Betheiligung der gesammten Bürgerschaft am öffentlichen Leben berechnet. In ihr fand das Volk Athens seinen schönsten Mittelpunkt. Wohl ihm! wenn es diese Gesetze immer befolgt hätte, aber Solon mußte

noch bei Lebzeiten einem Tyrannen, dem Pisistratus, Platz machen. Curtius sagt in seiner griechischen Geschichte das schöne Wort: „Solons Gesetze seien das gute Gewissen der Athenienser gewesen,“ sie wirkten indirect und brachten es oft zu Recht und Sitte zurück.

Nicht Alles fand in Griechenland seine Ausgleichung, sonst würde seine Geschichte nicht von immerwährenden Kriegen und Aufständen zeugen. Die nationale Eifersucht zwischen Sparta und Athen machte in den meisten Fällen eine Aussöhnung unmöglich. Dieselben Gegensätze von Fortschritt und Rückschritt, von Conservatismus und Liberalismus, die heutzutage die Menschen so stark beunruhigen, bewegten das Volk von Athen. Die Spartanisch-Gesinnten waren aristokratisch und suchten den fortschreitenden Strom der Demokratie aufzuhalten, die Fortschrittspartei drängte ungeduldig vorwärts. Interessant ist es, zu sehen, wie die Menschen sich persönlich abplagen, um das Princip zu bereichern. Hätte die conservative Partei allein das Feld behalten, so wären die Religion, die Cultur sammt der Intelligenz in ihrer Entwicklung stehen geblieben; hätte die Fortschrittspartei allein gewonnen, so hätte sie durch ihre maßlose Neuerungssucht Alles, vielleicht das Beste, gewaltsam umgestoßen; sie mußten einander das Gegengewicht halten und schickten sich gegenseitig, ohne es zu wollen, etwas Gutes zu. Das unsterbliche Princip aber, das die Welt regiert, erhielt den Sieg. Es soll in der Cultur weder eine Stockung eintreten, noch soll die Cultur als eine verfrühte unreife Frucht der Welt in den Schooß fallen, sondern eine langsam, sicher fortschreitende Entwicklung der Intelligenz muß einmal alle Menschen, sogar die hartnäckigsten, zu einer besseren Erkenntniß führen.

Oft muß eine Partei dadurch, daß sie eine einseitige Rolle spielt, zur Harmonie des Ganzen beitragen. Hievon gibt uns Sparta einen weitgreifenden unvergänglichen Beweis. Dieses hat zwei Seiten; die Strafe wird dem Einseitigen und Extremen niemals erspart, sie fällt auf die handelnden Individuen zurück, das Gute, das daraus hervorgeht, flieht sie und kommt dem großen Ganzen zu gut. Sparta wurde dadurch, daß es kein anderes Geschäft, als den Krieg trieb, und Handel und Wandel den Sclaven

oder Heloten überließ, genugsam bestraft; durch die Helotenaufstände, durch seine Armuth und die Rohheit seines Charakters; andrerseits hat Sparta, durch seinen kriegerischen Geist, Griechenland von der fremden Tyrannis befreit. Dieses war von einer unendlich großen Bedeutung für die Geschichte der Menschheit. Orientalische Ueppigkeit und Hoffart hatten sich schon vor den Perserkriegen in Griechenland stark verbreitet, besonders durch die Herrscherfamilien, welche, wie z. B. Periander, an allen Orten orientalische Sitten einführten. Das griechische Volk wäre bald ohnmächtig in den Banden des asiatischen Luxus gelegen, aber die Spartaner haben, durch ihren kriegerischen Geist und ihre rüstige Lebensweise, die Tyrannen im Respekt erhalten, ja sie haben sie zuletzt bekämpft. Ohne diese höchst wichtige That hätten die Perser, bei ihren Ansprüchen auf die Oberherrschaft in Griechenland, einen schwachen Widerstand und ein erschlafftes, entsittlichtes Volk gefunden. Die Griechen hätten sich wohl auf das Schlachtfeld begeben, denn kein Volk ergibt sich, ohne die Waffen zu ergreifen; welch' ein Widerstand wäre erfolgt? Wären die Griechen, ohne ihre außerordentliche Energie im Stande gewesen, die glänzenden Siege bei Salamis, Marathon und Platäa zu erringen? und dadurch auf immer eine Weltmacht, die ihre Fluthen näher gegen Europa heranwälzte, auf ihre Grenzen zurückzuweisen? Jenem Umstand haben wir es also zu verdanken, daß nicht eine orientalische, persische Civilisation Europa geknechtet hat, und Sparta mußte, ohne es zu wissen, dem Uebel vorbeugen. So können oft unbedeutende Begebenheiten große Dinge zur Folge haben.

Jener Kriegszug des Xerxes gegen Griechenland sollte kein gewöhnlicher Feldzug sein, sondern ein Triumphzug, eine Schaustellung der unerschöpflichen Hülfsquellen Asiens. Es mußte ein Heer zusammenkommen, wie es die Welt noch nie gesehen hatte. Er selbst, der König, wollte sich als den Schönsten in der Mitte so vieler Tausende zeigen. Xerxes gefiel sich im Maßlosen, daher jener unsägliche Aufwand an Volkszahl und Kriegsausrüstung; die Griechen hielten Maß — und siegten.

Die Heere des Xerxes imponirten nur als Masse, der Grieche zeigte seine Ueberlegenheit als ein nach Körper und Geist voll-

kommen entwickeltes Individuum, wo Muth, Tapferkeit, Gewandtheit, Thatkraft und besonders die Intelligenz den Koloß überwanden. Ein unsterbliches Monument für die Ueberlegenheit der Intelligenz über das Massenhafte. Ein Fingerzeig, daß die Entwicklung des Individuellen mehr noth thut, als die Vermehrung der Masse.

Nicht nur die Intelligenz, sondern auch die Freiheit feierte in dieser entscheidenden Epoche der Geschichte einen unvergänglichen Triumph. Als nach dem Sieg bei Salamis die Perser Athen durch glänzende Aussichten zum Abfall vom griechischen Bund bewegen wollten, ertheilten sie die ewig denkwürdige Antwort: „daß ihnen ihre Freiheit um keine Schätze der Erde verkäuflich sei; sie seien die Feinde der Perser, der Zerstörer ihrer Heiligthümer, und würden es bleiben, so lange die Sonne ihre Bahn wandle, und um sich selbst auf das Feierlichste an ihr Wort zu binden, ließen sie die Priester des Staats die schwersten Flüche über alle Bürger aussprechen, welche dem Hellenenbunde untreu wurden.“ Der Kampf begann auf's Neue, die Schlacht bei Platäa wurde durch die Griechen vollständig gewonnen. Der Tag von Platäa war der eigentliche Rettungstag von Hellas.

Die Freiheit rettete auch die Cultur. Ohne jene Siege wäre die Cultur Griechenlands für die Nachwelt verloren gegangen. Ohne Freiheit ist kein griechischer Staat, keine griechische Religion, keine griechische Kunst und Wissenschaft denkbar. Wo der Geist seine edlen Triebe nicht frei entfalten darf, bringt er nichts Ersprießliches für die Menschheit hervor. Hellas war das einzige Land, und vielleicht Athen die einzige Stadt, in welcher sich in einem kurzen Zeitraume eine solche erstaunenswerthe Fülle von Geisteskräften entwickeln konnte, weil der Staat den Genius, die Kunst und die Wissenschaft nicht nur beschützte, sondern sie durch ein allseitiges Eingreifen im Volk ausbilden ließ.

Es würde zu weit führen, alle die Prachtbauten, die Tempel, Paläste, Theater, Bildsäulen, Sculpturen, Gemälde u. s. w. zu beschreiben, welche Athen unter Perikles, als es in seiner höchsten Blüthe stand, zierten und verewigten. Die materielle Cultur war nicht die Hauptsache, sondern die geistige. Die Tragödie, die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Geschichtschreibung, die Philosophie

und Wissenschaft, die Erfindungen überhaupt gaben jener Zeit der Herrlichkeit und Macht eine innere geistige Bedeutung. Es herrschte eine allgemeine Begeisterung für alles Hohe und Schöne.

Wie verhielt sich diese geistige Richtung zur Betreibung des „Geschäfts", das nach modernen Begriffen dem Leben allein eine Bedeutung gibt? Waren jene Athenienser deßwegen Müßiggänger, weil sie ihren Geist ausbildeten? Nach moderner Ansicht würde dieses der Fall gewesen sein; denn jetzt muß man verdienen, erwerben, das ist die Hauptsache, das gibt dem Leben eine sichere Grundlage; die Pflege des Geistes mag einer besonderen Classe, den Gelehrten überlassen sein; sie sind die Träger des Geistes. So dachten die Athenienser nicht, sie waren das gewerbfleißigste Volk in der Welt, aber sie wußten das Praktische mit dem Geistigen zu verbinden. Der Staat sorgte dafür, daß die untersten Volksklassen nicht verarmten, daß ihnen etwas Muße zur geistigen Bildung blieb, weil man in dieser den Hebel des socialen Gedeihens erkannte. Jene Cultur des Geistes war also keine bloße Schwärmerei, sondern ein Lebensprincip. Wie wenig das Eine das Andere störte, veranschaulicht uns Curtius in seiner vortrefflichen Geschichtschreibung auf folgende Weise.

„Bei der ungemein dichten und stets zunehmenden Bevöl„kerung des Landes bedurfte es einer großen Rührigkeit und Be„triebsamkeit, um immer neue Erwerbsquellen ausfindig zu machen, „und die Athener haben ihren Wohlstand, um den sie bald von „allen beneidet wurden, dadurch erworben, daß sie arbeitsam und „vorurtheilsfrei waren. Im Gegentheil zu jener vornehmthuenden „Trägheit, welche lieber darben will, als zu Erwerbsmitteln greifen, „die eines freien Hellenen unwürdig scheinen, war in Athen der „Müßiggang ein Laster, und wer die Arbeit verschmähte, welche „der Dürftigkeit abhelfen konnte, verunehrte sich in den Augen „seiner Mitbürger. Der Gewerbfleiß schien aber um so weniger „unanständig, da die rein mechanische Arbeit Sclavenhänden über„lassen blieb; die Aufgabe der Bürger war es, diese Arbeit zu „beaufsichtigen, sie durch einen erfindsamen Geist zu vervollkomm„nen, den Werth der Arbeit durch kaufmännischen Sinn zu er„höhen, und so dem Geschäft eine Ausdehnung zu geben, wodurch

„es aus dem Bereich des Handwerks hervorragte. Die Demo-„kratie wirkte überhaupt dahin, die einseitigen Standesvorurtheile „zu beseitigen, jedem rechtlichen Verdienst seine Ehre zu geben, „alle Formen kastenmäßiger Gebundenheit zu beseitigen und so „durch freie Concurrenz den Aufschwung der Gewerbe zu be-„günstigen.“*)

Stellen wir diese Schilderung des praktischen Lebens der Athener neben all das Schöne und Erhabene, das über das Ideal griechischer Cultur gesagt worden ist, z. B. neben die Götter Griechenlands von Schiller, und es zeigt sich uns die Möglichkeit nicht einseitig zu sein, sondern das Materielle mit dem Geistigen zu verbinden. Auf den idealen Theil der griechischen Cultur werde ich bei Anlaß der Geistescultur etwas näher eingehen.

Athens Geschicke nahmen bald, nach jener glorreichen, nie wiederkehrenden Zeit der griechischen Geistesbildung eine traurige Wendung — und zwar durch den Krieg. Athen behielt, so lange Perikles lebte, seine edle Haltung nach Außen und Innen. Ein Beweis, wie vieles die Ueberlegenheit eines großen Geistes und die fesselnde Gewalt einer würdigen Persönlichkeit über die Menschen vermag; denn es war kein Leichtes, ein so bewegliches, unruhiges Volk, wie die Athener, im Gleichgewicht zu erhalten. Ein Volk, das dem Glück im Schooße liegt, ist weit schwieriger zu zügeln, als ein Volk, dem das Unglück den so nothwendigen Gewichtstein angehängt hat. Die Staatsklugheit und Ueberlegenheit des Perikles schlang ein Band um das öffentliche Leben Athens; — er starb — er wurde durch keinen ihm ebenbürtigen Mann ersetzt, das Band der nationalen und bürgerlichen Einheit löste sich immer mehr; der peloponesische Krieg brach aus, ein Krieg der Eifersucht zwischen Sparta und Athen. Athen hatte durch seine Größe bei Sparta jene alte Schlange des Neids geweckt; darauf folgten die heiligen Kriege, diese zogen die Aufmerksamkeit Philipps von Macedonien auf Griechenland. Die letzte Stunde der griechischen Freiheit sollte bald schlagen; sie wurde nicht dadurch eingebüßt, daß ein gewaltsamer Eroberer sie

*) Curtius griechische Geschichte p. 211. I. B.

plötzlich vernichtete, sondern die Griechen selbst hatten, von Perikles Tode an bis Alexander, während ungefähr 100 Jahren, der Freiheit das Grab gegraben.

Die Hauptursachen des geistigen, politischen und socialen Verfalls Griechenlands waren ungefähr folgende:

Erstens die Demagogie; denn nach Perikles Tode wurden die Versammlungen der Bürgerschaft voller, lauter und zuchtlos. Die Verhandlungen wurden leidenschaftlich und tumultuarisch, weil die Leitung eines überlegenen Geistes fehlte. Perikles war wohl demokratisch gesinnt, aber von ihm auf einen taktlosen Demagogen war ein weiter Sprung. Zweitens war die Religion durch Skeptiker und Sophisten, welche dem leeren Schein huldigten, in Mißcredit gerathen; zu diesem gesellte sich die sonstige sittenlose Gesinnung der Griechen, die immer mehr hervortrat. Selbstsucht, Zügellosigkeit und Frivolität nahmen überhand. Die aufgeregte, zerrissene Stimmung jener Zeit drückte sich deutlich im Drama aus, welches durch Euripides, im Gegensatz zu der harmonischen Objectivität eines Sophokles, sich zu leidenschaftlichen Motiven herabließ und ein Bild der unruhigen Zeit zurückwarf. Auch Aristophanes war, durch seine burlesken Spöttereien, ein Richter seiner Zeit. Ungefähr 50 Jahre nach Perikles mußte Sokrates den Giftbecher trinken, weil er das Volk im edlen Sinne aufklären wollte, d. h. weil er ihm einen wahren Gottesbegriff und eine reine Moral gab; das Volk wußte nicht zu unterscheiden zwischen der wahren Philosophie, welche aufbaut und zu Gott führt, und der falschen, die niederreißt, ohne einen Ersatz zu geben. Auch ist es ein sicheres Zeichen des Sinkens der Moralität, sobald die Menschen die Wahrheit nicht hören können. Noch 50 Jahre weiter — und den Griechen gefiel nur der Spott, der Witz und das Profane. Es war um ihre Würde geschehen. Alexander der Schnitter, oder der Eroberer, konnte die Garben leicht einsammeln. Geisteskräfte und Talente waren zwar immerfort reichlich vorhanden, allein sie wurden nicht mehr von einer großen Zeit getragen, sie vereinigten sich nicht zu einem gemeinsamen Zweck. Alle die genannten Ursachen zusammengenommen waren politische, soziale und geistige Extreme oder Auswüchse, in

welche sich sogar das gebildetste Volk der Welt verirrt hatte. Das Gesetz des Gleichgewichts und der Harmonie, auf welchem die Weltordnung beruht, wurde verletzt, die Zustände wurden schwankend und das Böse erhielt das Uebergewicht; es mußte eine Krisis eintreten, aus welcher jedoch für die Nachwelt viel Gutes hervorging.

Nachdem wir in bloßen Umrissen gesehen haben, wie das kleine Hellas, durch seine geistige und materielle Betriebsamkeit, der Kernpunkt der Civilisation der alten Welt war, wird es uns begreiflich, daß Macedonien, und später Rom, diese nie übertroffene Cultur als eine Perle der Civilisation in sich aufgenommen haben.

Die römische Welt.

Die Verwirklichung der Schönheit in Kunst und Leben war das Ideal der Griechen gewesen, der Geist der Römer gestaltete den Staat, das Gesetz und das Recht zu einem monumentalen Kunstwerk. Viele Jahrhunderte haben sie an diesem Riesenbau gearbeitet, alle Elemente unterordneten sie dem Staat, als höchsten Zweck; durch die Ueberschreitung des Maßes fiel zuletzt dieser Staat in Trümmer.

Wir sehen das römische Volk, an welchem die Geschicke der Welt hingen, die Kraft und Freiheit seines Geistes nach und nach einbüßen, weil es durch eine übermäßige Kriegsführung Jahrhunderte lang in einem Zustand der Anspannung erhalten worden war, auf welche eine Abspannung folgen mußte. Die frühere Energie des Geistes und Charakters jener Weltbeherrscherin wurde durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, und jene einst so freiheitliebende Nation beugte sich unter das Joch von Dynasten.

Obschon auch unter den Kaisern immer Krieg geführt wurde, so war die Triebfeder des Krieges nicht mehr jene allgemeine Begeisterung für das Vaterland, sondern die Nothwendigkeit, die eigene Nation zu unterjochen und die zahllosen fremden Reiche und Völker an das römische Scepter zu schmieden, auch die Reichs-

grenzen zu befestigen. Unter Augustus, dem ersten römischen Imperator, genoß das Reich einen langen Frieden; unter Diocletian und Constantin, am Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts, waren die Provinzen Vorderasiens gleichfalls beinahe 40 Jahre lang in Ruhe.

Als Rom noch im Besitz seiner Größe war, als seine Kriegslust noch nicht in übermäßige Eroberungssucht ausartete, athmete der Krieg Vaterlandsliebe, Heldentugend; damals war die äußere Größe des Reiches in Verhältniß zu seiner inneren. Je mehr die geographische Größe zunahm, nahm die Geistesgröße ab. Nun athmete der Krieg Unersättlichkeit, Lüsternheit nach fremdem Reichthum und Bürgerhaß. Rom in seiner besseren Zeit war einem heldenmüthigen Löwen zu vergleichen — Rom in der Zeit seiner Ausartung, welche langsam vor sich ging, glich einem Seeungeheuer, welches hundert Gelenke zugleich regt, um die eroberten Nationen und Länder zu umfassen und festzuhalten.

In Plutarch kann man eine Reihe der erhabensten Charaktere verfolgen von Romulus und Numa Pompilius, den Gründern Roms, bis hinauf zu Julius Cäsar, Augustus, welche als unvergängliche glänzende Säulen der Geschichte dastehen, um Roms Größe allen Geschlechtern zu verkündigen. Roms einstige äußere Macht zu bewundern, muß man in der ewigen Stadt ihre Ruinen aufsuchen; um ihre moralische Größe zu erkennen, darf man nur jene Bücher lesen, in welchen uns die schönsten Charakterzüge römischer Feldherren und Consulen aufgezeichnet sind. Besonders vor und während der Zeit der punischen Kriege, ungefähr 250 bis 200 vor Christi Geburt, blühte, nach Plutarchs Aussage: „eine Anzahl sehr großer Persönlichkeiten, welche sich am meisten durch ihre Tugenden und ihre würdige charaktervolle Haltung auszeichneten." Fassen wir einen Paulus Emilius ins Auge, sowie dessen Sohn Fabius Maximus und Marcellus, nebst Scipio dem Jüngeren, so erstaunen wir über ihren Seelenadel. Sie, die Rom ganze Königreiche zu Füßen gelegt hatten, durch deren Eroberungen sich der Staat ungeheuer bereicherte, und die Soldaten eine reiche Beute machten, enthielten sich jeder Bereicherung; sie verachteten den Besitz, sowie die persönlichen Ehrenbezeigungen;

Diese äußere Herrlichkeit verbarg unheilbare Gebrechen in ihrem Schooße: Ein Volk welches von Almosen und Müßiggang lebte *) eine Armuth welche Verachtung und Verstoßung fand, daneben einen extavaganten Reichthum der Großen, welcher an jene diamantenen Berge und Goldgemächer erinnert, die unsere Phantasie sogar in den Feenmärchen aufregen. Die Familienbande waren gelöst, man führte nur ein öffentliches Leben. Die Kindererziehung war den Sklaven übergeben, welche durch unerhörte Mißhandlungen so demoralisirt waren, daß die Tugend in ihnen nicht aufkommen konnte. Ueberhaupt war Alles sklavisch, kriechend und schmeichlerisch gegen die Großen gesinnt; ganz Rom lag, nach Tacitus: „in einer schimpflichen Unterwürfigkeit und Kriecherei befangen." Rom hatte nicht genug Blut getrunken durch die vielen Kriege, welche ihm die Weltherrschaft erobert, es ergötzte sich noch an den Blutströmen, welche auf der Arena flossen. Die Ausgelassenheit bemächtigte sich nicht allein der Männer, sondern auch der Frauen, und unbegreiflich ist's, wie ihre von Natur zarte Constitution ein solches unregelmäßiges Leben aushalten konnte; sie hatten jedenfalls metallene Naturen. Ueberhaupt die Genußsucht, Schwelgerei und Sinnlichkeit gewannen so riesenhafte Proportionen, daß man sagen muß: die menschliche Natur zeigt sogar in ihren Verirrungen, daß sie grenzenlos und auf die Unendlichkeit angelegt ist. Zu welcher Würde und Größe hätte sie es bringen können, wenn sie all diesen Aufwand ihrer Kräfte statt für das Materielle und Vergängliche, für das Geistige und Unsterbliche gemacht hätte?

Die ideale Seite der griechischen Cultur, und der edle Theil ihrer Philosophie konnten allerdings in einer Welt, die so im Argen lag, nur Anklang bei auserlesenen Geistern finden, bei solchen, die selbst ob dem sie umgebenden Verderben in Verzweiflung geriethen, und ihren Trost in der Wissenschaft suchten.

*) In der letzten Zeit der Republik unterhielt der Staat den schaulustigen Pöbel durch Spenden, während der Kaiserzeit lebte er von der Municifenz der Kaiser, der Beamten und Senatoren, noch in der 2ten Hälfte des 4ten Jahrhunderts n. Chr. Geb. mußte er öffentlich mit Korn, Wein und Fleisch gefüttert werden.

Aber, ein ewiges Unrecht ist es, wenn man die Schuld an dem römischen Verfall der griechischen Cultur überhaupt zuschreibt, ohne zu unterscheiden. Man fasse das Ideal des Göttlichen ins Auge, jene Seelenruhe und würdige Majestät, welche der griechische Künstler seinen Götterbildern eingehaucht hat, die der Ausdruck des edlen hellenischen Geistes waren, und vergleiche jene Ataraxie mit der Fieberkrankheit Roms; man vergleiche die Sokratische reine Sittenlehre und Platos göttliche Ideenlehre mit der monströsen Unsittlichkeit, welche in Rom vor sich ging, so ist die Nothwendigkeit dringend, bei der Amalgamation der griechischen und römischen Cultur, was man die Hellenisirung der Römer nennt, einen Unterschied zwischen dem Guten und Schlechten zu machen. Wäre Rom in dem Grad geistig und sittlich rein gewesen, als es unsittlich und unrein war, so hätte nur das Edelste, was Griechenland an Kunst und Philosophie hervorgebracht, bei ihm Eingang gefunden, denn das Verwandte zieht gegenseitig an; da aber das Gegentheil der Fall war und die griechische Cultur 146 Jahre vor Christi Geburt, als Griechenland von Rom vollständig erobert wurde, einen faulen verdorbenen Stoff in Rom fand, so ist es natürlich, daß die Römer empfänglicher waren für die ebenfalls schlechten und ausgearteten Elemente der griechischen Civilisation. Was Ueppigkeit und Genußsucht betrifft, so ist es noch die Frage, ob nicht Roms Bekanntschaft mit dem asiatischen, besonders dem syrischen Luxus schädlicher eingewirkt hat, als griechische Schönheit. In Beziehung auf die Religion und das Geistesleben soll ja, nach der Aussage der Feinde alles Außerchristlichen und gewisser Apologeten des Christenthums, die griechische Cultur überhaupt, ohne Unterschied, und besonders ihre Aufklärung der auflösendste und zugleich verderblichste Factor der römischen Civilisation gewesen sein.

Der vorurtheilfreie Sinn weiß hier wie überall das Gute vom Schlimmen auszuscheiden. Cicero rühmt: „daß die Männer Roms in den Wissenschaften ein Förderungsmittel zur Ausübung der Tugend und für weltgeschichtliches Handeln gefunden.“ Das neue Element der Wissenschaft, welches durch die Verschmelzung des Orients mit dem Occident in Rom Eingang gefunden,

belebte die höheren Kreise, unter welchen Viele sich von der allgemein überhandnehmenden Corruption fern hielten. Ein geselliger Geistesverkehr verband damals, als die Republik mit der Monarchie im Kampfe lag, schon vor dem goldenen augusteischen Zeitalter, die bessere Gesellschaft unter sich. Geistvolle Frauen, wie Lälia und Licinia gaben den Ton an; durch sie wurde, nach Cicero's Zeugniß, die frische Kraft, die Reinheit und Feinheit der Rede ausgebildet; Cornelia trieb ihre Söhne, die Gracchen, zu gewichtvoller, feuriger Beredsamkeit an. Roms Literatur steht von nun an unter griechischem Einfluß, allein die classischen Autoren vor und unter Augustus eifern Hellas edlen Vorbildern nach; ein sittlicher Ernst und eine Wehmuth durchzieht ihre Werke, während die üppige Zeit ihren Ausdruck in einer schlüpfrigen, ausschweifenden Literatur findet. Lucrez sehnt sich schmerzerfüllt, aus den Wirren der Gegenwart, nach der historischen Vergangenheit und nach dem goldenen Weltalter zurück; Livius weist auf die großen Thaten der Vorzeit; Virgil, Horaz, Tibullius und Properz setzen dem übergekünstelten Städtewesen eine reine Natur entgegen; der geistreich-frivole Ovid aber findet seine Lust an der ausschweifenden Sinnlichkeit des Augenblicks und zieht den Leser in diesen Strudel hinein.

Tacitus sieht sich in die lastervolle Kaiserzeit gestellt. Mit erhabener Geisteskraft steht er über ihr und brandmarkt die Frevelthaten des augusteischen Geschlechts. Wohl folgen auf diese verworfene Dynastie gute und ruhmwürdige Kaiser, wie Nerva, Trajan und die Antonine, allein sie vermögen das Verderben, einer dem Untergang verfallenen Civilisation nicht aufzuhalten. Der Verfall zeigt sich auch deutlich in der Literatur, von Augustus bis Hadrian, von Hadrian bis zu den Antoninen. An die Stelle der früheren einfachen Eleganz tritt ein schwülstiger, aufgeblasener, geschminkter Stil, doch auch dieser findet seinen Gegensatz in der Satire, deren sich die kräftigeren Geister bedienen, um durch eine kurze und gedrängte Darstellungsweise die Thorheiten ihrer Zeit zu geißeln. Petronius, unter Nero, welcher in der Epoche des rhetorischen Schwulstes und der leeren Declamationen lebt, aber das Verworfene davon einsieht, sagt: „ein

wahrhaft großartiger und keuscher Stil, sei nicht bunt und schwülstig, sondern er erhebe sich in natürlicher Schönheit."

Auch in der Philosophie muß unterschieden werden zwischen ihrer Ausartung und ihrer immer noch würdevollen Haltung. Die Stoiker, obwohl sie sich in Selbstgerechtigkeit und Tugendstolz einhüllen, suchen ihr Heil in der Bedürfnißlosigkeit und der Selbstüberwindung. Der Neuplatonismus zeigt, trotzdem daß er sich in den Aberglauben der Zeit einläßt, eine Abkehr von der Welt und eine Vertiefung des Geistes in sich selbst. Sogar der Epikureismus stellt die Tugend und die Mäßigung der sinnlichen Triebe als Ideal auf, und die sokratisch-platonische Dialektik findet ihre Fortsetzung in der römischen Welt.

Es war also nicht die Philosophie und die Wissenschaft als Aufklärung, welche die Civilisation Griechenland's und Roms untergrub, was von einer gewissen Apologie des Christenthums behauptet worden ist, sondern ihre negative verderbliche, auflösende Seite, dargestellt durch die ausgearteten Elemente der Sophisten, Epikureer und Skeptiker hat in einer Welt, wo schon Alles zum Unglauben, zur Verachtung des Höchsten, zur Genußsucht, zum seichten Raisoniren und zum Zweifel geneigt war, ein williges Ohr gefunden. Das moralische Ideal war aus der römischen Welt gewichen, deßwegen waren jene Menschen empfänglich für das Triviale. Wer also die Philosophie benützt um zu beweisen, daß sie durch ihre Aufklärung ein auflösendes Moment der römischen Civilisation war, und bedauert, daß der altrömische Aberglaube fiel, der begeht die Inconsequenz dem heidnischen Volksglauben das Wort zu sprechen. Bezieht er diese Prinzipien vollends auf die christliche Religion, so ist es ein Mittel, um das Christenthum in ein verdächtiges Licht zu stellen.

Die griechische Kunst und Schönheit war noch weniger Schuld am Unglück, denn durch sie sind, abgesehen von dem Mißbrauch, welcher damit gemacht worden ist, die veredelndsten Bildungselemente in Rom eingebürgert worden; die herrliche Antike mußte mit der Größe Roms tragisch enden.

Es ist unmöglich bei einer genauen Kenntniß der Geschichte die Schuld des Untergangs einer ganzen mächtigen Civilisation

einem Factor ausschließlich, z. B. der Philosophie oder Aufklärung, welche verderblich auf die Volksmassen wirkt, zuzuschreiben; der Verfall einer so bedeutenden Welt, wie die römische, war die Folge von lange wirkenden, vorbereitenden Ursachen, welche sich aus dem Volksthum selbst entwickelt haben. Viele Ursachen, aus sehr verschiedenen Quellen hervorgehend, strömten ineinander; zu den schon angedeuteten kamen in den drei ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt noch drei verderbliche Factoren hinzu, um die Lebenskraft dieser Civilisation zu erschöpfen: eine alle Schranken übersteigende Tyrannis schlechter Kaiser nebst der Soldatenherrschaft; eine Alterung des antiken Lebens und der Cultur, eine dumpfe, geisttödtende Superstition.

Bis jetzt haben wir bei der römischen Ausartung nur dasjenige Moment hervortreten lassen, welches schon vor Christi Geburt, gegen das Ende der Republik, und im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eintrat, jenes bildet in mancher Beziehung zu dem der letzten Kaiserzeit einen Gegensatz, obschon das unsittliche Leben, die Genußsucht und die Verwilderung des Pöbels sich nach wie vor ungefähr gleich verhielten. Vorher herrschten die Skepsis, der Epicureismus und der Euhemerismus, welcher letztere eine Art vulgärer Rationalismus war, der die Götter ihres heiligen Nimbus beraubte und sie zu bloßen Königen und Kriegern herabsetzte; die Epicureer, Skeptiker, Sophisten sammt Stoikern starben allmälig aus. Hatte vorher der Unglaube geherrscht, so dominirte jetzt, und zwar bis in das vierte Jahrhundert hinein, der großartigste, dumpfeste Aberglaube. Das eine Extrem war nur die Reaction oder Gegenwirkung des ihm vorangegangenen. Diese Zeit kann aber nur insofern verstanden werden, als man sie als Uebergangsperiode betrachtet.

Der Aberglaube der Römer, in ihrer guten alten Zeit, war noch naiv und mäßig gewesen; die Haruspicin, oder die Weissagung aus der Opferschau, die Orakel und die Götzenopfer waren die einzigen Quellen jenes Aberglaubens; nachher gesellte sich zu diesem eine totale Göttervermischung oder Theokrasie, wonach man allen Gottheiten, besonders den asiatischen, je nach Belieben diente, denn sie waren ja nur die verschiedenen Glieder des Einen Gottes,

in jedem Glied lebte ein Theil der Weltseele. Diese Allgötterverehrung zog eine zügellose Sittenlosigkeit nach sich. Die heidnische Mysterienfeier, wodurch man sich der Unsterblichkeit und des besonderen Schutzes irgend einer Gottheit versichern wollte, veranlaßte zu sonderbaren Contrasten, theils zu wahnsinnigen Aufregungen, theils zu den üppigsten Ausschweifungen und wiederum zur strengsten Abstinenz, ja Kasteiung des Körpers, je nach der Art der Einweihung.*)

Der Aberglaube trägt niemals gute Früchte, selbst da, wo er mäßig auftritt; so waren auch in der römischen guten alten Zeit seine Wirkungen von furchtbarer Tragweite gewesen. Wenn damals die Eingeweide der Thiere, der Vogelflug, der Appetit der heiligen Hühner und die sibyllinischen Bücher, welche man bei jedem wichtigen Vorhaben berieth, das kleine Staatsruder sein mußten, das alle Dekrete des Staates lenkte, und diese Dekrete immer nur Krieg befahlen, so erhielt dieses in der Folge so riesenhafte Dimensionen, daß die unaufhörlichen Kriege am Ende die ganze Welt verschlangen, und daraus ist ja alles andere Unheil für die Römer hervorgegangen. Wir sehen, der fromme Glaube, wenn er Aberglaube ist, hat auch eine staatsgefährliche Wirkung. Mit dem republikanischen Staatsschiff wurde auch jenes Staatsruder, der altrömische Aberglaube, morsch; an seine Stelle trat, gegen das Ende der Republik, eine Periode des Unglaubens und des Zweifels an allem Positiven; darauf folgte, in der Kaiserzeit, der dumpfeste Geisterglaube.

Jetzt herrschten, statt der Haruspicin, der Orakel und der Götzenopfer: die Astrologie, die Dämonologie, die Magie und die Theurgie als ein furchtbarer Wahn unter den Gebildeten. Der Luftkreis war gleichsam geschwängert von Dämonen und dadurch schwül und dumpf; der Boden, welchen man betrat, die Aecker und die Felder waren verzaubert, überall hatte irgend ein tückischer Dämon den Menschen etwas angethan, man mußte seinen

*) Wir bitten das Ausführliche über die Mysterien des Bachus, der Hecate, der Venus, des Sabazios, die Taurobolien, die Isismysterien, die Mythrasmysterien in J. Burkhardts „Zeit Constantins des Großen“ zu lesen.

Körper von oben bis unten mit Amuleten bedecken, um sich gegen den bösen Zauber zu verwahren. Die Magie mußte dem Dämonenglauben zu Hülfe kommen, denn die Dämonen, oder jenseitigen Wesen, wurden durch allerlei Hocuspocus herniederbeschworen, damit sich der Sterbliche mit ihnen vereinige und sich dadurch des Jenseits versichere, damit sie ihm die Zukunft enthüllen und ihm zu allerlei Tücken und Kunststücken verhelfen. Bisweilen geschah das Malheur, daß man sich bei der Beschwörung im Ritual verfehlte, und statt der gewünschten guten Geister erschienen böse. Es wurden Wunder auf Wunder verrichtet, wahrscheinlich solche, die noch kein Auge gesehen hat; sogar die Todten ließ man nicht in Ruhe, denn man ließ sie durch Beschwörungen wieder aufstehen; gewiß erwies man ihnen keinen Gefallen, als man sie in dieses wüste Erdenleben zum zweitenmal bannen wollte. Alle jene Geistererscheinungen wurden durch optische Täuschungen, künstliche Räucherungen, chemische und physikalische Experimente hervorgebracht. Es war ein Gaukelspiel. Chemie und Physik hatten sich noch nicht zur Wissenschaft ausgebildet, bennoch wußte man genug davon, um damit die Leute zu bethören. Die Menschen waren damals — leider sind es Viele noch jetzt — dermaßen in einem Geisterwahn befangen, daß die Executanten sich selbst dabei täuschten und an die Wahrheit ihrer Künste glaubten — gleichwie man sich bei häufiger Wiederholung einer Lüge endlich überzeugt, sie sei wahr. Der größte Theil der Menschheit lag in den Banden der Extase, der Selbsttäuschung und des Betrugs. Weil das Diesseits durch selbstverschuldete Uebel so trostlos war, so warf man sich jetzt dem Jenseits in die Arme, aber die Geister waren die unentbehrlichen Führer dorthin. Die Astrologie, jener Fatalismus des Mittelalters, gesellte sich noch hinzu, wodurch dem Menschen jede sittliche Zurechnungsfähigkeit genommen wurde, weil ja Jeder so sein und so handeln mußte, wie es in den Sternen geschrieben war. Dem Dämonenglauben und der Magie drückte die damalige Philosophie, oder der Neuplatonismus, das Siegel auf, ja er ließ sich selbst in jene unsichtbaren Künste ein. Wenn die Wissenschaft, diese Gotteskraft, sich zum Aberglauben herabläßt, so steht

es schlimm mit der Cultur eines Volkes; dieses Phänomen und die Herrschaft der grellsten Extreme, besonders in der Superstition, sind das sicherste Zeichen des Sinkens einer Civilisation.

Wenden wir uns von dem Occident nach dem Orient, so wurde es dort in der Folgezeit, in anderen Beziehungen, womöglich noch schlimmer. Dort entwickelte sich eine ganz eigenthümliche Cultur, welche trotz der Geistesverwandtschaft, im Gebiet der religiösen Thorheiten und der Unsittlichkeit, einen von der Cultur des Abendlandes verschiedenen Charakter annahm. Jakob Burkhardt bezeichnet den Byzantinismus in seiner „Zeit Constantins" auf folgende Weise meisterhaft: „Oben der Despotismus, „unendlich verstärkt durch die Vereinigung der kirchlichen mit der „weltlichen Herrschaft; an der Stelle der Sittlichkeit die Recht-„gläubigkeit; statt des schrankenlos entarteten Naturlebens die „Heuchelei und der Schein; dem Despotismus gegenüber eine „sich arm stellende Habsucht und die tiefste Verschlagenheit; in „der religiösen Kunst und Literatur eine unglaubliche Hartnäckig-„keit zu beständiger Wiederholung des Abgestorbenen — im „Ganzen ein Charakter, welcher viel an den egyptischen erinnert „und mit demselben eine der höchsten Eigenschaften: die Zähig-„keit, gemein hat."*)

Montesquieu vergleicht das allmälige Absterben des Byzantinismus dem Gewässer eines Flusses, welcher sich gegen das Ende seines Laufes im Sand verliert; wir können den Zustand jenes Reiches, das sich bis in das 15. Jahrhundert theilweise erhielt, auch dem Leben einer Schlange vergleichen, welche sich in einer langen, scheinbaren Todeserstarrung befindet, dennoch fortlebt, zeitenweise wieder erwacht, bis endlich die letzte Lebenskraft sie verläßt.

Es erfolgte im Occident, schon im 4. Jahrhundert, eine Reaction und zugleich eine Krisis, zu welcher es keine Parallele in der Geschichte gibt. Die Völker, welche man lange Zeit durch Uebermacht unterdrückt hatte; nachher, als sie dennoch ihr Haupt erhoben, man durch Bestechungen zufrieden zu stellen

*) J. B. „die Zeit Constantins p. 463."

suchte — welche auch mißbraucht worden waren — wälzten sich allmälig, lawinenartig über die römische Welt, um ihre Freiheit zurückzufordern. Obschon der Barbarenaufstand sich schon im 2. Jahrhundert, unter Marcus Aurelius an den Grenzen regte, so wußte man ihn noch lange zu dämpfen, allein im 4. Jahrhundert, unter Theodosius dem Großen, durchbrach er auf einmal alle Dämme, die man ihm bis dorthin entgegengehalten hatte. Den ersten Anstoß zu einem unaufhaltsamen Einbruch der Gothen, Alanen, Vandalen, Sachsen, Franken u. s. w. gaben die Hunnen, jenes wilde Volk aus Asien. Wie bei einem großartigen Schneesturz eine Schneemasse die andere von hohen Gebirgen herunterwälzt, so stürzten sich, beinahe hundert Jahre hindurch, alle jene Völker, allmälig und bandenweise, auf den Süden des Occidents, bis er endlich ihrer Macht unterlag. Es war, wie wenn die Rachegöttin ihre Schritte beflügelt hätte. Rom, das einst so herrliche, so blühende, so stolze, sollte für seine Sünden furchtbar büßen. Aus dem Keim des Todes oder des Unterganges ging jedoch ein neues Leben hervor, dieses zeigt uns das Mittelalter mit seinen Zuständen und seiner Bildung.

Betrachtungen über das Mittelalter.

Der Abschnitt der Weltgeschichte, welcher den Uebergang von der alten zu der modernen Civilisation bildet und das Mittelalter genannt wird, bietet einen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken; es ist merkwürdig, wie dort ein Zustand aus dem ihm vorangegangenen herauswächst, und aus dem Grab eines untergegangenen Reiches ein neues emporblüht. Es läge außer unserem Bereich, der Reactionen oder Wirkungen und Gegenwirkungen ausführlicher zu gedenken, welche erfolgten, sobald eine Herrschaft die andere überwunden hatte. Wir lassen das Reich der Ost- und Westgothen, der Longobarden, das mächtige Reich der Franken, welches unter Karl dem Großen die romanisch-germanisch-christ-

lichen Nationen beinahe sämmtlich vereinigt hatte, schnell vorüberziehen. Das Mittelalter ist der Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Während der ganzen Dauer der römischen Republik waren Staat und Religion so ineinander verflochten, daß der Senat, welcher die Gesetze dictirte, zugleich die Stimme der Götter war. Bei den heidnisch-römischen Imperatoren hatte der politische Geist der antiken Religionen sich noch einmal in einer neuen Bildung versucht: es war die Vereinigung von Religion und Staat in der Person des Kaisers. Der Kaiser übte nicht nur eine absolute politische Gewalt aus, sondern man errichtete ihm Tempel, wie einem Gott, und man opferte ihm auf Altären. Sein Name galt in weltlichen und religiösen Interessen als höchste Autorität.

Das Christenthum erhielt seinen ersten dauernden Sieg im Abendland dadurch, daß es die weltliche Macht von der geistlichen unterschied, sich berufend auf das Wort Christi: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Unter Karl dem Großen gingen die weltliche Macht, in der Person des Kaisers, und die geistliche, in der Person des Pabstes, freundnachbarlich nebeneinander. Auf die fränkische folgte die deutsche Herrschaft, welche im 10. und 11. Jahrhundert unter den sächsischen und den ersten salischen Kaisern ihren Glanzpunkt erreichte. Nun trat ein günstiger Moment ein, wo sich das Pabstthum, welches bisher noch in einer gewissen Abhängigkeit vom Kaiser gewesen war, von der kaiserlichen Gewalt emancipirte. Gregor VII. wendete das Wort Christi: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", buchstäblich auf sich selbst an.

Obschon diese unumschränkte Herrschaft des Papstthums über die weltlichen Interessen auch wieder zur Neige ging, und in der Folge viele Päbste, durch ihr unwürdiges Betragen, der päbstlichen Autorität das Ansehen raubten, so hat der Katholicismus das Mittelalter beinahe unumschränkt beherrscht; er hat alle Gewaltmittel angewandt, um die Gemüther an sich zu fesseln. In Betracht alles dessen, was geschehen ist, um die Religion des Kreuzes über alle andern Geisteselemente siegen zu lassen, scheint uns die Herrschaft des Christenthums eine naturgemäße Sache zu sein.

Ueber verschiedene herrschende Gegensätze im Mittelalter.

Die Extreme sind gleichsam die beiden Endpunkte der Axe, um welche sich das Drama der Weltgeschichte bewegt. Zwischen den Extremen, oder im Centrum, befindet sich das Wahre und Gute, als die Idee oder das Wesen der Dinge; in ihr löst sich das Extreme zu einer höheren geistigen Einheit auf. Die Einheit oder die Harmonie ist die Grundstimmung der edleren Natur des Menschen; sobald er dieser Gehör gibt, ist er nicht mehr in Extremen befangen; so wenig man sich aber eine Axe ohne Pole oder Endpunkte denken kann, ebensowenig ist der Entwicklungsproceß der Welt denkbar ohne Gegensätze. Die Abwandlung des großen welthistorischen Drama's entwickelt sich an dem Kampf der Gegensätze.

An unsere Betrachtung reihen wir ein wahres und bezeichnendes Wort eines jetztlebenden Theologen, Dr. Neanders, welcher da, wo er über die Streitigkeiten der morgenländischen und abendländischen theologischen Schulen zu reden kommt, Folgendes sagt: „Als das Ausgezeichnete dieser Periode — nämlich der ersten „Jahrhunderte der christlichen Kirche — können wir also dies „betrachten, daß die bisher verborgenen Gegensätze der dogma„tischen Auffassung offenbar hervortraten, daß sie nun miteinander „in Kampf geriethen. Nach den Gesetzen des Entwicklungsganges „der menschlichen Natur konnte dies nicht anders geschehen, der „begonnene Entwickelungsproceß konnte nicht stille stehen. Nach„dem das, was zuerst unentwickelt in dem Bewußtsein vorhanden „war, in Gegensätze sich auseinandergelegt hatte, konnte erst „aus dem Streite derselben mit einander die harmonische Auf„fassung des Christenthums hervorgehen." Dieses ist in Beziehung auf die christliche Kirche gesagt worden. Obwohl die Kirche und ihre Herrschaft ein Hauptmoment des Mittelalters bildete, obwohl von ihr die zwei größten Gegensätze: das Leben und der Tod ausgingen, so werden wir uns nicht speciell mit der Dogmengeschichte beschäftigen. Die soeben angeführten Worte

Neanders beziehen wir auf das Mittelalter überhaupt, welches uns dasjenige Alter der Menschheit zu sein scheint, in welchem die Contraste am grellsten hervortraten.

Lag nicht, als die europäische Menschheit in dieses bedeutende Stadium ihrer Entwicklung trat, noch so vieles unentwickelt in ihrem Bewußtsein, welches sich im Mittelalter in Gegensätze auseinanderlegte? Die Gegensätze oder Contraste bezeichnen aber den noch unreifen Zustand der Civilisation. Es blieb einer besseren zukünftigen Zeit vorbehalten, die Gegensätze in Harmonie aufzulösen. Ich erachte es als nothwendig bei meinem philosophischen Proceß, welcher überall die Extreme und Gegensätze, sowie die durch sie bewirkten Krisen und Reactionen hervorhebt, und dann wieder zur Harmonie zurückführt — die frappantesten Contraste des Mittelalters anzudeuten. Am Schluß jeder Betrachtung, welche ich diesen Contrasten widme, wird ein Vergleich mit der jetzigen Geistesrichtung gemacht werden, um dadurch die Fortschritte der Zeit zu betonen.

1) Dogmatische Gegensätze.

Voran gingen die dogmatischen Gegensätze in den christlichen Lehrmeinungen, die Gegensätze der Schriftauslegung und die, welche sich auf die Person Christi bezogen. Sie und die vielen Meinungsdifferenzen machten einen ungeheuern umfassenden Proceß aus, durch welchen sich die theologische Wissenschaft ausgebildet hat. Ob das Christenthum, als Heilsbotschaft, dadurch gewonnen hat, ist nicht unsere Sache zu entscheiden. Wenn eine Erscheinung im Leben uns die unabweisliche Wahrheit aufdringt, daß wir zum Kampf und zum Leiden bestimmt sind, so ist es die Geschichte des Christenthums, denn von der Religion hätte man das Recht, Frieden und Sabbathruhe zu fordern, statt dessen entrollt ihre Geschichte ein Gemälde des unaufhörlichen Streites, oft mit Blut und Grausamkeit befleckt.

Besonders die römisch-griechische Kirche war der ergiebigste Boden für dogmatische Streitigkeiten, denn auf keinem Gebiet sind sie so reichlich zu finden, als auf diesem, und zwar schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Gleich-

wie zahlreiche Aeste, Zweige und Blüthen aus einem kräftigen Stamme hervorsprießen, so wuchsen die Differenzen, Secten und Parteiungen aus dem noch jungen Stamme des Christenthums üppig hervor; es ist, als ob sie zur Ausbreitung des Christenthums nothwendig gewesen wären, sowie ein Baum durch die Vervielfältigung seiner Blätter und Blüthen an Umfang gewinnt.

Man hat oft Mühe, aus jenem leidenschaftlichen theologischen Wortgezänk eine göttliche Idee herauszuconstruiren; wo es so viel auf das Gezeugtsein und Nichtgezeugtsein des Sohnes, auf die Wesenseinheit oder Aehnlichkeit, auf die Freiheit oder Gebundenheit des menschlichen Willens 2c. ankam. Besonders der Orient brachte einem starren orthodoxen Wortstreit seine sittliche Würde, sein geistiges inneres Leben zum Opfer. Angesichts solcher Thatsachen muß man die Größe der göttlichen Idee bewundern, welche unbeschadet davon kam. Während die streitenden Leidenschaften wie eine wilde Brandung um sie herumtobten, widerstand sie, als ein unerschütterlicher Fels, diesen brausenden Meereswogen.

Es ist durchaus nicht unseres Ortes, alle jene dogmatischen Gegensätze auseinanderzusetzen; große Männer des jetzigen Jahrhunderts haben jenen großartigen kirchlichen Proceß systematisch dargestellt. Unter den vielen Kirchengeschichten, welche geschrieben worden sind, ist Professor Hagenbachs „christliche Kirche vom 3. bis zum 15. Jahrhundert“ eine der vortrefflichsten; das Werk umfaßt das ganze Mittelalter, auch in geschichtlicher Beziehung, nach seinen interessantesten Seiten hin. Uns muß es erlaubt sein, das dogmatische Thema mit einigen allgemeinen Gedanken abzuschließen.

Nachdem wir die dogmatischen Gegensätze, beim Lesen, genau verfolgt haben, drängt sich uns folgender Gedanke auf: daß die Geschichte der christlichen Dogmen, gerade wie diejenige der Philosophie, und wie überhaupt jeder Proceß und Kampf auf Erden, den Satz, welchen wir durchweg auszuführen wünschen, vollkommen bestätigt: daß die Gegensätze wohl nothwendig sind, kraft der leidenschaftlichen einseitigen Natur des Menschen, daß sie aber der untergeordnete Standpunkt sind, denn hoch über sie erhaben ist die Harmonie, als das ewige Gesetz der Vollkommenheit.

In ihr besitzen wir ein untrügliches Criterium der Geistesbildung. In der Theologie, sowie in der Philosophie, in der Literatur und Wissenschaft, wie in der Kunst, waren von jeher das die genialen und idealen, daher überlegenen Menschen, welche nie ängstlich und starrköpfig an Einzelnheiten kleben blieben und dieselben zum absoluten Heil erhoben, sondern ihren Blick auf das Ganze und Allgemeine erweiterten, somit eine Harmonie mitten im Kampfe der Extreme schufen. So treten denn auch in der Kirchengeschichte jene hohen Idealgestalten in den Personen des Irenäus, des Origenes, der drei großen Kappadocier, als: Basilius und die beiden Gregore, des Chrysostomus und noch Anderer auf, welche wohl, wegen des herrschenden Streitgeistes, gezwungen waren, eine Richtung zu ergreifen, oder sich zu einer Partei zu bekennen, welche aber zugleich liberal waren und suchten zu vermitteln. Sie führten nicht deßwegen das Steuerruder der Kirche, um die Menschen in eine feindselige, kleinliche Richtung festzubannen, oder ihnen eine besondere Lieblingsformel aufzuzwingen, sondern sie fußten auf den großen geistigen Wahrheiten des Christenthums.

Sollte die Aussöhnung der Gegensätze oder die Harmonie von Vielen als ein phantastisches Ideal betrachtet werden, welches wegen der Unvollkommenheit der Menschen nie zu realisiren ist, so wollen wir es einstweilen als ein bloßes regulatives Princip stehen lassen, weil wir in der Folge näher darauf eingehen werden; so viel ist gewiß, daß die Gegensätze nicht feindselig auseinander gehen müssen, denn das Gute, welches aus jeder ernstlich verfolgten Richtung als Resultat hervorgeht, könnte sich gegenseitig ergänzen; dieses ist ein Ideal, welches zu realisiren wäre. Daraus, und nur daraus ginge die Wahrheit hervor, denn jeder Mensch ist nur ein Bruchstück des Ganzen und besitzt niemals die absolute Wahrheit in sich.

Würde man einwenden: Der sei nur ein Halber und nicht ein Ganzer, welcher von seiner ausschließlichen Richtung etwas abgeht und auch das Gute der anderen Partei würdigt, so diene Folgendes als Beweis, daß gerade der vermittelnde Standpunkt derjenige der Ganzheit und nicht der Halbheit ist. Alles, was

da ist und wird, geht aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Kräfte oder Eigenschaften hervor. Unter den zahllosen Beispielen werde das frappanteste hervorgehoben: Das Trockene und das Nasse sind sich gewiß entgegengesetzt; würden sie niemals in Wechselbeziehung zu einander treten, so könnte die Erde nichts hervorbringen, folglich würden Menschen und Thiere verhungern; dadurch, daß der an sich trockene Boden Feuchtigkeit erhält, ist er im Stande, die so unentbehrliche Vegetation zu erzeugen. Steigen wir von diesem prosaischen Beispiel höher auf. Ein Künstler, welcher alles Dunkel auf die eine Hälfte seines Gemäldes häufen würde, und alles Licht auf die andere, könnte unmöglich etwas Deutliches hervorbringen; nur dadurch entsteht ein Ganzes und ein Vollständiges, daß er Licht und Dunkel harmonisch ineinanderspielen läßt; je größer die Harmonie, desto vollendeter ist sein Kunstwerk. Wer also nur die grellen Contraste, auch in den Lehrmeinungen verfolgt, der versteht es wohl, Staub aufzuwerfen, die Leidenschaften anzuregen und Feindschaft zu stiften — er versteht aber den mathematischen Werth einer Sache nicht, denn in der Mathematik ist ein Theil um die Hälfte kleiner, als zwei gleiche Theile, welche zusammen ein Ganzes ausmachen — im Reich der Schönheit entgeht ihm das Beste: die Harmonie!

2) Gegensätze von Cultur und Religion.

An die Gegensätze im Schooße der Kirche reihen sich die von Cultur und Religion. Das Alterthum wußte noch nichts von diesen Gegensätzen; Kunst und Wissenschaft standen unter dem Einflusse der Götter, die Cultur sollte die Gottheit verherrlichen. Auf der Bühne der Geschichte des Mittelalters traten diese beiden Gegensätze grell hervor; sie harmonisch auszusöhnen ist entweder die Aufgabe der jetzigen oder einer zukünftigen glücklicheren Zeit.

Es wäre höchst ungerecht und unwahr, der katholischen Kirche die Begünstigung der Cultur gänzlich abzusprechen. Sie war vor allem eine civilisirende Macht, indem sie so viele barbarische Völker unter ihre Herrschaft brachte, wodurch der heidnische Aberglaube zum größten Theil von christlichen Elementen durchdrungen

wurde. Dann pflegte sie Kunst und Wissenschaft theils in ihren Klöstern, theils ließ sie beide, in günstigen Perioden, auf den öffentlichen Schauplatz treten; besonders die Kunst, welche ein Hauptzweig der Cultur ist, wurde durch den Katholicismus gepflegt.

In Italien war die Cultur der Renaissance lange vor der Reformation ins Leben getreten, sie wurde durch viele Päbste befördert; oder, ist es vielleicht unhistorisch, daß Pabst Nicolaus V. 1447—1455 große Summen ausgab, um eine Bibliothek von griechischen und römischen Autoren zu sammeln, welche sich auf 9000 Bände belief? daß Pius II. ganz erfüllt war von antiquarischem Interesse; daß Leo X. ein wahres Griechenthum wieder aufblühen ließ? Hätten die Päbste nicht so viele Sammler und Späher nach monumentalen Schriften ausgeschickt, hätten sie die Copisten nicht so gut besoldet, wo blieben die meisten griechischen und römischen Autoren? Ein Zelot im wahren Sinn des Wortes, der Chalif Omar, ließ eine Bibliothek in Alexandrien, welche reich an literarischen Schätzen war, verbrennen; Pabst Nicolaus legte sich eine ähnliche im Vatican an.

Doch dieses Alles verschwindet im Verhältniß zu dem hierarchischen Druck, der wie eine finstere Wolke auf der Menschheit des Mittelalters lag, die Hierarchie war eine wahre Geistestyrannei; in Betracht dessen kann man die Priesterherrschaft sowie das Vorurtheil als einen hemmenden Gegensatz der Cultur betrachten.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Christenthum, mit seinen die Welt verdammenden Prinzipien, eine weite gähnende Kluft zwischen Cultur und Religion geöffnet hat. Besonders in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, so lange das Christenthum mit dem Heidenthum im Kampf um seine Existenz war, schied sich dasselbe von jenem, als von einem sündigen Babel, feindselig aus. Die Gegensätze traten also in dieser Zeit am schroffsten hervor. Leider amalgamirte sich das Heidenthum später nur zu intim mit der christlichen Kirche, und daraus ging der Katholicismus mit all seinem heidnischen Pomp und seinen antibiblischen Doctrinen hervor.

In diesen ersten Jahrhunderten des Christenthums war aber eine Reaction nothwendig und folgerichtig, denn man hatte ein

schrankenlos ausgeartetes Heidenthum vor sich. Durch dieses und durch die orthodoxe Herrschaft der Kirche gerieth die edle klassische Kunst und Literatur in Verfall, und zwar aus folgenden Ursachen: Betrachten wir zuerst den Verfall der Kunst, dann den der Literatur.

Die Kunst konnte nicht mehr ihren inneren Gesetzen vollständig nachleben, weil sie ihren freien schaffenden Genius der Tendenz oder dem Zweck opfern mußte, und zwar einer zweifachen Tendenz: einerseits der heidnischen maßlosen Prunksucht, anderseits, bald darauf, einer größtmöglichen Prachtentwicklung in den christlichen Kirchen und Kunstwerken. Dieses kann nur insofern verstanden werden, als man berücksichtigt, daß während den 4 ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung das Heidnische und Christliche nebeneinander einhergingen. Das Heidnische war weit vorherrschend, denn im 4ten Jahrhundert hatte Rom noch eine heidnische Physiognomie. Seine Fülle an Prachttempeln und anderen profanen Gebäuden setzte Jedermann in Erstaunen. Zu gleicher Zeit fing man an christliche, ebenfalls prachtvolle Kirchen zu errichten; Constantin hatte eine wahre Bauleidenschaft, er baute viele christliche Kirchen, daneben auch heidnische Tempel. Dieses bezeichnet deutlich den zweideutigen Charakter jenes Herrschers, welchem es vor allem um die Verehrung seines Namens bei Heiden und Christen zu thun war. Dieser Zug und ein zweiter: daß nämlich Constantin, nachdem er von nah und fern, sogar aus Rom, die herrlichsten griechischen Kunstwerke hatte nach Byzanz schleppen lassen, um seine neue Kaiserstadt damit zu zieren und zugleich zu überladen — einer kolossalen Appollostatue den Kopf abschlagen ließ, um ihr seinen eigenen Portraitkopf aufsetzen zu lassen, — ja dieser Zug sagt uns unendlich viel, es läßt sich eine bessere Charakteristik daraus lesen als aus einem Infolioband der ausführlichsten Schilderungen. Zuerst erkennen wir darin Constantin's Herrscherarroganz, wobei es ihm nicht um die Profanation der Kunst leid that, zum anderen — und dieses ist viel ernstlicher — sagt uns dieser historische Zug: daß die Würdigung des Innerlich-Schönen und Idealen in der Kunst verschwunden war. Einestheils wurde sie geradezu mißhandelt,

indem Constantin die Statuen aus kostbarem Stoff einschmelzen ließ, weil er Geld brauchte, daneben mußte sie dem pompsüchtigen Geschmack der Römer dienen; vom einfach Schönen verfiel sie ins Ueberladene und Luxurirende. Zu gleicher Zeit, und später noch weit mehr, verlangte auch die christliche Symbolik von der Kunst eine Ueberfülle der glänzendsten Luxuszierathen, „um jeden Stein zum Symbol ihrer Macht und ihres Sieges zu machen“; sie büßte diesseits und jenseits ihre ursprüngliche Reinheit und erhabene Einfachheit ein. „Innerliche Verarmung und scheinbarer Ueberreichthum der Formen gingen Hand in Hand.“*) Auf heidnischer und christlicher Seite that man des Guten zu viel, dadurch wurde die schöne Harmonie der Formen beeinträchtigt. Wie konnte die Kunst, welche nur auf Harmonie beruht, sich da frei entfalten, wo man ihre Freiheit einschränkte? Deßwegen steht die antike Kunst über jeder anderen, weil in ihr die Form durchsichtig und vollendet ist. Die Kunst kann nur durch die Schönheit und Hoheit der Form wirken, daher jener unnachahmliche Zauber in den antiken Kunstwerken. Form und Idee müssen sich harmonisch durchdringen; die Idee oder der Kern des Kunstwerks muß durch eine reine vollendete Form, als dessen Schale, ungehindert durchschimmern. Schale und Kern können in der Kunst nicht geschieden werden, ohne daß sie dabei einbüßt. Die Bedeutung der Form überwiegt sogar, weil die Idee an sie gebunden ist und hauptsächlich durch sie wirkt, ja nur durch sie ihren vollkommenen Ausdruck findet, so daß die Form das innere Wesen ausspricht.

Es erhob sich im 12ten und 13ten Jahrhundert eine neue christliche oder gothische Baukunst, auch sie war von einer hohen Idee beseelt, und ihre herrlichen gen Himmel strebenden Dome erregen eine ewige Bewunderung. Allein bei ihr war die christliche Idee die Hauptsache und die Form weniger rein und vollendet, als in der ursprünglichen Antike. Viele Jahrhunderte hatte man in der Baukunst die entarteten abgestumpften antiken Einzelnformen beibehalten; die gothische oder deutsche Baukunst erhielt einen neuen ihr eigenthümlichen Charakter. Sie nahm die

*) Burkhardt „Zeit Constantins des Großen.“

Sculptur und die Malerei in ihren Dienst, beide mußten sich vereinigen, um den Kirchenbau zu verherrlichen. Erst im 15ten und 16ten Jahrhundert, zur Zeit eines allgemeinen geistigen Umschwungs, befreundete sich die Kunst wieder mit den realen, edlen klassischen Formen des Alterthums, es geschah eine harmonische Durchdringung des Realen und Idealen und dadurch eine Restauration der Kunst. Die Wiederaufnahme des Klassischen erweiterte die Cultur. Sculptur und Malerei wurden jede als eine besondere Kunst gepflegt. Es war eine Jubel- oder Versöhnungszeit für die Cultur mit der Religion, worin der große Gedanke hervortrat: daß alle Menschen Brüder sind; wo das Christenthum dem antiken Heidenthum die Hand zur Versöhnung bot und erkannte, daß auch in ihm eine göttliche unsterbliche Seele einst wirkte.

Gehen wir von der Kunst auf die Literatur über. Bis tief in das Mittelalter galt in der Literatur der Machtspruch des Augustin: „Alles Weltliche sei ein Werk des Teufels, nur die Kirche eine göttliche Anstalt.“ Sogar während der Culturperiode Karls des Großen bestand die Volksliteratur meistens in Erbauungsbüchern, in Evangelienharmonien, in Gedichten über das jüngste Gericht, Psalmen, und einzelnen Theilen der heiligen Schrift. Wohl gingen auch Heldensagen aus alt-germanischer Zeit und aus den Völkerwanderungen stammend nebenher, sie konnten jedoch nicht recht aufblühen, weil die Geistlichkeit sie als Teufelswerk verdammte, auch viele davon vernichtete. Ludwig der Fromme, Karls des Großen Sohn, verwarf diese heidnischen Dinge. Daß die klassische Literatur sich im byzantinischen Kaiserreich durch das ganze Mittelalter hindurch erhielt, ist von wenig Bedeutung, weil jene Cultur des Antiken sich auf das Zusammentragen und Verarbeiten althellenischer Sagenschätze beschränkte und der Geist keine Ursprünglichkeit hatte. Mit Recht nannte man jene Gelehrten die Grammatiker, denn steif, wie in einer Grammatik, reihten sich die todten zusammengetragenen Sätze aneinander.

Soll diese Welt, welche so vielseitig ist, der Kirche allein dienen? Ist das religiöse Gefühl nur an das Confessionelle gebunden? Sprudelt der Quell der Religion nur in der Kirche?

Nimmermehr. Sogar das Mittelalter hielt es unter diesem Banne nicht immer aus. Schon im 12ten Jahrhundert erwachte im deutschen Volk die Poesie, diese innere Religion. Die Gemüther schlossen sich der fröhlichen Natur, den zarten Empfindungen der Liebe, dem geselligen Zusammenleben auf. Das Zeitalter der Minnesänger, oder der schwäbischen Dichter, begann 1137 und währte ungefähr bis 1347. Könige, Ritter und Bürger dichteten von Frauen-Liebe und Naturschönheit, von Heldenthaten, Ritterthum und Ehre. Die Kreuzzüge gaben Allem einen höheren Aufschwung, sie begeisterten zu einer hohen religiösen Idee, und wurden für die darauffolgenden Geschlechter ein reicher Quell der Poesie, aus welchem die Minnesänger und Troubadours des 13ten Jahrhunderts schöpften. Die Kreuzzüge haben den Geist des Mittelalters erweitert, indem sie ihn auf die Welt und den Völkerverkehr richteten und die Phantasie der Abendländer durch die Bekanntschaft mit der orientalischen Cultur bereicherten. Sie vereinigten alle weltlichen Elemente in einen Brennpunkt, in den der Religion. Hier besaß das Mittelalter einen Moment, wo die Cultur mit der Religion ausgesöhnt war.

Diese Blüthe der Kreuzzüge hatte nur einen ephemeren Werth für die Menschheit, weil zu viele Kriegsgreuel dabei vorkamen, so daß man jene Zustände noch als barbarisch betrachten kann, trotz dem Schönen, das neben dem Barbarischen einherging.

Im 14ten und 15ten Jahrhundert begann erst die Periode einer eigentlich geistigen Cultur, wo die Wissenschaft anfing vorzuherrschen, wo nebst den schon existirenden Universitäten des 12ten und 13ten Jahrhunderts in Paris, Cambridge, Oxford und Salamanca, so viele deutsche Universitäten gegründet wurden, wo die großen Erfindungen und Entdeckungen aller Welt Augen auf sich lenkten und das Antike wieder geschätzt wurde. Die Cultur des Antiken bildete den Uebergang von der mittelalterlichen Phantasiewelt zum modernen nüchternen Forschergeist und zur Empirie; sie war das Mittelglied, welches beide verband.

Wie verhielt sich nun im 15ten und 16ten Jahrhundert der Renaissance die Religion zu diesem allgemeinen Bedürfnisse, die Cultur zu pflegen? Die Einen, sogar viele Päbste und

Geistliche, liebten die Wissenschaft, sie sahen darin keine Gefahr für die Kirche, sie sagten: das Dogma stehe fest, es könne nicht durch eine neue Geistesrichtung erschüttert werden. Andere, und zwar die meisten, standen wirklich in einer freigeisterischen, aufklärerischen Verfassung der Kirche gegenüber; sie hatten den Priesterdespotismus satt und wandten sich lieber dem freien Geiste der Alten zu; es entwickelte sich, besonders in Italien, ein Spott- und Witzgeist gegen die Orthodoxie; der liederliche Wandel der Mönche und Geistlichen, sowie das weltliche Leben der Päbste, war geeignet bei Vielen den Glauben an das Heilige zu erschüttern. Die Dritten, und diese waren die Vernünftigen, söhnten die Gegensätze von Cultur und Religion aus. Sie erkannten, daß ein heiliger Ernst die christliche Religion durchweht, diesen brachten sie auch in ihre profanen Studien.

Cultur und Religion! — sollten sie sich nicht auch Heutzutage zu einander verhalten wie Leib und Seele, wie Stoff und Kraft? Eine Cultur ohne den belebenden Hauch der Religion ist wie ein Körper ohne Geist, wie der Stoff ohne Kraft. Die Cultur ist der Leib, die Religion muß die Seele sein, jene der Stoff, diese die ihn bewegende Kraft.

Die Bildung! — wie verhält sich diese zur Religion? Die Bildung erzeugt vor allem die Liebe zur Wahrheit und zum Prinzip. Wer einen Bildungstrieb in sich spürt, der wendet sich weg von der Afterklugheit und dem Wahnwitz der Alltagswelt den tiefen, forschenden Geistern zu, welche seine Seele durch ihre Geistesproducte erweitern und bereichern, und in ihm den Ernst, die Liebe für das Heilige und Göttliche wecken. Die Kunst weckt im Menschen das Geistig-Schöne, da beide, Kunst und Wissenschaft seinen Sinn auf das Ideale lenken, so wird er durch sie innerlich gebildet. Wie die physische Natur dem Menschen eine äußere Form gibt, so gibt ihm die Bildung eine innere geistige Form. Sie ist nichts anderes, als eine geistige Sculptur. Der lebendige Verkehr durch belehrende Conversation wäre eines der mächtigsten Bildungsmittel, dieses ist aber Heutzutage unausführbar, weil die Menschen fürchten, es möchte etwas vorkommen, das ein Anderer besser weiß als sie; um ja nicht ihre Blößen auf-

zudecken, geben sie einem faden, unzusammenhängenden Gespräch den Vorzug. Die Einsicht und die Erkenntniß dürfen nicht die Fackel aufrecht halten, sondern sie müssen dieselbe vor der Unwissenheit senken.

Die große Frage bleibt noch zu beantworten: ob es für den Menschen wirklich vortheilhaft ist, sich nur äußerlich aber nicht innerlich oder geistig zu bilden? — Das Aeußere vergeht — und zwar bei vielen Leuten sehr rasch — der Geist bleibt ewig. Die Bildung hat also das Unvergängliche mit der Religion gemein. Abnorme, ungesunde Zustände sind es, welche die Religion von der Cultur, als einen ihr feindseligen Gegensatz, ausscheiden, denn die materielle Cultur ist ja nur ein Körper, welcher nothwendig einer Beseelung bedarf; was anderes kann ihre Beseelung sein als: das Geistige, das Ideale und die Religion?

3) Verweltlichung der Kirche und die Askese.

Da wir die Extreme zu berühren gedenken, so heben wir zuerst das Eine, dann das ihm entgegengesetzte Extrem hervor, die Gerechtigkeit, welche wir beiden Parteien widerfahren lassen, kommt dann in die Mitte.

Erstes Extrem. Im Schooße des Katholicismus bieten sich uns zwei Gegensätze dar, die beinahe den Eindruck von Dualismus machen. Einerseits entfaltete die katholische Kirche in den Personen ihrer Päbste, Cardinäle, Bischöfe und Curie eine Fülle von Pracht, Reichthum und Ueppigkeit, ein Trachten nach Ehrenstellen und Begünstigungen, wie wir es nur an einem kaiserlichen Hof wiedergespiegelt sehen. Die schönsten Paläste und Villen wurden durch Päbste und Cardinäle angelegt. Bischöfe, Prälaten, Aebte, welche Diener der Kirche waren, besaßen fürstliche Besitzthümer. Die Pracht und Herrlichkeit des ganzen päbstlichen Systems, wie es sich abstufte vom Kirchenfürst, durch alle Rangordnungen, bis zum hohen und niederen Clerus, warf ein großartiges goldenes Netz aus, in welchem das ganze Mittelalter verstrickt war. Wer der hierarchischen Allmacht zu entkommen versuchte, fiel einer weit bedenklicheren: der Inquisition, anheim. Wie die Sonne, als das königliche Gestirn, die Planeten an sich fesselt,

und diese wiederum von den ihnen abhängigen Trabanten begleitet sind, wußte der Kirchenfürst den Clerus an sich zu fesseln; sie bildeten zusammen ein System. Wegen der engen Beziehung beider Parteien zu einander, hat man den Katholicismus in zwei Systeme eingetheilt, in das Papal- und Episcopalsystem; ersteres repräsentirte das Pontificat sammt dem Clerus, letzteres die Patriarchen, Bischöfe, Kirchenväter, überhaupt den besseren Theil der Kirche; obwohl man auch dieses nicht im ausschließlichen, ausnahmslosen Sinn nehmen darf, da es neben ausgezeichneten Bischöfen auch Nichtswürdige gab.

Betrachten wir das Papalsystem und zwar in den Hauptzügen.*) Bei ihm kann man eine Doppelreihe verfolgen, wo das Gute neben dem Bösen einherging. Der Clerus existirte vor dem Pabst, denn im 3ten und 4ten Jahrhundert hatte man schon eine Geistlichkeit, aber noch keinen Pabst, daher muß jener vorher erwähnt werden. Wir finden schon in der zweiten Hälfte des 4ten Jahrhunderts einen sittlich ausgearteten, ausschweifenden Clerus, von welchem der Kirchenvater Hieronymus eine, wenn auch zu lebhafte, dennoch bedauernswerthe Schilderung macht. Wer sich in allen jenen Lastern orientiren will, den verweise ich auf die Schriften dieses Kirchenvaters, schon das Zusammenfassende ist schrecklich genug. Was jenen sittlichen Zuständen das Gepräge der tiefsten Verworfenheit aufdrückt, ist die Heuchelei. Wo die Menschen ihre Sünden und Gebrechen offen bekennen, ist man großmüthig genug ihnen zu verzeihen, wo sie aber das Laster mit dem Mantel der Religion zudecken und dabei beständig den Herrn sammt Bibelsprüchen im Mund führen, stehen sie dem Satan gleich, welcher nur zu oft als ein verkapptes, gleißnerisches Wesen oder als ein böser Dämon in Lichtgestalt, vor die Menschen tritt.

---

*) Wir können es nicht genug wiederholen, daß man von uns nur Hauptzüge zu erwarten hat, weil wir ein zusammenfassendes Lebensbild zu geben wünschen. Sollten Einige an den „Allgemeinheiten" sich stoßen, so geben wir ihnen den Rath, die ausführliche Kunstgeschichte jedes Faches, welches wir berühren, zu studiren, gewiß lösen sich dann für sie die Allgemeinheiten in Einzelnheiten auf.

Diese Sittenverderbniß ging nicht mit dem 4ten Jahrhundert unter, sondern sie dehnte sich durch alle Zeitalter aus; in jedem Jahrhundert hören wir Klagen über die Ausgelassenheit der Geistlichen. Es gibt kaum eine weltliche Lust, an welcher der Clerus sich nicht betheiligt hätte und mit ihm die Päbste. Im 8ten Jahrhundert finden wir die Geistlichen sehr jagdlustig; zu Ende des 9ten und im 10ten, und zwar ein halbes säculum hindurch, saß die Verworfenheit auf dem Stuhl Petri, um sie herum lagerte sich die Zuchtlosigkeit der Geistlichen, ja die sittliche Fäulniß breitete sich überall aus, denn in England trat der strenge Mönch Dunstan als ein Reformator der Sitten auf. Die Geistlichen ergaben sich in Deutschland wie in England der Trunksucht, der Raufsucht, der Spielsucht, der Unzucht und mischten sich in weltliche Händel. Zu gleicher Zeit war auch das Mönchsthum ausgeartet, es erholte sich jedoch wieder durch Reformen. Die Kreuzzüge, im 12ten Jahrhundert, waren ein Abzugscanal des Schlammes der Unsittlichkeit, er zog vom Abendland nach dem Orient. Kaum waren jene Zeiten vorüber, so wuchs, im 13ten Jahrhundert, aus dem ewig fruchtbaren Boden der Immoralität, eine neue Saat empor, denn in dieser Zeit producirten sich sogar Bischöfe als Wegelagerer, um den Pilgern und Kaufleuten aufzulauern und sie zu plündern; sie gaben also dem Raubritterthum den Handschlag. Von dort geht es in das 14te Jahrhundert. In diesem eröffnet das Pabstthum das Schauspiel eines gänzlich ausgearteten Zustandes. Die sittliche Fäulniß hatte freilich alle Stände erfaßt, Alles befand sich in wilder Unordnung; es war das Jahrhundert des Faustrechts; allein wir haben nur von der Geistlichkeit zu berichten, sie sollten die Leuchten der Menschheit sein, und gerade da, wo ihr gutes Beispiel nothwendig gewesen wäre zur Restauration einer verfallenen gesunkenen Civilisation, befanden sie sich in einer sittlichen Schlaffheit; diese Zeit war eigentlich das Jahrhundert der Ausartung der Kirche. Gleichwie sich aus ungesunden Dünsten allerlei Krankheitsstoffe entwickeln, erzeugte jene allgemein herrschende Corruption moralische Krankheiten; man sah Schaaren von aufgeregten Menschen, welche ihrer selbst nicht mehr

mächtig waren, alle Länder durchziehn, sich selbst peinigend und geißelnd, um die Strafgerichte Gottes aufzuhalten — dieses waren: die Büßer und Geißler. Die Geistlichkeit hatte sich so schlecht aufgeführt, daß man an die Wirksamkeit der kirchlichen Gnadenmittel nicht mehr glaubte. Auf diese Zustände der Auflösung aller Dinge folgte das 15te Jahrhundert; hier sehen wir das Pabstthum wieder gehoben und mit ihm theilweise die Curie, obschon die Bußpredigten eines Savanarola und die schriftlichen Aussprüche der Verachtung und des Unwillens gegen die Hierarchie, sowie man sich dem 16ten Jahrhundert näherte, glauben machen, daß es schlimm stand mit der Priesterschaft. Das Wirken Savanarola's fiel in jene verrufene Periode des Pabstthums unter Alexander VI. Wie sah es vollends vor der Reformation aus? Die Novellenschreiber jener Zeit standen auf und zeugten gegen das sittenlose Ninive der Mönche und des Clerus; sie deckten ihnen ihre ruchlosen Laster und ihre Heuchelei auf. Noch ein großartigerer Zeuge erhob sich gegen die Verderbniß des Papalsystems — es war die Reformation. Wir wollen unsere Schilderung nicht weiter ausdehnen, obschon das 17te Jahrhundert, besonders in Frankreich, einen abermaligen verworfenen Clerus erlebte — es ist des Traurigen genug. Dem Geschichtschreiber möchte manchmal bange werden, wenn er soll, Angesichts solcher Thatsachen, eine heilige Katholicität der Kirche in Schutz nehmen. Doch, der Leser ist ja darauf vorbereitet worden, daß dieses, obschon Wahrheit, der Auswuchs oder das Eine Extrem ist. Ich war gezwungen zuerst nur dieses ins Auge zu fassen, wegen des Systems, welches zur Ordnung oder zur strengen Regel zwingt und keine Mischung duldet, ich freue mich aber, bald auf das Gute übergehen zu können. So grell nehmen sich alle Zustände heraus, wenn man nur das Schlimmste davon hervorhebt; bleiben wir einseitig dabei stehen, so sind wir gezwungen, nicht nur den materiellen Theil der Menschheit, sondern auch den spirituellen zu verachten.

Zweites Extrem. Der andere schroffe Gegensatz, gegenüber der Verweltlichung der Kirche, war die Askese. Hätten wir kein Geschichtsbuch aufgeschlagen, um uns dessen zu versichern,

daß es eine Askese gab, so hätte es uns das Gesetz in uns und das Gesetz außer uns gesagt, daß eine zweite Kraft jenem heillosen Treiben entgegenwirken mußte, um nur die Geschichte im Gange zu erhalten. Die Weltlichkeit der Kirche war gleichsam eine Centrifugalkraft, ihr entgegen mußte eine Centripetalkraft wirken, um die Kirche zu ihrem wahren Centrum, zu der Nachfolge Christi, zurückzuführen. Jene Kraft war die Askese. Können wir es jenen streng-asketischen Männern, den Anachoreten, verargen, daß auch sie in ein zu schroffes Extrem verfielen? Sie standen, als heilige ernste Mahner auf der Säule, um der Welt ihre Genußsucht zum Vorwurf zu machen. Jene Richtung war eine Nothwendigkeit der Zeit. Ein Extrem rief das andere hervor. Die Einsiedler und Säulenmänner waren gewiß heroische Naturen, und sie meinten es aufrichtig mit ihrem Glauben, aber — sollen sie uns zum Vorbild der Menschheit dienen? Soll die Menschheit ein Jammerbild darstellen? Soll sie aus ihrem Körper, durch eine übertriebene enthaltsame Lebensweise, ein ausgehungertes Gerippe machen? Soll sie in Schmutz und Unrath verkommen? Soll sie ihre physische Constitution, durch Nervenaufregung, dermaßen bis auf den Grund erschüttern, daß sie in Hallucinationen oder traumhafte Gesichtserscheinungen verfällt, wobei man es mit lauter bösen Geistern zu thun hat und es bis zur Besessenheit kommen kann? Jetzt ist man, Dank der Wissenschaft, so weit erleuchtet, daß man weiß, daß alle jene Besessenheiten, an welche die Vorzeit so treu glaubte, krankhafte physische Zustände waren.

Gewiß verkennen wir nicht das hohe sittliche Verdienst jener Anachoreten, eines Paulus, Antonius und Hilarion, welche durch ihre Selbstverleugnung, Königen und Geringen imponirten, sie predigen, sowie die streng-asketischen Mönche und Heiligen des ganzen Mittelalters, allen Geschlechtern: die Nothwendigkeit der Harmonie. Wahrlich, der Mensch, welchem es gelungen wäre, die beiden feindseligen Gegensätze von Fleisch und Geist in ein richtiges Verhältniß zu einander zu bringen, so daß das Eine nicht auf Unkosten des Anderen lebte, sondern beide sich zu einander harmonisch verhielten — wahrlich ein solcher Mensch

mächtig waren, alle Länder durchziehn, sich selbst peinigend und geißelnd, um die Strafgerichte Gottes aufzuhalten — dieses waren: die Büßer und Geißler. Die Geistlichkeit hatte sich so schlecht aufgeführt, daß man an die Wirksamkeit der kirchlichen Gnadenmittel nicht mehr glaubte. Auf diese Zustände der Auflösung aller Dinge folgte das 15te Jahrhundert; hier sehen wir das Pabstthum wieder gehoben und mit ihm theilweise die Curie, obschon die Bußpredigten eines Savanarola und die schriftlichen Aussprüche der Verachtung und des Unwillens gegen die Hierarchie, sowie man sich dem 16ten Jahrhundert näherte, glauben machen, daß es schlimm stand mit der Priesterschaft. Das Wirken Savanarola's fiel in jene verrufene Periode des Pabstthums unter Alexander VI. Wie sah es vollends vor der Reformation aus? Die Novellenschreiber jener Zeit standen auf und zeugten gegen das sittenlose Ninive der Mönche und des Clerus; sie deckten ihnen ihre ruchlosen Laster und ihre Heuchelei auf. Noch ein großartigerer Zeuge erhob sich gegen die Verderbniß des Papalsystems — es war die Reformation. Wir wollen unsere Schilderung nicht weiter ausdehnen, obschon das 17te Jahrhundert, besonders in Frankreich, einen abermaligen verworfenen Clerus erlebte — es ist des Traurigen genug. Dem Geschichtschreiber möchte manchmal bange werden, wenn er soll, Angesichts solcher Thatsachen, eine heilige Katholicität der Kirche in Schutz nehmen. Doch, der Leser ist ja darauf vorbereitet worden, daß dieses, obschon Wahrheit, der Auswuchs oder das *Eine Extrem* ist. Ich war gezwungen zuerst nur dieses ins Auge zu fassen, wegen des Systems, welches zur Ordnung oder zur strengen Regel zwingt und keine Mischung duldet, ich freue mich aber, bald auf das Gute übergehen zu können. So grell nehmen sich alle Zustände heraus, wenn man nur das Schlimmste davon hervorhebt; bleiben wir einseitig dabei stehen, so sind wir gezwungen, nicht nur den materiellen Theil der Menschheit, sondern auch den spirituellen zu verachten.

Zweites Extrem. Der andere schroffe Gegensatz, gegenüber der Verweltlichung der Kirche, war die Askese. Hätten wir kein Geschichtsbuch aufgeschlagen, um uns dessen zu versichern,

daß es eine Askese gab, so hätte es uns das Gesetz in uns und das Gesetz außer uns gesagt, daß eine zweite Kraft jenem heillosen Treiben entgegenwirken mußte, um nur die Geschichte im Gange zu erhalten. Die Weltlichkeit der Kirche war gleichsam eine Centrifugalkraft, ihr entgegen mußte eine Centripetalkraft wirken, um die Kirche zu ihrem wahren Centrum, zu der Nachfolge Christi, zurückzuführen. Jene Kraft war die Askese. Können wir es jenen streng-asketischen Männern, den Anachoreten, verargen, daß auch sie in ein zu schroffes Extrem verfielen? Sie standen, als heilige ernste Mahner auf der Säule, um der Welt ihre Genußsucht zum Vorwurf zu machen. Jene Richtung war eine Nothwendigkeit der Zeit. Ein Extrem rief das andere hervor. Die Einsiedler und Säulenmänner waren gewiß heroische Naturen, und sie meinten es aufrichtig mit ihrem Glauben, aber — sollen sie uns zum Vorbild der Menschheit dienen? Soll die Menschheit ein Jammerbild darstellen? Soll sie aus ihrem Körper, durch eine übertriebene enthaltsame Lebensweise, ein ausgehungertes Gerippe machen? Soll sie in Schmutz und Unrath verkommen? Soll sie ihre physische Constitution, durch Nervenaufregung, dermaßen bis auf den Grund erschüttern, daß sie in Hallucinationen oder traumhafte Gesichtserscheinungen verfällt, wobei man es mit lauter bösen Geistern zu thun hat und es bis zur Besessenheit kommen kann? Jetzt ist man, Dank der Wissenschaft, so weit erleuchtet, daß man weiß, daß alle jene Besessenheiten, an welche die Vorzeit so treu glaubte, krankhafte physische Zustände waren.

Gewiß verkennen wir nicht das hohe sittliche Verdienst jener Anachoreten, eines Paulus, Antonius und Hilarion, welche durch ihre Selbstverleugnung, Königen und Geringen imponirten, sie predigen, sowie die streng-asketischen Mönche und Heiligen des ganzen Mittelalters, allen Geschlechtern: die Nothwendigkeit der Harmonie. Wahrlich, der Mensch, welchem es gelungen wäre, die beiden feindseligen Gegensätze von Fleisch und Geist in ein richtiges Verhältniß zu einander zu bringen, so daß das Eine nicht auf Unkosten des Anderen lebte, sondern beide sich zu einander harmonisch verhielten — wahrlich ein solcher Mensch

hätte die schwierigste Aufgabe gelöst — er wäre geradezu ein Heiliger.

Wir haben, bei Anlaß des Papalsystems, von einer Doppelreihe gesprochen, wir verfolgten erst die böse oder das Extrem, jetzt kommen wir zur guten. Wir sind genöthigt zurückzugehen und dieselbe in die Mitte zwischen die Gegensätze zu stellen. Wie es auf jedem Gebiet des Lebens ein sündiges Babel gibt, aus welchem sich die Elite ausscheidet, so tritt denn auch aus dem Pontificat, der Geistlichkeit und dem Mönchsthum, sowie überhaupt aus der Kirche, eine Elite hervor, welche das Fundament war, auf welchem die Kirche ruhte. Besonders in den 5 oder 6 ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung treten uns die edelsten Kräfte der Kirche entgegen in den Personen der Kirchenväter; sie waren so bedeutend, daß ja die Gesammtheit der Väter eine besondere Kirche ausmachte, und zwar eine heilige, reine Gemeinschaft, wenn man von den Streitigkeiten absieht, welche nothwendig waren, um das Dogma zu entwickeln. An sie reiht sich, besonders im 6., 7. und 8. Jahrhundert, eine Auswahl der Geistlichkeit, welche die strenge Zucht des Gesetzes an sich und an den überwundenen heidnischen Völkern ausübte, wodurch sie eine wohlthätige Macht in der Geschichte wurde. Gerade in den ersten Jahrhunderten schmiegten sich die Völker an die Geistlichkeit an, weil die römischen Usurpatoren und Despoten die Provinzen unerhört bedrückten. Dieses consolidirte ganz besonders die Macht des Clerus. Schon das 6. Jahrhundert sah einen vortrefflichen Pabst auf dem Stuhl Petri, Gregor den Großen, welcher die Ausbreitung des Christenthums durch Aussenden von Aposteln betrieb. Viele edle geistliche Kräfte erzeugte besonders diese Zeit der Heidenmission. Der geistliche Stand galt, durch das ganze Mittelalter hindurch, als der angesehenste und gebildetste; er hatte alle Bildungsmittel in seiner Hand, daher waren die Geistlichkeit und das Mönchsthum die Schöpfer und Erhalter der Cultur, und zwar einer vorherrschend theologischen. Ferner gingen aus dem geistlichen und aus dem Mönchsstand die Bibelübersetzer, die Bußprediger und Reformatoren hervor; schon im 12. Jahrhundert stand ein Reformator auf in der Person des

Arnold von Brescia, welcher gewaltig gegen die Verweltlichung und Haltlosigkeit der Priesterschaft eiferte. Das für die Ausschweifung der Geistlichkeit und des Pontificats so berüchtigte 10. Jahrhundert erzeugte eine Reihe sehr würdiger Bischöfe, z. B.: Ratherius von Verona, Willigis von Mainz, Gerbert, Bruno von Köln, Ratbot von Trier, welche einen Theil der Geistlichen zur Kirchenzucht und zur Pflege der Wissenschaft zurückbrachten, und durch freiwillige Opfer den Armen und Kranken aufhalfen. Auf dem Stuhl Petri ragten mehrere würdige Persönlichkeiten hervor, welche die moralische Macht des Menschen über die physische herrschen ließen und bedeutende Reformen bewirkten. Professor Hagenbach sagt in seiner christlichen Kirche: „Mehr als einmal erschienen die Päbste als die Beschützer des Rechts, als die Vertheidiger der Unschuld, ja als die Vertreter der Humanität gegenüber der Rohheit des Jahrhunderts.“

Das Mittelalter war die Zeit der Gegensätze im absoluten Sinne. Parallel mit dem Sittenzustand der Oberen oder Geistlichen ging die Moralität des Volks. Auch die Laien fielen aus einem Extrem in das andere. Das Einemal that man Buße in Sack und Asche und stand in Ehrfurcht vor der Großartigkeit des Gottesdienstes, das Anderemal ergab man sich öffentlichen Possen und Narrenspielen, wobei Geistliche den Ton angaben. Dort tobte die Sinnenlust und die allgemeine Ausschweifung durch die Straßen, hier zogen Geißler und Büßerzüge durch alle Länder. Einmal hielt man lange Fasten aus, dann suchte man das Versäumte durch Unmäßigkeit nachzuholen. Ueberhaupt waren die Menschen des Mittelalters sehr demonstrativ. Das Gute und Schöne lag auch in der Volkssitte in der goldenen Mitte. Besonders ist der Wohlthätigkeitsgeist des Mittelalters hervorzuheben. Auf das Schöne werden wir noch bei der Geistescultur zu reden kommen.

Wir sind heutzutage über die mittelalterlichen Contraste hinweg; mit Bedauern und Achselzucken schauen wir auf jene Zustände der Unwissenheit zurück. Halten wir ein! Oft sind ver-

gangene Zustände nur das Spiegelbild der eigenen Unvollkommenheit. Jene Extreme des Fanatismus, der Selbstpeinigungen einerseits, und des Lebens nach dem Fleisch andrerseits, haben aufgehört, und gerade dieses bezeichnet den Fortschritt der Zeit, denn wo man von den grellsten und äußersten Contrasten nur einigermaßen abgeht, nähert man sich der Harmonie und ist im Fortschritt begriffen. Dieses kann nicht anders sein, kraft des Gesetzes, welches zum Wachsthum und zur Fortbildung zwingt. Unsere Zeit besitzt des Guten und Schönen so viel, wir werden in der Abtheilung, welche wir dem praktischen Einfluß des Intellektuellen gewidmet haben, und bei der französischen Revolution, die Fortschritte der Zeit näher berühren. Können wir, trotz des Guten und Schönen sagen, daß die Extreme verschwunden sind? Sie haben nur eine andere Gestalt angenommen. Einerseits herrscht ein großartiger Materialismus, andrerseits ein conventioneller, formeller Pietismus; diesseits eine starre Orthodoxie, jenseits die Freigeisterei. Dort ein grober Realismus, hier ein überschwänglicher, haltloser Idealismus. In socialen Verhältnissen eine maßlose Genußsucht und Blasirtheit der Reichen, eine jammervolle Dürftigkeit der Armen; im Politischen auf der einen Seite der Absolutismus, auf der andern ein zügelloser Emancipationsgeist.

Ich schließe diesen Theil mit folgender Betrachtung: Im Weltall und in der Natur gewahren wir einen unzerstörbaren Organismus, in den menschlichen Zuständen ein ewiges Schwanken der Dinge, eine Höhe und ein Sinken, ein Aufblühen und einen Verfall, eine Wandelbarkeit, welcher kein Volk und kein Individuum entgeht. Warum ist der Organismus der menschlichen Zustände nicht ebenso unzerstörbar als derjenige des Weltalls? Weil dort die Kräfte, und zwar die entgegengesetzten, harmonisch ineinanderwirken, während bei den Menschen durch Selbstsucht, Feindschaft, Eifersucht, Mißverständniß, Eigendünkel, Stolz, Widerspruch, Leidenschaft, Bosheit, Schlechtigkeit, Corruption, überhaupt durch die Extreme Alles auseinandergeht. Wäre die Menschheit nicht durch ein höheres Gesetz, oft wider ihren Willen, beherrscht, so könnte der Weltprozeß seinen Fortgang nicht haben. Die guten Kräfte halten das Ganze zusammen. Alles Menschliche ist den

Krisen und dem Untergang verfallen, das Gesetz aber läßt auf den Trümmern der veralteten Zustände ein neues, junges Leben emporblühen.

4. Secten und Alleinherrschaft der Kirche.

Wir müssen auf zwei Gegensätze aufmerksam machen, von welchen der eine zwar sehr schwach gegen den anderen war, allein das Bessere, welches er anstrebte, nämlich eine kirchliche Reform, war ein leiser Anfang zur Reformation. Beim Sectengeist, um ihn zu verstehen, muß, wie bei allem Anderen, das Gute vom Schlimmen unterschieden werden, denn neben dem Waizen wuchs auch viel Unkraut auf. Wir beginnen mit der guten Seite des Sectengeists, und enden dann mit der schlimmen.

Die christliche Religion saß auf fürstlichem Thron, sie lenkte die Zügel der Völker und Staaten; einen beinah extremen Gegensatz zu ihr bildeten die Secten. Die üppigen Sitten der Geistlichen, ihre Reichthümer, Herrschsucht und Ausgelassenheit, ihre abergläubigen Lehren und Gebräuche, hatten schon frühe bei vielen streng Gesinnten unter dem Volke Aergerniß erregt. Dies gab den Anlaß zu geheimen Absonderungen von der allgemeinen Kirche und bildete die Secten aus. Katharen, Waldenser, Lollarden, Wicleffiten, Hussiten u. s. w. waren die Träger eines einfachen Glaubens und beflissen sich eines reinen Wandels. Sie mußten aber ihre Religion im Verborgenen ausüben; die verschiedenen Versuche, welche sie machten, um sich der Kirche zu widersetzen, wurden furchtbar gerächt. Eine der größten Verfolgungen der Ketzer war die gegen die Albigenser in der Provence. Sie glich einem Kreuzzug. Da zeigte denn die Kirche, was Ketzerhaß vermag. Erbarmungslos wurden Hunderttausende massacrirt, die blühendste Provinz Frankreichs verödet, ihre reichen Blüthen der Literatur zerstört. Der Weheruf der Albigenser war ein Schmerzensschrei der unterdrückten Freiheit!

Zur Rechtfertigung der Kirche muß nun erwähnt werden, daß nicht alle Secten reine reformatorische Absichten hatten, sondern viele waren eine gährende, revolutionäre Bewegung in der Volksmasse. Bei ihnen zeigt sich deutlich, daß die menschliche

Natur unverbesserlich ist, denn, nachdem sie die Kirche wegen ihrer Sündhaftigkeit gerügt hatten, verfielen sie in noch gröbere Sünden. Die Beginen und Begharden, oder Betbrüder und Betschwestern, wurden durch ihr herumfahrendes vagabundirendes Leben zum Sprüchwort für die Unsittlichkeit; die Weiblichen, um liederliche Weibspersonen zu bezeichnen, die Männlichen, um Heuchler zu nennen.

Bei den meisten Secten that sich der gefährlichste Feind hervor: der geistliche Hochmuth und der Eigendünkel. Warum sonderte man sich aus? weil man sich besser glaubte als die Anderen. Da traten denn Individuen, oder Anführer von Secten auf, welche sich selbst für den Sohn Gottes ausgaben. Die Idee von einer Menschwerdung Gottes sollte nicht eine einmalige, abgeschlossene Thatsache bleiben, sondern sie mußte sich immerfort wiederholen, und zwar am vollständigsten in den sich am vortrefflichsten Dünkenden.

Es liegt dieser Lehre der mittelalterlichen Secten von einer fortwährenden Menschwerdung Gottes in der Welt und in den Individuen schon das Princip des ewigen Werdens der Gottheit zu Grunde, welches im modernen pantheistischen Idealismus systematisch entwickelt worden ist. Dort bildete man sich ein: der Sohn Gottes werde immer auf's Neue geboren, und zwar aus der reinen Jungfräulichkeit der sich unsündig dünkenden Menschen, hier wird die Gottheit aus der Menschheit herausgeboren. Da aber das ewige Werden auch irgendwo ein Fertiges sein muß, so wird Gott fertig im absoluten „Begriff" oder in der Idee. Auf beiden Seiten, bei den mittelalterlichen Secten und bei der idealistischen Philosophie liegt also die Gefahr der Selbstvergötterung sehr nahe; dort waren es nur die Heiligen, die Reinen, in welchen die Gottheit Gestalt gewinnen konnte; hier sind es nur die des absoluten „Begriffs" Fähigen.

Wir verkennen nicht die Größe der Idee, welche im pantheistischen Idealismus liegt, wonach der Weltgeist sich durch alle Phasen der Natur und der Geschichte entwickelt, wendet sie aber der Einzelne auf sich persönlich an, so glaubt er sich in der Region des „Begriffs" oder der absoluten Idee auf

den Gipfelpunkt der Vollkommenheit gestellt, von wo aus er gebieterisch über alles Andere abspricht.

Kommen wir schließlich zur Kirche zurück. Das Princip, welches alle Secten bearbeitete, war ein Widersetzen gegen den öffentlichen Gottesdienst und gegen die Kirche als eine Institution. Die christliche Religion ist eine positive Macht, sie bedarf also der Centralisation oder der Vereinigung der untergeordneten Gewalten in einen Mittelpunkt; bei der Zersplitterung der Kirche durch die Secten kann unmöglich eine positive Religion bestehen. Wollte die Kirche von jeder Ansicht, die sich in jedem Kopf anders bildet, Notiz nehmen, so müßte sie sich selbst zerbröckeln. Man muß der Kirche diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihr das Recht der Allgemeinheit einräumen; es verhindert nicht eine innere Reform. Man erlaube mir ein zwar profanes, dennoch charakteristisches Beispiel. Der Handel ist eine Culturmacht; würde er durch lauter Hausirer betrieben, so könnte er nicht floriren und die Civilisation hätte den größten Schaden davon. Das Hausiren der Secten im Schooße der Christenheit ist gewiß ein schädlicher Factor für eine positive Religion. Die Auflösung der Antipathien in Sympathie, oder die Harmonie wäre gewiß auch in dieser Differenz das Beste — es bleibt einstweilen ein Ideal.

5) Pabstthum und Kaiserthum.

Wir können, indem wir das Schicksal dieser beiden hervorragendsten Mächte des Mittelalters verfolgen, eine merkwürdige Parallele ziehen, denn, obschon sie Jahrhunderte lang einander feindselig gegenüberstanden, hat ihre historische Größe eine beinahe gleichzeitige Höhe und Abnahme erlebt. Wie zwei kampflustige Athlethen standen sie muthig und wohlgerüstet auf dem Schauplatz der Geschichte; mehreremal gewann die eine Partei die Uebermacht, wenn die andere irgend eine Blöße zeigte, oder in eine Schwäche verfiel; ein halbes Jahrhundert hindurch, zur Zeit der Hohenstaufen, waren sie einander beinahe ebenbürtig an Macht und Größe. Wir wollen diesen Athletenkampf in kurzen, allgemeinen Skizzen betrachten.

Das Pabstthum gewann seine historische Größe nur allmählig; es wurde so zu sagen durch die Verhältnisse stufenweise höher gerückt, bis es auf der Stufe stand, von wo aus es alle Reiche der Erde zu beherrschen strebte. Man hat, von einseitigem Standpunkt aus, den Ehrgeiz der Päbste als den ausschließlichen Factor der päbstlichen Macht bezeichnet, dabei hat man entweder die Geschichte nicht gekannt, nicht verstanden, oder man war in einem beschränkten Urtheil befangen, denn zwei historische Momente zeigen uns deutlich, daß zuerst die Verhältnisse, dann das Bedürfniß der Zeit, oder der Zeitgeist die beiden großen Schöpfer des Pabstthums waren; diesem kam natürlich der Ehrgeiz der Päbste auf dem Stuhl willig entgegen; das Oben und das Unten trafen zusammen. Betrachten wir das erste Moment, dann das zweite.

Durch die großen Völkerinvasionen gerieth das Abendland in eine entsetzliche Unordnung; es war die Zeit der Gährung einer ganzen mächtigen Civilisation. Was Wunder! wenn die unmündigen Völker, da wo sie durch rohe Barbaren von allen Seiten auf's Aeußerste bedroht waren, bei einer Centralmacht, dem Pabst, Schutz suchten, um so mehr, da die Kaiser im oströmischen Reich, bei all ihrem Prunk, so unbedeutend waren, da die zerrütteten Zustände dort keinen Halt gewährten. Vier Jahrhunderte, vom 4ten bis zum 8ten, dauerte jene Zeit der allgemeinen Gährung, während welcher eine neue, die romanisch-germanische Civilisation, sich im Abendland ausbildete. Im 8ten Jahrhundert ergriff ein gewaltiger Herrscher die Zügel der Macht, es war Karl der Große. Er gründete eine Universalmonarchie. Schon zu Karls des Großen Zeit stand die Macht des Papstthums fest, denn sein Vater, Pipin der Kleine, hatte dem Pabst Zacharias, ums Jahr 752, das Exarchat oder den Kirchenstaat geschenkt, somit die weltlichen Ansprüche des Pontificats bekräftigt. Der Kirchenfürst erwies ihm den Gegendienst, ihn zum König zu salben; jetzt stand das Gleichgewicht zwischen Kaiserthum und Pabstthum fest; die beiden Athleten machten noch keine feindselige Miene.

Merkwürdig! In Karl begegnen wir einer großen Persön-

lichkeit, welche den Standpunkt der Vermittlung einnahm, denjenigen der Harmonie. Er sprach sich für die Versöhnung aus zwischen den äußersten Richtungen, welche damals die griechische und römische Kirche auf Tod und Leben entzweite, und suchte die Parteien der Bilderstürmer und Bilderverehrer auf einen gesunden Mittelweg zu führen. Der Bilderstreit warf im Orient beinahe jede gesetzliche Ordnung um und schürte die Gluth eines unversöhnlichen Hasses. Karl rettete Europa aus der Barbarei, denn er suchte die Gesetze des sozialen Gleichgewichts und der Harmonie zu realisiren.*) Nach seinem Tode ging seine großartige Schöpfung unter und das Reich fiel durch seine Söhne und Enkel in Schwäche.

Das neunte Jahrhundert war im Abendland wiederum eine Zeit der Zerrüttung, ein großer charakterfester Pabst, Nicolaus I. benützte diese Zustände, um nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Macht des Pontificats auf viele Jahrhunderte hinaus zu befestigen. Der Klerus war ihm behülflich dazu, indem er Dokumente verfaßte, welche er als echte Decretalen der Bischöfe der früheren Kirche ausgab. Man kannte die Kritik noch nicht, darum glaubte man durch jene falschen Urkunden seien jetzt die Ansprüche des Pabstes „historisch begründet, verbrieft und versiegelt."

Hätte auf jenen Nicolaus I. im 9ten Jahrhundert eine Reihe von ihm ebenbürtigen Männern den Stuhl Petri eingenommen, zu welcher Größe hätte es die Statthalterschaft Christi in kurzer Zeit gebracht! Nicht die Tüchtigkeit, sondern die Verworfenheit folgte ihm nach. Die päbstliche Würde wurde durch schlechte Subjecte auf Null heruntergebracht; der Stuhl Petri war zu Ende des 9ten und im 10ten Jahrhundert ein Lasterpfuhl. Hier stellt sich uns das zweite historische Moment dar, welches klar beweist, daß das Pabstthum ein Bedürfniß der Zeit war, denn jetzt hätte es ja sein Ansehen gänzlich einbüßen müs-

*) Ueber sein geistiges Wirken werden wir bei der Geistescultur das Nähere sagen.

sen, es stand aber immer noch da als die höchste Idee der Zeit, man verlangte eine Reform, aber keine Vernichtung des Pabstthums. Das Pontificat konnte noch nicht sinken, denn es war keine individuelle Schöpfung, sondern eine Schöpfung des Zeitgeistes.

Die Alten haben gewissen Gottheiten, unter anderen der Fortuna, eine Binde umgebunden, als Zeichen, daß sie blind ist; würde man heutzutage noch Götterstatuen bilden, so gehörte dem Zeitgeist oder Zeitgott nothwendig eine Binde um, denn er ist immer blind für die Institutionen seiner Zeit, und nur die Aufgeklärten sehen die Blindheit ein. Wir würden ihm zwar die Binde nicht umlegen, denn wir dünken uns einstweilen noch so klug. Wir beurtheilen das Pabstthum von unserem Standpunkt aus als eine despotische Thorheit, damals war es eine nothwendige Klugheit. Wer die allgewaltige Macht des Zeitgeistes verkennt, ist nicht im Stande, die Geschichte zu beurtheilen, denn er verdammt dasjenige, was einst zeitgemäß war.

Die Italiener wandten sich an das damals sehr tüchtige deutsche Herrscherhaus, an die Ottonen, um dem Unfug auf dem Stuhl Petri ein Ende zu machen. Es wurde ein Vertrag gemacht, daß nie mehr ein Pabst gewählt werden sollte, ohne die Zustimmung des Kaisers. Hier war also das Kaiserthum dem Pabstthum dermaßen überlegen, daß noch nicht die Rede von einem ebenbürtigen Athletenkampf sein konnte; er beginnt eigentlich erst recht mit den Hohenstaufen; das Pontificat stärkte sich darauf hin durch den großen Pabst Gregor VII.

Gregor stand wirklich da als ein Athlet in seiner Zeit, denn er wollte nichts Minderes als eine Theokratie oder geistliche Monarchie gegenüber einem gleichfalls mächtigen Herrscherhause durchsetzen. Seine Gesetzgebung war folgende: das Cölibat sollte überall durchgeführt werden; nicht mehr den Kaisern oder den Landesfürsten komme es zu, geistliche Aemter zu ertheilen und die Bischöfe mit Ring und Stab zu belehnen, sondern Ihm allein, dem Herrn, und der Kirche; die kirchlichen Würden sollten nicht mehr durch Fürstliche oder Adelige erkauft werden, Er allein hatte die Aemter zu vergeben. Das Eine gab Anlaß zum Investi-

tur-Streit, das Andere zur Abschaffung der Simonie. Diese letztere Reform war durchaus nothwendig, da mit dem Aemterverkauf ein wahrer Wucher getrieben wurde. Gregor fand einen großartigen Widerstand an dem Kaiser Heinrich IV. und an den Landesfürsten. Die Geschichte von dem Streite zwischen Kaiser und Pabst, die Demüthigung des Ersteren zu Canossa ist so bekannt, daß wir sie nicht näher auszuführen brauchen, sie befindet sich in jedem Geschichtsbuch. Der Pabst war in diesem Streite wohl theilweise der Sieger, starb aber in der Verbannung.

Was Gregor eine Hauptstärke verlieh, das war seine sittliche Natur dem sittenlosen, taktlosen Kaiser gegenüber. Waren auch Ehrgeiz und Herrschsucht zwei Haupttriebfedern seiner Handlungen, so verkennt man die menschliche Natur gänzlich, wenn man ihm diese nur als Verbrechen anrechnet. Die Moral beruht auf den Gesetzen des Gleichgewichts; die Tugenden, wenn sie aus dem Gleichgewicht kommen, können sogar in Laster ausarten, das Böse wenn es sich dem moralischen Gleichgewicht nähert, hört auf böse zu sein. Wer nicht begreift, daß der Ehrgeiz bis auf einen gewissen Grad seine Berechtigung hat, hat kein sittliches Urtheil. Der Ehrgeiz, wo er ein vollständiges Uebergewicht erhält, ist die verzehrendste unglücklichste Leidenschaft; wo er gänzlich erstickt wird, da ist kein Streben im Menschen möglich, er ist eine bloße Maschine. Ohne die Triebfeder des Ehrgeizes hätte die Geschichte keine großen Männer; gerade weil sie groß sind, sind sie auch der Kritik ausgesetzt, denn das ganz Gewöhnliche verdient nicht einmal eine Kritik.

Unter Gregor und Heinrich IV. beginnt schon die Hohenstaufische Feindschaft, denn der Pabst begünstigte die Welfische Partei, indem er die ausgezeichnete Gräfin Mathilde von Tuscien, welche nur für das Ideal der Hierarchie lebte, veranlaßte, einen jungen Welfen zu heirathen. Damals standen sich schon die Welfische und Ghibellinische Partei feindselig gegenüber. Der tapfere Welf stritt mit Erfolg gegen Heinrichs Heere. Wie diese beiden feindlichen Stämme immer mächtiger wurden, wie ihr Hader auf Jahrhunderte hinaus Deutschland und Italien Unglück und namen-

loses Elend brachten, ist bekannt. Sie hatten ihre Ausläufer in den Parteien der Weißen und Schwarzen zu Dantes Zeit, und noch viel später in anderen Familiengehässigkeiten. Auch hier bestätigte sich die traurige Wahrheit: daß die Rache in hundert Jahren erst ihre Milchzähne geboren hat. Die Päbste waren immer auf der Seite der Welfen gegenüber den Ghibellinen oder Hohenstaufen. Unversöhnlich war jener Haß — und — es bedarf hier keines besonderen Quellenstudiums, um das Motiv der Feindschaft aufzusuchen, es war einfach: die Eifersucht.

Es gibt gewisse schädliche Käfer in der Natur, welche die herrlichsten Blüthen zerstören und vermittelst ihrer Fühler die Gegenstände geradezu durchbohren und durchlöchern; was jene in der Natur sind, das ist die Eifersucht unter den Menschen, sie ist eine bohrende durchlöchernde Kraft. Die schädlichen Insecten sind kleine Geschöpfe, dennoch richten sie großen Schaden an, so ist die Eifersucht ein kleinliches und kleinartiges Gefühl, trotzdem unterhöhlt sie das Innere der Menschen, der Großen wie der Kleinen, Sie wagt sich nicht nur an die Bürgerlichen, sondern auch an die reichen Kaufleute, sogar an die Künstler und die Gelehrten. Von dort bohrt sie immer weiter und bricht sich eine unterirdische Bahn bei den Adeligen; sie erreicht zuletzt die Kaiser und die Päbste.

Im 12ten und 13ten Jahrhundert konnten sich Kaiserthum und Pabstthum, trotz der Eifersucht, mit einander messen, denn die Kirche hatte damals in den großen Päbsten Alexander III., Innocenz III., Innocenz IV., später in Bonifaz VIII. ihren Höhepunkt erreicht, von wo aus sie sich nachher herunterbequemen mußte. Deutschland erlebte gleichzeitig seine nationale einige Größe unter den Hohenstaufen; auch dieses war nur ein kurzer Traum. Der Pabst besaß aber verhältnißmäßig mehr Macht, weil das Kirchliche die eigentliche Lebensluft der Leute war. Er hatte eine furchtbare, alles niederschmetternde Waffe in der Hand — es war das Interdict. Sein Bannfluch traf die Kaiser und die Länder ebenso vernichtend, als wenn ein Hagel alle Saaten zerstört hat. Die Menschen wurden unter dem Banne ihres Lebens nicht mehr froh und Handel und Wandel standen still. Besonders

Innocenz III. liebte es, seine Macht durch den Bannfluch zu beurkunden, welchen er sogar, wegen Ungehorsams der Könige, über England und Frankreich aussprach. Diesen großen Mann nach seinen guten und schlimmen Seiten zu beurtheilen, will ich einer tüchtigeren Feder überlassen, als die meinige ist. Ich bin genöthigt um einige Päbste zurückzugehen wegen des Athletenkampfs zwischen Pabst und Kaiser.

Innocenz fiel in eine für ihn sehr günstige Zeit, weil der große Barbarossa, Friedrich I. todt war und Friedrich II. noch ein Kind. Zwischen die Regierung dieser beiden hervorragendsten Hohenstaufischen Größen fiel die Schreckensregierung Heinrichs VI., Friedrichs II. Vater, dessen eiserne Hand hart über Italien und dem Pabst lag. Heinrich ließ sich durch die Drohungen des Pabstes nicht erschüttern. Alexander III., welcher vor Innocenz regierte, nahm den Kampf mit Barbarossa auf. Zuerst war der Kaiser stärker, der Pabst schwächer, denn dieser wurde sogar vom Kaiser verbannt und erhielt einen Gegenpabst; nachher hatte der Kaiser Unglück, als er im Jahr 1176 die Schlacht bei Legnano verlor; in Folge dessen gewann Alexander eine solche Stärke über ihn, daß er ihm, nach der Sage, zwar nicht die Faust, wohl aber den Fuß auf den Nacken setzte mit den Worten: „Auf Löwen und Ottern wirst du treten, auf junge Löwen und auf Drachen.“ Beide, Kaiser und Pabst, söhnten sich jedoch wieder aus, was einen Ruhepunkt mitten im Streit gewährte. Innocenz III. hatte es mit keinem ihm gefährlichen kaiserlichen Gegner zu thun, unter ihm befehdeten sich Philipp von Schwaben, ein Hohenstaufe, und Otto IV., ein Welfe. Das deutsche Reich war zerrissen und litt furchtbar unter dem Kampfe dieser Parteien. Innocenz begünstigte die Welfen, suchte aber die Entzweiung des Reiches zu unterhalten, weil sie die päbstliche oberherrliche Einheit beförderte. Nach ihm begann der ebenbürtige Kampf zwischen Kaiser und Pabst aufs Neue, und zwar mit Friedrich II. Friedrich mußte sich mehreren Päbsten entgegenstellen, die hervorragendsten waren: Gregor IX. und Innocenz IV. Beinahe sieben Bannstrahle bedeckten die Person des Kaisers, in Folge von Ungehorsam. In Friedrich blitzte aber schon ein Strahl

moderner Aufklärung, denn er kehrte sich nicht an den Bann und hegte freigeisterische Ideen, indem er z. B. auch das Gute in anderen Religionen schätzte.

Friedrich II. war der letzte große Kaiser seines Geschlechts, bald nach ihm nahm dieses hohe Herrscherhaus ein tragisches Ende. Sein Enkel Conradin kam in Sizilien, allwo er sein väterliches Erbtheil wieder erobern wollte, durch das Beil des Henkers schmählich um. Das Pabstthum hat über seinen großen Rivalen glänzend gesiegt, denn er lag zernichtet zu seinen Füßen. Der Triumph dauerte nicht lange. Wir befinden uns in den Jahren 1260—80, wo das 13. Jahrhundert seiner Neige entgegenging und mit ihm auch die historische Größe des Pontificats. Es folgten noch viele Päbste bis zu Bonifaz VIII., denn bekanntlich erfuhr der Stuhl Petri einen häufigen Wechsel; dieser große Pabst stand am Scheidepunkt des 13. Jahrhunderts und zugleich der pontificalen Macht. Das 14. Jahrhundert erlebte einen Verfall des Pabstthums, sogar ein trauriges Schisma. Was aber dem Pabstthum seinen hochheiligen Nimbus raubte, so daß es nie mehr sein früheres hohes Ansehen gewann, das war der Zeitgeist, welcher sich aufklärte, je mehr er sich der modernen Zeit näherte.

Wir können unsere Parallele weiter verfolgen. Auf das hohenstaufische Herrscherhaus folgte das habsburgische. Es wurde gegründet im Jahr 1273 durch den edlen Rudolf von Habsburg. Mit diesem Act erhielt zwar Deutschland wieder ein bedeutendes Herrschergeschlecht, allein es war nicht mehr die Rede von einer einheitlichen, glänzenden Kaisergröße wie früher unter den Ottonen, den Saliern und den Hohenstaufen, denn die Fürstenmacht hatte sich, während des Interregnums, zu einer zu gefährlichen Rivalin erhoben. Sowie man der modernen Zeit entgegenging, nahm die Zersplitterung und die Uneinigkeit in Deutschland zu. Bei den Päbsten herrschte das Schisma, in der Politik die Zersplitterung und die gegenseitige Befehdung.

Das 15te und 16te Jahrhundert erlebten ein Wiederaufblühen des Kaiserthums und des Pabstthums, welches an die frühere Herrlichkeit erinnert. Zwar war sie nicht ganz gleich-

zeitig in Bezug auf die Jahreszahl, weil Italiens päbstlicher Glanz dem Kaiserglanz voranging, sie waren aber so nahe aneinandergerückt, und geriethen zuletzt doch noch miteinander in Streit. Beginnen wir mit der päbstlichen Macht. Sie glich zwar, wie die kaiserliche, nur einem bengalischen Feuer, welches prachtvolle Flammen um sich warf, aber bald erlosch. In Italien blühte bekanntlich die ganze antike Herrlichkeit als Kunst, Literatur und Gelehrsamkeit im 15ten und 16ten Jahrhundert wieder auf. Die Päbste versammelten die Künstler um sich; sie bemühten sich um die Hebung Roms durch prachtvolle Bauten; sie sammelten die Schätze antiker Literatur; die Humanisten, und besonders die italienischen Künstler, umgaben sie mit den Strahlen des Ruhms. Rafael malte seine Stanzen und Loggien im Vatican zu Anfang des 16ten Jahrhunderts unter Leo X., Michel-Angelo baute an der St. Peterskirche. Julius II. und Leo X. liebten den Glanz eines künstlerischen Daseins. Die Saitenvirtuosen, die Poeten und die Künstler zogen ein und aus im Vatican, man zog sie der Orthodoxie vor.

An diesen päbstlichen Glanz reiht sich die burgundisch-habsburgische Kaisergröße in der Person Karls V., welcher durch Erbgut im Besitz eines unermeßlichen Reiches war. Karl wollte eine abermalige Universalmonarchie gründen, wie einst Karl der Große; er fand aber an Frankreich und England einen bedeutenden Widerstand, und später an der Reformation. Trotzdem war die kaiserliche Macht großartig, sie erinnert an die frühere Kaisergröße. Wie verhielten sich nun Pabst und Kaiser zu einander? In Rom war zwar nicht mehr die Rede von künstlerischem Genuß, denn die deutschen Frundsknechte im spanischen Heer richteten unter Clemens VII. fürchterliche Ravagen an in dem künstlerisch-cultivirten Rom; und die Reformation machte abermals einen Strich durch die Rechnung. Es entspann sich wieder ein Kampf der Eifersucht zwischen dem Kaiser und dem Pabst, welcher den Leser in die Hohenstaufische Zeit zurückversetzt. Es war das Ende des Athletenkampfs. Karl V. und Paul III. machten einander die frühere Größe noch einmal streitig; der Pabst und der Kaiser spielten ein politisches Schach. Paul III. stand im Wahn, die Spanne Zeit, welche ihm zu leben gegönnt war, reiche hin, um

die alte pontificale Macht heraufzuzaubern. Noch in einer anderen Beziehung hat dieser Kampf eine Aehnlichkeit mit dem früheren hohenstaufischen. Damals vereinigte, trotz der Feindschaft, ein gemeinschaftliches religiöses Interesse die Parteien, nämlich die Kreuzzüge; diesesmal vereinigte sie der Ketzerhaß. Wir wollen den Athletenkampf, welchen wir als Bild zu dem Streit zwischen Kaiser und Pabst gewählt haben, nicht über die Reformation hinaus gehen lassen, um so mehr, da uns die Gegenreformation noch einmal darauf führen wird. Jedermann kennt das Schicksal dieser beiden Mächte heutzutage; wir überlassen es dem Leser, zu beurtheilen, wie sich ihre jetzige Kraft zu einander verhält. Sie befehden einander zwar nicht mehr; die Streitsucht ist aber eine tausendköpfige Hydra, sie ist nicht verlegen um einen neuen Hader. Heutzutage gilt der Streit zwischen Kirche und Staat. Wir führen keinen Spieß in diesen Krieg, da wir kein Tendenzbuch schreiben. Einen Fortschritt erkennen wir darin, daß man sich nicht mehr, wie früher, wegen allzukleinlichen Motiven zerrauft, sondern daß große Lebensprincipien die Gemüther bewegen. So viel ist gewiß, daß der objektive Standpunkt der beste ist, denn er ist derjenige der Harmonie.

Vergleichung des Mittelalters überhaupt mit der modernen Zeit.

Ich erlaube mir noch, zum Schluß meiner Betrachtungen über das Mittelalter, dasselbe überhaupt mit der modernen Welt zu vergleichen. Ich hebe zwei Momente hervor: die Rohheit der Sitten und die geistige und religiöse Verdunklung, welche man dem Mittelalter zum Vorwurfe macht.

Die moderne Civilisation rühmt sich einer Politur der Sitten und Manieren, welche als eine Wohlthat erscheint, im Verhältniß zu der Rohheit, die im Mittelalter herrschte. Wahr ist's, daß das ewige Kriegführen im Kleinen, die Furcht vor Ver-

heerungen, das Faust- und Schwertrecht und alle jene barbarischen Gebräuche aufgehört haben. Statt dessen kann ein modernes Volk ein halbes Jahrhundert — vielleicht noch länger — nach außen in Frieden und Wohlstand leben. Aber — dieses materielle Wohlbehagen, mit seiner Politur und Einförmigkeit, ist es nicht ein gefährlicher Tod der Seele? Unter der rohen Hülle der Völker des Mittelalters pulsirte ein Geistesschwung, eine Begeisterung, eine warme Religiosität und Poesie, welche die Gemüther bald zu religiösen Freiheitskämpfen, bald zu ritterlichen Unternehmungen anfachten, durch welche Schaaren von Dichtern und Sängern den Impuls erhielten ihrerseits die Gluth des poetischen und religiösen Lebens unter dem Volke zu schüren.

Die moderne Civilisation kennt nicht mehr jene wilde Unordnung des Mittelalters. Alles fügt sich der regelrechten Disciplin des Materialismus — doch, unter diesem System stirbt der Geist der Poesie, der warmen Religiosität, der Begeisterung für das Schöne. Wohl feiern Vernunft und Wissenschaft jetzt einen hohen Triumph; dies ist ein bedeutender Fortschritt, der nicht genug zu schätzen ist; allein die trockene, oft pedantische Fachwissenschaft bedürfte, daß die erfrischenden Winde der Poesie ihre Segel blähten, damit sie sich leichter im Leben fortbewege.

Hiemit wünschen wir uns nicht das Mittelalter mit seinen Schattenseiten zurück. Bewahre uns Gott vor einer abermaligen Priesterherrschaft, einem Feudalwesen und jener entsetzlichen Kriegswuth, welche sich Aller bemächtigt hatte, und dem herumfahrenden Bettelwesen des Mittelalters. Wir wünschen nur seine edlen Elemente in unsere Zeit hinübergerettet zu haben; ein Hauptelement war die Poesie, welche die Wärme des Seelenlebens ist.

Wir heben ein zweites Moment hervor, zu welchem Vieles in der modernen Zeit einen extremen Gegensatz bildet, nämlich: die allgemeine geistige und religiöse Verdunklung, welche man dem Mittelalter zum Vorwurfe macht. Ja, lange Zeit lag der Geist der freien Forschung in Fesseln; sobald ihm aber die Morgenröthe der modernen Aufklärung aufging, machte er sich von seinen Banden los und es erfolgte ein nicht erwünschter Gegensatz der Aufklärung, welcher im Rufe des Unglaubens steht, aus der ganz

natürlichen Ursache, weil er ein Extrem zu dem vorangegangenen Aberglauben bildet. Die neueste Zeit sollte sich die Aufgabe stellen: die Extreme auszugleichen, so daß die Einheit eines reinen und wahren Gottesbewußtseins daraus hervorginge.

Nach der Ausgleichung der Extreme oder nach dem Medium zwischen den Extremen, welches die nothwendige Bedingung alles Wahren und Guten ist, wird von den erleuchteten Geistern der jetzigen Zeit angestrebt; aber es bildet, wie alles Gute, die Minderheit und findet einen kolossalen Widerstand an dem leider noch so herrschenden Buchstabenglauben, welcher mehr an der Form hängt, als daß er auf das Wesen dringt.

Damit man uns nicht eines Widerspruchs anklage, weil wir dem Mittelalter warme Religiosität zugeschrieben haben, und dennoch von religiöser Verdunklung gesprochen, so müssen wir uns näher erklären. Wir unterscheiden nämlich zwischen einer inneren und einer äußeren Religion. Die innere Religion ist das, was man Religiosität nennt; sie ist eine Fackel, welche Gott jedem Menschen in die Seele gesenkt hat; sie ist ein Mysterium der Seele, ein innerer Drang nach Gott, nach einem besseren Dasein, welcher alle Menschen mehr oder weniger bearbeitet. Dieses innere religiöse Bedürfniß hat aber seine verschiedenen Entwicklungsstufen. In dem ungebildeten Menschen wirkt es dumpf und chaotisch, in dem mit höheren Geisteskräften Begabten hat es sich zum klaren Gottesbewußtsein gestaltet. In der vollendeten Religion hat sich das Gefühl mit der reinen Intelligenz verbunden, wodurch es möglich ist, die höheren Offenbarungen Gottes zu vernehmen.

Der Christenheit des Mittelalters konnte eine bloße Gefühlsreligion genügen, weil sie unter der Herrschaft der Phantasie stand, und Vieles weniger Gewicht hatte, weil es durch das Organ der Einbildungskraft aufgefaßt wurde. In unserem vorgerückten Zeitalter muß eine Religion herrschen, welche dem Gefühl und der Vernunft zugleich gerecht ist. Alles was oberflächlich gedacht wird, ist verwerflich, was aber in den tiefen Schacht der reinen Intelligenz hinuntersteigt und sich durch jenes göttliche Licht erleuchten läßt, ist wahr und ewig.

Es hat sich jetzt eine geistige Religion erhoben, welche den Geist über den Buchstaben herrschen läßt; sie hat noch einen harten Kampf zu bestehen, und jetzt wie immer gilt das Wort Göthe's: „das eigentlich einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte — dem alle übrigen untergeordnet sind — bleibt der Conflict des Glaubens und Unglaubens.“

Es ist bezeichnend für die moderne Civilisation und beweist einen großartigen geistigen Fortschritt der Menschheit, daß die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, welche der römischen Herrschaft ein Ende machten, und den Uebergang des Alterthums ins Mittelalter bilden, eine vorwiegend äußere und historische Krisis verursacht haben; es war eine Action und Reaction, durch welche die Weltherrschaft der Römer den barbarischen Völkern anheimfiel; während am Schlusse des Mittelalters, und in seiner Uebergangsperiode in die moderne Zeit, eine große geistige und religiöse Krisis, herbeigeführt durch Action und Reaction, stattfand, aus welcher die Reformation und Gegenreformation hervortraten. Jene historische Reaction, veranlaßt durch die große Völkerwanderung, bewirkte eine Wendung in den äußeren Geschicken der Völker; die zweite Krisis bewirkte, obwohl auch eine politische, zugleich eine überwiegend geistige und religiöse Wendung in der modernen Civilisation. Dort hatten sich alle barbarischen Elemente gegen den Druck der Römerherrschaft empört; hier empörten sich alle geistigen Elemente gegen den Druck der Priesterherrschaft. Jene Epoche der Völkerwanderung und des Umsturzes der Römerherrschaft war das Zeitalter der Barbarei; diejenige der Reformation war der Tagesanbruch einer bleibenden geistigen Bildung.*)

*) Dieses darf nicht so verstanden werden, als hätte die Barbarenherrschaft nicht auch einen geistigen Umschwung in die Civilisation gebracht, denn sie war reich an neuen Geisteskeimen, es dauerte aber viele Jahrhunderte, bis sich die römischen und barbarischen Geisteselemente vollkommen durchdrungen hatten, so daß von einer neuen Cultur die Rede sein konnte; auch war ja zur Zeit der Völkerinvasionen die antike Cultur im Verfall, während die Reformationszeit gerade durch ihr Wiederaufleben gehoben wurde.

Ueber die Reformation und Gegenreformation.

Schwer ist's, die Reformation und ihre große katholische Reaction oder Gegenreformation klar auseinanderzusetzen, weil jene Epoche, wie alle bedeutenden Epochen der Geschichte, complicirt war, und das religiöse und politische Interesse, sowohl katholischer als protestantischerseits, ineinanderflossen. Religion und Staat waren noch eng mit einander verbunden. Es läge außer unserem Bereich, jenes schrecklichen Blutvergießens und jener Verheerungen ausführlicher zu gedenken, welche durch die Religionskriege des 16ten und 17ten Jahrhunderts verursacht worden sind; sie waren durch politischen Haß bedeutend entzündet. Wir legen ein Hauptgewicht auf die geistige Bedeutung jener welthistorischen Reaction und wünschen, besonders weil sie über die Schwelle des Mittelalters in die moderne Zeit geht, den Gewinn, welcher daraus für Europa hervorging, hervorzuheben. Der, welcher ein Mitgefühl für die Menschheit hat, kann dieses nur mit der äußersten Zurückhaltung thun, weil die errungenen Vortheile nicht im Verhältniß stehen zu den schaudererregenden Leiden, welche jene Religionskriege besonders über Deutschland gebracht haben. Unser Pinsel vermöchte nicht jene blutigen Scenen und Grausamkeiten, die gänzlichen Entkräftungen und Aushungerungen, welchen so viele Provinzen Deutschlands unterlagen, wahr genug zu malen. Wir legen besonders, wenn wir an die Zeit eines 30jährigen Krieges herantreten, von welchem Deutschland schwer heimgesucht worden ist, einen Trauerflor um, und beugen uns vor jener Macht der Weltgeschichte, welche das Glück von abermal Tausenden einem objectiven Zwecke opferte, einem Zwecke, dessen Wohlthaten die lebende und leidende Generation nicht einmal zu genießen berufen war, sondern nur die darauffolgende.

Als man sah, daß die protestantische Partei, schon zu Luthers Zeit, zu mächtig wurde, war man katholischerseits geneigt, sich mit den Protestanten zu verständigen, ja auszusöhnen. Der Pabst Paul III. sandte seinen Legaten, den Kardinal Con-

tarini nach Deutschland, um seine Versöhnungspläne der protestantischen Partei vorzutragen; obschon der Pabst sich seines Supremats nicht entäußern wollte, so war er sogar geneigt, Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben günstig aufzunehmen; er reichte die Hand zum Frieden. Luther wollte nicht; viele protestantische Fürsten wollten nicht; auch der König von Frankreich Franz I. nebst vielen Katholiken und katholischen Fürsten opponirten; es geschah ein Riß auf ewige Zeiten. Die Kluft zwischen Katholicismus und Protestantismus wurde immer gähnender. Welches waren die Folgen? Ging daraus nur eine protestantische Reform hervor? Mit nichten, sondern die katholische Kirche, welche zu Anfang des Jahrhunderts so verderbt gewesen war, daß sie einem in Fäulniß übergehenden Körper glich, concentrirte ihre geistigen Kräfte; sie nahm sich in sich selbst zusammen — sie reformirte oder besserte sich auch; dies consolidirte ihre Macht. Ein regenerirter, geistiger Katholicismus, eine sittlich gebesserte Curie, ein verjüngtes Pabstthum, um welches der Jesuitismus eine feste Burg schlug, standen in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Reformation gegenüber.

Hatten zu Anfang des 16ten Jahrhunderts der römische Hof und die Curie durch Unsittlichkeit, Ueppigkeit, Schlechtigkeit und totale Verweltlichung ein allgemeines Aergerniß gegeben, so gaben sie am Ende desselben ein Beispiel von christlicher Zucht; ein Augenzeuge schreibt: „Man könne behaupten, daß Rom in Sachen der Religion von der Vollkommenheit, welche die menschliche Natur überhaupt erreichen kann, nicht gar entfernt sei.“ *)

Selbstverständlich darf auch diese Besserung nicht ausschließlich ins Auge gefaßt werden; denn trotz der strengen moralischen und dogmatischen Disciplin, welche der Katholicismus unter Paul IV. und seit den Beschlüssen des tridentinischen Conciliums mit der äußersten Consequenz aufrecht hielt, war der römische Hof noch von vielen weltlichen Elementen durchdrungen. Das Weltliche und Geistliche lagen in sonderbarer Mischung durchein-

---

*) Siehe Ranke: „Die römischen Päbste des 16ten und 17ten Jahrhunderts.“

nicht bleiben. Es war wie wenn Urban VIII., wie einst Paul III. gegenüber Karl V., durch seine zweideutige Stellung zur Macht des Kaisers von Oestreich, Ferdinand II., und zum Protestantismus dem katholischen Interesse blindlings schaden und der protestantischen Partei Vorschub leisten müßte. Der politischen Eifersucht Urbans VIII. gegen Ferdinand II. — weil er die Wiederherstellung der kaiserlichen Hoheit in Italien fürchtete — sowie seiner Parteinahme für die protestantisch-schwedische Macht verdankte der Protestantismus abermals seine Rettung.

Ungefähr mit Ferdinand II. beginnt im 17ten Jahrhundert die zweite Periode der Gegenreformation, welche den 30jährigen Krieg verursachte. Gehen wir jetzt auf diese über.

Bewunderungswürdig ist es wie die Weltgeschichte durch Gesetze beherrscht ist, welche nach dem Gleichgewicht streben*) und nirgends bewährt sich diese Wahrheit so auffallend als in dieser Periode des 30jährigen Krieges, welcher unter Ferdinand II. in seiner schrecklichsten Gestalt auftrat.

Nach außen war gewiß weder Harmonie noch Gleichgewicht zu bemerken, denn Ferdinand der Schreckliche hatte sich einem furchtbaren Fanatismus ergeben; so lange er seine Allgewalt über Deutschland ausübte, schien die Sache des Protestantismus zur Neige zu gehen. Anfangs unterdrückte er ohne Geräusch die protestantischen Gottesdienste in jeder Stadt, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk vollendet. Nachher, als ihm die vorher abgefallenen Erbländer: Böhmen, Mähren, Siebenbürgen und beinahe ganz Deutschland wieder huldigten, wandte er Grausamkeiten, Gewaltthat an um die protestantische Religion womöglich zu verdrängen. Kurz vor dem Einmarsch der Schweden sah es in Deutschland so aus, daß die Protestanten an den nahen Untergang ihrer Religion und deutscher Freiheit glaubten.

Wäre nur ein katholisches Interesse zu vertheidigen gewesen, so wäre Deutschland der katholischen Uebermacht unterlegen, weil aber zugleich ein politisches Interesse zu vertheidigen

---

*) In Beziehung auf das Streben der Gesetze berufe ich mich auf die p. 17 unten gemachte Bemerkung.

war, so erhielt Oesterreich durch katholische Fürsten und Monarchen, sowie durch den römischen Hof, das heilsamste Gegengewicht. Die österreichische Länder- und Eroberungssucht und die spanische Herrschbegierde zu hemmen, womöglich zu entkräften, war schon Heinrich IV., Königs von Frankreich, Hauptzweck gewesen und nach ihm derjenige aller übrigen bedeutenden sowohl katholischen als protestantischen Mächte Europa's. Auch dem Pabste und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als von spanischer und österreichischer Tyrannei auf immer befreit zu werden. Dasselbe Schauspiel erneuerte sich hier: daß das Pabstthum und die katholischen Mächte, sowie einst im 16ten Jahrhundert, sich selbst schadeten und durch ihre politische Eifersucht die mächtigen Wogen des Katholicismus zertheilten.

Verfolgt man nun den Glückswechsel der europäischen Staaten von Anfang bis zu Ende des 30jährigen Krieges, so wird man an Ebbe und Fluth erinnert. Oestreichs Macht wogte zuerst wie eine rollende Fluth. In verschiedenen Momenten, nach dem Siege Karls V. bei Mühlberg und später, als Ferdinands II. Truppen unter Wallenstein allmächtig wurden, stand die Fluth hoch; sie sank aber wieder; es traten selbst für die beinahe unüberwindliche Macht Wallensteins Ebben ein, und die Fluth wälzte sich von Schweden her über Deutschland heran. Auch diese Macht hatte eine Höhe und eine Abnahme. Frankreich, welches die ganze Zeit hindurch Schweden unterstützt hatte, um Oestreichs Macht zu schwächen, wartete den günstigen Augenblick ab, um seinerseits, unter Richelieu und später unter Ludwig XIV. die wichtigste Rolle zu spielen. Auch dieses Uebergewicht sollte durch den Gang der Ereignisse vermindert werden. Es war ein rasches und abwechselndes Steigen und Fallen, oder eine Ebbe und Fluth in der diplomatischen Welt Europa's, wie man es kaum je in der Geschichte erlebt hatte. Durch alle jene furchtbaren und erschöpfenden Kriege aber bildete sich das moderne Staatensystem aus; es entwickelte sich eine Politik, welche auf den Gesetzen des Gleichgewichts beruht. Seit jene Stürme sich gelegt haben, mußten sich die Religion und die Theologie von der Politik trennen; in

Folge dessen hat Europa keine so fürchterlichen, die Welt, aufreibenden Religionskriege mehr zu befürchten.

Im Alterthum gründete sich die Größe eines Reiches auf ein vollständiges Uebergewicht; ein Reich hatte kein Ruhe, bis es alle anderen verschlungen hatte, sowie es die Menschheit beim persischen, beim macedonischen und zuletzt beim römischen Weltreich erlebte. Im Mittelalter stritten sich die geistliche und die weltliche Macht um das Primat; seit der Reformation und besonders aus den blutigen Kriegen des 17ten Jahrhunderts — „welche Länder entvölkerten, Ernten zertraten, Städte und Dörfer in die Asche legten; welche den aufglimmenden Funken der Cultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschten, und die auflebenden besseren Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgaben" — ging eine zusammenhängende Staatengesellschaft hervor, beruhend auf den Gesetzen des Gleichgewichts.

Das Pontificat hat sich gleichfalls durch jene vielen Kriege dem Gleichgewicht unterordnen müssen. Obschon es die Bestimmung des Pabstthums ist: seine Interessen niemals von denjenigen des Katholicismus zu trennen, so ist ihm dieses nicht immer gelungen. Der Katholicismus besteht noch, er erfreut sich einer größeren Ausdehnung als der Protestantismus, aber das Ansehen des Pabstthums ist gesunken, der Kirchenfürst steht nicht mehr da als der irdische Gott der katholischen Welt. Die politische sowohl als die religiöse Geschichte des 17ten und 18ten Jahrhunderts scheiterte die Hoffnungen auf eine weltliche Macht des Pontificats auf immer. Was die Reformation nicht vermocht hatte, das vermochten die Kriege und inneren Entzweiungen im Schooße des Katholicismus während des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Die Reformation, welche dem Pabstthum die Todeswunde zu schlagen hoffte, gab ihm im Gegentheil Kraft zum Wiederaufleben und stählte seine Kampflust, denn es traten, während der großen Gegenreformation oder katholischen Restauration, besonders nach dem tridentinischen Concilium, Momente ein, wo das Pabstthum eine erobernde Macht war, wie sie Rom nur in seinen glänzendsten Zeiten erlebt hatte.

Erst nach dem westphälischen Frieden mußte sich das Pabst-

thum vollständig in die Enge zurückziehen; am Ende des 17ten Jahrhunderts sollte es noch weit mehr geschwächt werden durch eine feindselige politische Stellung Ludwigs XIV., jenes mächtigen Königs von Frankreich, den Päbsten gegenüber. Ludwig hatte den Clerus in seiner Gewalt. Es entwickelte sich ein höchst spannendes Verhältniß zwischen König und Pabst, welchem zwar Innocenz XI. und Alexander VIII. durch ihre Energie noch die Spitze boten; aber auch diese Spitze wurde bald stumpf, denn das Pabstthum war in sich selbst verfallen. Beim spanischen Erbfolgekrieg ging das entscheidende Wort: wer den Thron besteigen sollte, vom protestantischen England aus — und der Wille des Pabstes wurde mißachtet; dieß war ein empfindlicher Schlag, durch welchen die weltliche Autorität des Pontificats so zu sagen vernichtet wurde.

Seitdem ein Zusammenwirken vieler Ursachen eine vollkommene Restauration des Pabstthums als weltbeherrschende Macht unmöglich gemacht hatte, fehlte es in der katholischen Welt an jenen heiligen, hohen, weltüberwindenden Trieben, welche da hervorbrechen, wo sich alle Kräfte ungetheilt einem Zwecke widmen. Nur dann ist der Mensch wahrhaft groß, wenn er sich einem würdigen Gegenstand rückhaltlos hingibt, wenn alle seine besseren Kräfte sich auf ein Ziel concentriren und er dieses Ziel mit der ganzen Wärme seiner Seele verfolgt; versagt ihm das Schicksal diesen Beruf, so ist er ein halbes Wesen, das seine Geistesgaben verschleudert und zersplittert. Dieses läßt sich nicht nur von den Individuen, sondern auch von der Geschichte sagen; ein auffallendes Beispiel hievon gibt uns der Jesuitismus. Er stand in seiner Art groß und rein da, so lange er sich der Restauration des Katholicismus unbedingt gewidmet hatte; nachahmungswürdig war sein Gehorsam und seine volle Hingebung an das Pabstthum gewesen; durch diese aufopfernde Liebe hatte er auch Großes verrichtet. Sobald aber das Feuer der Begeisterung für einen höheren Zweck erloschen war, wozu wohl auch die Aussicht auf ein hoffnungsloses Resultat beigetragen haben mag, verweltlichte der Jesuitismus. Nicht mehr Entsagung, Devotion, unbedingter Gehorsam und seelenbekehrender Eifer waren der Haupt-

impuls dieses Ordens, sondern weltliche Machtliebe, Genußsucht und Trachten nach Reichthum. Im 18ten Jahrhundert fingen sie an dem Handelsgott zu dienen; das Collegium Romano ließ zu Macerata Tuch fabriciren. Es bildeten sich unter den Jesuiten Wechselgeschäfte aus; besonders in den Colonien machten sie glückliche Geschäfte. Ihre Casuisten bekannten sich zu einem Moralsystem, welches sich allen Schwächen und Lastern anbequemte*). Es kam dazu, daß sogar ein Pabst, Clemens XIV. im Jahre 1773 den Jesuitenorden aufhob. Nicht mehr die Glaubensfragen schieden die Katholiken von den Protestanten, sondern die Staatsinteressen traten in Vordergrund.

Es war um die Einheit der katholischen Kirche geschehen, denn den Jesuiten gegenüber hatten sich, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, die Jansenisten als eine Opposition ihrer locker gewordenen Grundsätze erhoben. Immer mächtiger griff diese Partei um sich, sie bewirkte eine Reform in Kirche, Literatur und Leben und erwies sich auch dem Pabstthum in einigen Punkten feindselig. Innocenz X. erließ im Jahr 1653 eine Bulle, in welcher er die 5 Hauptsätze der Jansenisten als ketzerisch, blasphemisch und fluchbeladen verdammte.**)

Die so wunderbar schöne Beschreibung der Charybdis in Schillers Taucher, wo es heißt:

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt
„Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
„Bis zum Himmel brauset der dampfende Gischt
„Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
„Und will sich nimmer erschöpfen und leeren
„Als wollte das Meer noch ein Meer gebären“,

---

*) Wer sich in dieser jesuitischen Moral, welche ein Curiosum ist, orientiren will, der lese: lettres à un Provincial von Pascal, allwo er das Ausführliche findet.

**) Als man aber das Buch des Jansenius aufschlug, waren diese ketzerischen Sätze nirgends zu finden. So ergeht es jedem Schriftsteller, man legt ihm Worte zur Last, die er nicht gesagt hat; das Schönste und Heiligste, welches er in sein Buch gelegt, wird nicht beachtet, er muß sich also dasjenige verdammen lassen, was nicht einmal in seinem Buche steht.

sie scheint mir ein passendes Bild zu sein für jene Zustände der inneren Gährung in Kirche und Staat, welche der französischen Revolution vorangegangen sind. Es war, wie wenn das Meer noch ein Meer gebären sollte. Es wurde ein stürmisches Meer des socialen, religiösen, geistigen und politischen Aufruhrs geboren, in jedem Gebiete des Lebens brachen Neuerungen hervor, die sich durch Opposition und Empörung geltend machten. Der Katholicismus erlitt einen furchtbaren Sturm; der Orkan hat sich gelegt, die Sonne leuchtet friedlich über beiden Confessionen, und weitere Fortschritte im Gebiete des Geistes haben es dem Protestantismus sowohl als dem Katholicismus unmöglich gemacht, ihre Religionslehren als eine verschleierte, unnahbare Isis aufzustellen, deren Enthüllung Schrecken und Tod bringen soll. Siehe, die Intelligenz, hat jene mystische Figur, vor welcher das Mittelalter gezittert, enthüllt, und sie ist durch diese Frevelthat nicht gestorben, sondern sie hat neues Leben entdeckt.

Wir haben von der Idee gesprochen, welche aus der Geschichte der Reformation und Gegenreformation lebendig hervortritt, und welche die Welt überwindet. Wie ernst und heilig bildete sich die Idee unter den Reformatoren aus! sie war der Sieg des Glaubens, der Gnade, der Unsterblichkeit über eine sittlich verdorbene Welt. Mit dem beseelenden Einflusse des reformatorischen Geistes erlosch die Macht der Idee auf protestantischer Seite; man profanirte sie durch wildes, unnützes Gezänk; sie rettete sich wieder in den Katholicismus hinüber. Es kam eine Zeit, wo der gegenreformirte Katholicismus an Eifer, an Hingebung für seine Sache den Protestantismus übertraf. Die Idee des Katholicismus und des Protestantismus scheint äußerlich getheilt zu sein, genauer betrachtet wären es vielleicht Strahlen, die sich in eine große Gottesidee, als in ihr Centrum, vereinigen ließen. Wie schön wäre es, wenn die Religion weniger auf Thatsachen und mehr auf dem Geist beruhte. Die so verschiedenen Thatsachen, welche man dem Göttlichen zuschreibt, machen die Verschiedenheit der Religionsformen aus; durch das Abstreifen der Thatsachen könnte eine Religionseinheit bezweckt werden, denn dieß scheint uns ein Irrthum zu sein, daß die Religion müsse auf Thatsachen

beruhen; demgemäß wäre es besser, eine Religion mit falschen Thatsachen, d. h. ein Heidenthum, als keine thatsächliche Religion. Die Umsetzung der Thatsachen in den Geist oder die Vergeistigung der Thatsachen würde wohl die wahre Religion ausmachen.

Es wäre thöricht, von der Geschichte eine Vereinigung der Religionsbegriffe zu fordern, da ja keine Lehren durch so viele Gewaltmittel und Grausamkeit behauptet worden sind, als die religiösen, es wäre aber ebenso thöricht und inhuman zu wünschen, irgend eine Religion oder Tendenz möchte fortfahren, sich durch unchristlichen Zwang Bahn zu brechen, wie dieses bei der christlichen Religion geschehen ist; wahrlich, wenn die Religion sich nicht anders behaupten könnte, so wäre es besser, sie ginge unter.

Gottlob gibt es auch eine gemäßigte ächt christliche Partei, welche gern auf glänzende Erfolge verzichtet, wenn nur das Reich Gottes im Innern begründet wird. Eine gemäßigte Partei erhob sich schon im Schooße des Katholicismus zu Luthers Zeit, Ranke sagt darüber: „Da es der gemäßigten Partei nicht gelang, ihre „Weltintentionen durchzusetzen, so war es die Frage, ob sie sich „auch nur behaupten würde. Jede große Tendenz trägt in sich „selber die unabweisliche Aufgabe, sich geltend zu machen und „durchzusetzen. Kann sie die Herrschaft nicht erlangen, so schließt „dieses ihren nahen Ruin ein."*).

Ja sie hätte sich nach außen nicht behauptet und würde sich auch jetzt noch nicht behaupten, diese gemäßigte Partei; warum nicht? weil sie weder schroff noch einseitig ist, sondern sich den göttlichen Gesetzen der Harmonie am meisten nähert. Sie wird immer die schwächere, aber die vernünftigere Partei bilden; sie wird keine sichtbare, sondern eine unsichtbare Kirche sein. Träte ihre Tendenz zu sichtbar hervor, so müßte sie sich auch jener herrschsüchtigen Mittel bedienen, um ihre Macht zu behaupten, dann entspräche sie nicht mehr ihrer rein geistigen Würde. — Macht! — welch ein Zauber liegt in diesem Worte für den weltlichen sowohl, als für den geistlichen Theil der Mensch-

*) Siehe Ranke: Die römischen Päbste des 16ten und 17ten Jahrhunderts.

heit! — Knüpfen sich nicht alle Leiden an dieses Eine Wort? Wo der Stärkere über den Schwächeren herrschen wollte, wo der Mächtigere alle Vortheile an sich riß, da wurde dem Mitmenschen weder Marter, noch Grausamkeit, noch Ungerechtigkeit erspart. Jene Zeit ist Gottlob für immer vorbei, wo alle Qualen angewandt worden sind, um den Schwächeren zu zwingen; die Wunden jedoch, welche daraus hervorgehen, daß der Mächtigere alle Vortheile an sich reißt, daß er im eigentlichen Sinn der Mann des Vorrechts ist, und der Schwächere oder der Arme nur Entbehrung kennt, bluten immer fort, sie vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Es war ein wohlgemeintes Wort Schillers: „der Mensch hole sich vom Himmel seine unveräußerlichen Rechte herunter." Der Himmel wölbt aber seine Sternenkuppel stumm über zahllose geheime Leiden der Menschen!

Die Reformation und Gegenreformation endeten mit zwei scharf auseinandergehenden Tendenzen oder Mächten. Wir erkennen aber darin einen bedeutenden Fortschritt, daß eine großartige geistige Krisis den Wendepunkt des Mittelalters bildete. Alle geistigen, poetischen und wissenschaftlichen Factoren hatten sich schon lange vor Luther mächtig geregt um eine geistige Wiedergeburt anzubahnen. Kunst, Wissenschaft, Literatur blühten wieder auf; Hutten sagt: „es sei eine Freude zu sehen, daß die Todtenbeine „sich wie bei einer allgemeinen Auferstehung regen"; nun kam noch eine religiöse Wiedergeburt hinzu. Der Protestantismus gestaltete sich durch eine dogmatische Vervollkommnung; der Katholicismus besserte sich moralisch; alle diese Elemente vereinigt gingen in die moderne Civilisation über, sie bewirkten eine geistige Metamorphose; ist dieß nicht ein mächtiger Impuls zum weiteren Fortschritt? Denn der Geist kennt kein Stillestehen, so wenig als die Natur. Der Fortschritt in Natur und Weltgeschichte erhebt sich durch Metamorphosen oder Umwandlungen. Aus dem Katholicismus ging der geistigere Protestantismus hervor; auch dieser hat noch viele Schlacken beibehalten; hoffen wir, daß auch er sich

einmal in eine reinere Religion umwandeln werde, in eine Religion, welche alle höheren Bedürfnisse der Seele befriedigt!

Ueber das Zeitalter der Puritaner.

Die moderne Geschichte gibt uns, in verschiedenen Ländern, ein auffallendes Beispiel von Wirkung und Gegenwirkung, veranlaßt durch Härte und Extreme, welche eine moralische und politische Reaction bewirkten, und die ein Beleg für unsere Behauptung sind: daß ein Extrem ein anderes hervorruft. (Siehe S. 45. Englands Revolution im 17ten Jahrhundert hat in einer Beziehung eine Aehnlichkeit mit der großen reformatorischen Bewegung Deutschlands im 16ten, weil in ihr, wie in jener, das politische und religiöse Moment genau zusammentrafen. Die Theologie war oft in Gefahr, in Politik aufzugehen.

Wie ein gewaltiger Strom brauste jene Revolution durch England und Schottland. Die Anfänge derselben sind aber, wie die Quellen eines Stromes, im Verborgenen zu suchen. Als Königin Elisabeth die Bewunderung und die Stärke ihrer Nation war, stellte sie in ihrer Person die weltliche und geistliche Macht dar; sie hatte von Heinrich VIII. die Macht geerbt zu lösen und zu binden, nach dem Sinne der Apostel. Die Puritaner, welche noch eine schwache Secte waren, erkannten in dieser Vereinigung der weltlichen und geistlichen Macht eine Verletzung der göttlichen Verordnung; sie wollten nicht Christum und Baal in einer und derselben Person vertreten haben; auch die Beibehaltung so vieler katholischer Gebräuche in der anglikanischen Kirche war ihnen ein Aergerniß. Viele widersetzten sich und es wurde ihnen weder Tortur noch Gefängnißstrafe erspart, um sie zum Gehorsam zu zwingen. Laut verehrten sie die große Königin, weil sie die Feindin des römischen Pabstthums war, dumpf, wie das Murmeln einer verborgenen Quelle, waren ihre revolutionären Bewegungen. Sie wuchsen unter den ungerechten Bedrückungen der darauffolgenden Regierung Karls I. Die Wogen der Un-

zufriedenheit stiegen immer höher, bis sie dem Toben der wilden Gewässer glichen.

Die harten politischen sowohl als religiösen Bedrückungen Karls und seiner Kreaturen hatten den Löwen aus seiner Höhle herausgefordert. Die Puritaner waren nicht mehr die verachtete Secte der Nonconformisten, sondern eine religiös-politische mächtige Partei, welche als Vertheidiger des Parlaments, dem Königthum den Krieg machten. War ihr Emporkommen schon die Wirkung einer vorangegangenen Unterdrückung gewesen, so bildete jetzt ihre fromme oder frömmelnde Soldatenherrschaft — unter welcher in England und Schottland kein Jubelton mehr tönen durfte, keine Freude, kein Genuß mehr erlaubt war, weder Kunst noch Wissenschaft geduldet wurden — ein unerhörtes, nie dagewesenes Extrem. Einen politischen Druck kann der Mensch noch ertragen, weil ja dadurch nur seine zeitlichen Interessen beeinträchtigt werden; wenn aber seine Seele nicht mehr frei athmen darf — was die Folge eines geistigen Drucks ist — so ist er entweder sehr unglücklich, und hat er keinen Adel der Seele, so wird er zum Heuchler und ist demoralisirt.

In Schottland ging der Fanatismus viel weiter als in England. Die Engländer, weil sie nicht so fanatisch waren, hatten mehr ihre politische Unabhängigkeit im Auge, aber die Schotten waren ganz in der Gewalt eines bigotten, herrschsüchtigen Clerus. Der Clerus war mit der Krone verfeindet und stellte sich an die Spitze des Volks, welches das Episcopat abschaffen wollte, dem presbyterianischen Gottesdienst huldigte, sich unabhängig von der Staatskirche machte, und durch Presbyters oder Vorsteher bevormundet war. Die Geistlichkeit war also presbyterianisch und zugleich volksthümlich gesinnt; welchen Einfluß sie aber in religiöser Beziehung auf das Volk, besonders in Schottland, ausübte, findet seinesgleichen nicht in der Geschichte. Liest man die Beschreibung dessen, was sie zu jener Zeit, nämlich im 17ten Jahrhundert, nach Einführung der Reformation, das Volk glauben machte, in Beziehung auf böse Geister, Hölle, Satan, so möchten einem die Haare in die Höhe stehen; es ist wirklich grauenerregend. Die moralische Wucht dieser puritanischen Lehrer

war so erdrückend, daß ein Zeitgenosse sagt: „der Sonnenschein „des Lebens war aus den Gemeinen gewichen". „Arm, schmutzig „und hungrig zu sein, das Leben im Elend zuzubringen, es mit „Angst zu verlassen, mit Geschwüren, Wunden und mit Krank„heiten aller Art geplagt zu sein, immer zu seufzen und zu „stöhnen, das Gesicht mit Thränen überströmt, die Brust von „Seufzern gehoben, mit einem Wort: ununterbrochen Trübsal „zu leiden und auf alle Weise gequält zu sein; sich allem diesem „zu unterziehen, galt als ein Beweis der Frömmigkeit, gerade „wie das Gegentheil als ein Beweis von Sündhaftigkeit galt.

Auf dieses Extrem folgte unter Karl II. eine Periode der Liederlichkeit und der Ausschweifung der Sitten, als Reaction, wie es Gottlob die Geschichte auch selten erlebt hat. Die Literatur wurde jetzt in demselben übertriebenen Grad schamlos, als sie vorher einseitig religiös gewesen war; besonders das Lustspiel stellt eine Immoralität dar, die dem Leser die Schamröthe in das Gesicht treibt. Daß der puritanische Rigorismus viele Heuchler erzeugte und die darauffolgende Zügellosigkeit den Leichtsinn erzog, liegt klar am Tag.

Wir begegnen hier einer welthistorischen moralischen Reaction, welche uns ein Fingerzeig sein sollte, daß die menschliche Natur sich nicht ungestraft zur Einseitigkeit zwingen läßt. Es bedurfte einer geraumen Zeit, bis die Extreme wieder ins Gleichgewicht kamen.

Ueber das Zeitalter Ludwigs XIV.

Von England schreiten wir nach Frankreich hinüber. Dort herrschte, ungefähr um dieselbe Zeit, Ludwig XIV. oder der Prächtige. Seine Majestät beherrschte Frankreich unumschränkt. Er zeichnete sich aus: durch Glanz, königliche Hoheit, Religiosität und Neigung zu Kunst und Wissenschaft. Man hat ihn, trotz seinen Fehlern, mit Recht den Großen genannt. Bossuet schreibt über ihn: „Man staunt ihn an und fühlt sich von ihm ange-

„zogen, man liebt ihn und fürchtet ihn. Eine hohe Gestalt, von „jener Schönheit, die in dem Ebenmaß aller Glieder besteht und „Jedermann in die Augen fällt; die braune, beinahe bronzene „Farbe seines Gesichts, das durch die Kinderblattern, deren Spuren „es trug, doch nicht verunstaltet war, stimmte zu dem Ausdruck „der Energie, die sein ganzes Wesen athmete. In den mancher- „lei Bildern, die von ihm übrig sind, erscheint das Gefühl der „Macht — mit nichten eigentlich selbstherrisch — fügt Ranke „hinzu — was ihr nicht entspräche, sondern wo ihr gehuldigt „wird, theilnehmend, wo sie über besiegte Feinde triumphirt, „beinahe bedauernd, aber immer unverkennbares Selbstgefühl; die „Mühe des Befehlens nimmt man nicht mehr wahr; alles ge- „horcht und beugt sich von selbst. Der venetianische Gesandte „Giustiniani sagt: es schien, als sei es die Absicht der Natur „gewesen, in Ludwig XIV. einen Mann hervorzubringen, der „durch persönliche Vorzüge, wie durch das Landesgesetz, der König „dieser Nation sein solle."

In ihm besaß das französische Volk einen Talisman, durch welchen es, so lange Er regierte, vor innerem Krieg bewahrt blieb, denn während seiner Minderjährigkeit war Frankreich unter dem Kardinal Mazarin von einem Bürgerkrieg stark heimgesucht; er ging von der Partei der Fronde oder dem Volk und dem Parlament unter dem Schutz der mißvergnügten Adeligen aus, und wurde von dem Prinzen Condé angeführt. Nach Ludwigs Tode meldeten sich schon die Vorboten jener im 18ten Jahr- hundert erfolgenden Revolution. Ueberhaupt zeugt Frankreichs Geschichte von einem großartigen Unabhängigkeitsgeist von Seite des Parlaments, der Corporationen und des Adels gegenüber der königlichen Autorität. Daß es diesem großen König gelang, eine absolute Monarchie zu gründen, und sein persönliches Ich gleichsam zum Staat zu erheben, das Volk, den Adel und den Klerus ihm ganz ergeben zu sehen, beweist, welch einen Zauber die Ehrfurcht vor einer historischen Größe auf eine Nation aus- übt. Auf gleiche Weise vermögen vorzügliche Feldherren ein un- bändiges Heer durch ihre Gegenwart zu beherrschen. Der fran- zösische Geist zeigte von jeher eine Vorliebe zur Bevormundung

und keiner verstand es besser, das väterliche Regiment zu führen, als Ludwig XIV.

Wer das berühmte, ewig denkwürdige Zeitalter Ludwigs XIV. einseitig beurtheilte, der würde dasselbe nie verstehen. Hier, wie in jeder bedeutenden culturgeschichtlichen Epoche, begegnen sich die Extreme. Gerade weil das Zeitalter reich war, stellte es auch alle Richtungen des menschlichen Geistes dar; und nur in den wenigen, edlen und erleuchteten Geistern haben sich die Extreme ausgesöhnt.

Wirft man dieser Glanzepoche der französischen Literatur nur Unnatur, Steifheit und das Conventionelle vor, weil sich der Zeitgeist um Paris, Hofleben und Schöngeisterei drehte und sich in steifen Formen bewegte, so begeht man ein großes Unrecht. Siehe, aus jener Zeit der hofmännischen Glätte, der Scheinheiligkeit, des eiteln Geistesspiels, treten uns Geister entgegen, die der Nachwelt ein schönes Naturell, eine einfache Seelengröße, sowie eine geniale Poesie als ein ewiges Vermächtniß hinterlassen haben; eine Poesie, die nicht nur eine nachahmende Reimkunst war, sondern den Geist des Alterthums reproducirte.

Schon das Drama hätte jenes Zeitalter berühmt gemacht, denn nicht alle Nationen können sich der Blüthe der dramatischen Kunst rühmen; sogar den Italienern, welche die Koryphäen der modernen Kultur waren, fehlte diese Perle in dem schmucken Kranze ihrer Literatur.

Ich weiß, wie gewagt es für denjenigen ist, ein literarisches Urtheil über große Männer zu geben, welcher sich dem Studium der Literatur nicht ausschließlich gewidmet hat; da aber das zu häufige Citiren aus anderen Autoritäten nur ein sich Schmücken mit fremden Federn ist, da ich dieses soviel als möglich vermeiden möchte, obschon man oft gezwungen ist, es zu thun, weil Viele nicht glauben wollen, wenn man nicht auf fremde Meister schwört — so ziehe ich vor, mein natürliches Gefühl reden zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, Mehreren zu mißfallen. Es wird also die Natur aus mir reden und nicht irgend eine gelehrte Kunstkritik.

Ich werde mir zwar nicht jenes so anstößige Verfahren er-

lauben, welches man in den meisten literarischen Kritiken findet: daß einem Schriftsteller zugetraut wird, er habe seine besten Gedanken aus einem andern entlehnt, wodurch ihm seine Selbständigkeit, das einzige Gut, das er besitzt, geraubt wird. Wahrhaftig! man findet die Homöopathie in der Literatur wieder. Haben Platon, Demokrit oder Lucian, Plautus und Terenz einen glücklichen Gedanken gehabt, so traut man Göthe und Schiller oder Voltaire, Shakespeare und Molière u. s. w. zu, die hundertfache Verdünnung davon benützt zu haben, um ihren Geist von der Krankheit der Selbständigkeit zu heilen. Denn haben unsere modernen Genies zufälligerweise einen Stoff von sich aus bearbeitet, welcher mit einem übereinstimmt, der sich bei den Alten findet, so wird mit einer wissenschaftlichen Wichtigkeit nachgewiesen und in den Vorlesunger vorbocirt, wie sich dieser Gedanke auf Platon, Aristoteles, Heraklit, Lucrez, und wie sie alle heißen, zurückführen läßt. So wenig ist man stolz auf die Selbständigkeit seiner eigenen Schriftsteller und so wenig begreift man, daß es eine Geistesverwandtschaft, folglich ein Zusammentreffen der Ideen gibt. Göthe war z. B. so durch und durch eine griechische Natur, daß er klassisch geschrieben haben würde, hätte er auch nie ein griechisches Werk gelesen.

Was im Großen geschieht, geht auch im Kleinen vor. Wer ganz vereinzelt in der Welt steht, muß aus Büchern errathen, daß es geistesverwandte Wesen gibt. Glücklich ist er, irgendwo einen Gedanken zu finden, der mit seinen eigenen übereinstimmt. Andere können aber nicht an eine Uebereinstimmung glauben, sondern sie vermuthen sogleich, dieser oder jener Ausspruch müßte entlehnt sein. Aus weiter, unbekannter Ferne müssen sich die Gedanken Anderer in das Gehirn des Schriftstellers übergesiedelt haben. Es ist das größte Unrecht. Einerseits dankt der Verfasser Gott für die Gabe, selbständig zu denken, andrerseits freut er sich, daß Andere das Capital mit ihm theilen. Es ist einer der höchsten Genüsse, welcher einem Schriftsteller in seinem Zellenleben zu Theil wird, daß er erst nachher, nachdem er selbst gedacht und construirt hatte, eine Uebereinstimmung seiner Principien mit denjenigen anderer geistigen Naturen findet. Auf

das Extrahiren, d. h. den Saft und die Kraft aus anderen Producten ziehen, versteht er sich nicht; dieses ist eine Kunst, die ein selbständiger Geist nicht zu lernen braucht.

Corneille, Racine, Molière, jene Schöpfer des französischen Dramas, haben auf uns folgenden Eindruck gemacht:

Die Sprache Corneille's ist schwungvoll, energisch, pathetisch und erhaben. Die Kritik hat ihm dieses zum Vorwurfe gemacht: er soll durch diese geistige Riesengröße oft das Zartere unterdrückt haben; seine Ausdrucksweise soll nicht immer dem Gegenstand und den Personen angemessen sein. Unseres Erachtens war das Erschütternde und zugleich Erhabene seiner Sprache nothwendig in einer Zeit, wo man die moralische Größe eingebüßt hatte. Corneille konnte nicht ganz zeitgemäß schreiben, weil er sich in seinen Umgebungen vergebens nach würdigen Mustern zu der Seelenwürde umsah, welche er in sich trug, an welcher er den gesunkenen Heldenmuth seiner Nation emporzurichten wünschte. Die Thatkraft des Geistes war zu seiner Zeit in den Fluten eines glänzenden Salon- und Hoflebens untergegangen; der Hof, die Cotterics, die vornehmen Cirkel waren der Areopagus, von welchem die Gnade oder Ungnade über ein literarisches Werk ausging. Da das Gute im Menschen zwar meistens schlummert, aber nie ganz ausstirbt, so war es nothwendig, daß Corneille durch seine heldenmüthigen Charaktere, durch seine kühnen Conceptionen das Bessere im menschlichen Herzen gewaltsam anregte, daß er auf die Größe der tugendhaften Römer zurückwies, um in den hohen Kreisen die Flamme des Erhabenen anzufachen, um auch die Nation für das Gute zu begeistern.

Es ist wahr, daß man bei ihm die künstlerische Harmonie der Sprache vermißt, welche uns bei Racine so anzieht; wir finden aber einen schönen Ersatz in den Gefühlen für das Erhabene und Große, die er in unserer Seele weckt. Niemand hat meisterhafter den so schwierigen Conflict zwischen Pflicht und Neigung dargestellt als er; selbst in den feinsten Schattirungen seiner Charakterschilderungen finden wir diesen Kampf wieder. Er ist um so wichtiger, da er zugleich der Kampf des Lebens ist. Da, wo die Liebe und die

Neigung hingehen, ruft uns nicht die Pflicht; zu dem was die strenge imperative Pflicht verlangt, hat man keine Neigung.

Vor allem tritt dieser peinliche, die Seele aufs Innerste erschütternde Kampf in Corneille's Meisterwerk, dem Cid, lebendig vor uns. Ximene, eine spanische Edeldame, ist gebunden, den Geliebten ihres Herzens, Don Rodrigo, bis auf den Tod zu verfolgen, weil er eine von seinem Vater empfangene tödtliche Beleidigung dadurch rächt, daß er Ximenen's Vater im Duell ersticht. Bedenkt man, wie tief, wie glühend in den südlichen Ländern, wo das Blut so heiß durch die Adern strömt, eine empfangene Schmach empfunden wurde, so vermag man die Größe der Aufgabe zu ermessen, welche einem schwachen Weibe oblag. Die Liebe, wo sie wahrhaftig ist, überwindet alle Hindernisse, sie verzeiht willig und fühlt sich nicht so leicht verletzt; deßwegen konnte auch Ximene, was ihre Person betraf, dem Geliebten verzeihen und fortfahren ihn zu lieben, während die Pflicht, welche sie dem Andenken ihres Vaters und der Ehre ihres Hauses schuldete, ihr die unabweisliche Aufgabe auferlegte: das Haupt des Geliebten zur Sühnung zu fordern. Sie verlangt sein Leben und ihr bangt davor, es zu erhalten. Das einemal überwiegen die Gefühle und sie ist weich, sie will nachgeben, sogleich erhebt der Wille sein unbeugsames Recht und spornt sie zur ausdauernden Thatkraft. Dieser seelenverzehrende Kampf kommt uns zwar in einem Drama als sehr romantisch vor, allein er spiegelt sich im Leben wieder.

Im Cinna, im Horace sowie im Polyeuet, welche Corneille's beste Schöpfungen sind, finden wir dieselben Motive wieder, nur in einer anderen Form dargestellt.

Neben Corneille nimmt Racine einen hohen Rang ein. Racine soll, der Critik gemäß, seine Charaktere nicht tief genug aufgefaßt haben und das Individuelle nicht vollkommen dargestellt. Die Schönheit und Harmonie der Sprache, seine ergreifenden Darstellungen der Leidenschaften, das Lebendige in seinen Charakteren hat uns so überwältigt, daß wir ob dem herrlichen Eindruck, den wir empfingen, das Kritisiren vergaßen. Wer nichts Großes und Schönes auf sich einwirken lassen kann ohne

es durch eine ihm angeborene Tadelsucht zu trüben, den beneiden wir nicht um sein Glück, er mag die Fehler an Racine's Meisterwerken herausfinden, welche Andere nicht stören.

Die Alltagswelt, mit ihren kleinlichen Interessen, mit ihrer Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit stimmt das Gemüth oft unglücklich; ein erhabener Poet wie Racine ist ein wahrer Stern, welcher in die Finsterniß hineinleuchtet; er hat einen Rettungsanker ausgeworfen und ist auf einen Grund gekommen, wo das Große in der Menschheit lebt, und sei es auch nur in der Vergangenheit. Der Leser versetzt sich dann lebhaft in die Lage der in diesen Tragödien handelnden Personen, er leidet mit ihnen, seine Stimmung ist gehoben, die Seele des Poeten ist ihm nahe, er fühlt das Wehen seines Geistes; im Leser bleibt kein Raum für die negative Kritik.

Molière hat in der Komödie ebensoviel Vorzügliches geleistet als jene in der Tragödie. Auch er ist höchst originell. Was uns bei ihm besonders auffiel waren: seine tiefe Menschenkenntniß und seine ungewöhnliche Gabe, das menschliche Herz so wahr und natürlich zu schildern. Seine Sprache ist klar und einfach, sie fließt wie ein Silberbach; dieser klassischen Ausdrucksweise bedient er sich, um uns die Thorheiten der Menschen lebendig zu schildern; wir wissen, daß seine Charaktere keine Fictionen waren, sondern aus dem Leben genommen.

Oft scheint nicht genug Abwechslung in den Handlungen seiner Lustspiele zu sein, besonders im Misanthrope ist die Action etwas lahm. Was, oberflächlich betrachtet, ein Nachtheil wäre, ist, in Wirklichkeit, der größte Vorzug und spricht für den geistigen Gehalt des Stücks. Gerade das kennzeichnet den klassischen Werth eines Dramas, daß der Poet durch einfache Mittel eine große Wirkung hervorzubringen weiß. Das Genie bedarf der gehäuften Mittel nicht, sondern es kann aus dem Felsen Ströme des lebendigen Wassers fließen lassen; es vermag aus einem dürren Boden eine reiche Ernte zu ziehen. Auf der Bühne fesseln die Dramen, welche beim Lesen nicht viel Abwechslung bieten, das Interesse hinlänglich. Bei einem geistigen Drama reichen 3—4 handelnde Personen hin, wenn ihre Individualität vom

Dichter gehörig dargestellt worden ist, um eine ganze Welt vor dem Zuschauer leben zu lassen, so daß er geistig weit mehr bereichert wird, als durch jene vielen oberflächlichen Dramen, worin Alles nur auf den äußeren Effect berechnet ist: sie sind in der That tönende Erze und klingende Schellen ohne tieferen Gehalt.

Hat Molière absichtlich in den „femmes savantes" im 5ten Act eine Dienstperson auftreten lassen, um ihrer Herrin gegenüber den Werth des Wissens und des Geistes herunterzusetzen? Uns scheint eine Person, die nicht den mindesten Begriff von den Vorzügen einer wissenschaftlichen Bildung hat, nicht geeignet zu sein, den Preis einer Sache, die sie nicht versteht, zu würdigen. Molière hat den vortrefflichen Instinkt gehabt, zu fühlen, daß Dienstleute und ihresgleichen gut genug sind, um die Wissenschaft zu unterschätzen und sie nur auf den Katheder zu verweisen; er wußte wohl, daß ein Gelehrter, welcher die Vorzüge und Wohlthaten derselben an sich selbst erfahren hat, sie nicht nur als eine Brotgelehrsamkeit betrachtet, sondern daß er den Geist und das Wissen auch im Leben anwendet.

La Bruyère, in seinen Charakter- und Sittenschilderungen gibt uns ein Seitenstück zu der verkehrten Art, die Gelehrsamkeit aufzufassen. In Molière's femmes savantes begeben sich die Frauen auf den Speicher, um durch ein dort aufgestelltes Fernrohr die Himmelskörper zu beobachten, während um sie herum alles unbeobachtet bleibt. La Bruyère bezeichnet uns jene lächerliche Art, die Wissenschaft zu treiben auf folgende humoristische Weise: „Dieser ist gänzlich unwissend in der Geschichte der Gegenwart, „aber er ist sehr unterrichtet im Krieg der Riesen. Er entwirrt „das entsetzliche Chaos der zwei alt-assyrischen und babylonischen „Reiche; er hat Versailles nie gesehen, aber er kennt den Thurm „zu Babel; er weiß, wie viele Baumeister daran gebaut haben, „er kennt die Namen der Architecten. Die Namen: Apronal, „Herigebal, Noesmemordach und Mardokempad sind ihm so „familiär als die der Valois und Bourbons. Er enthüllt, daß „Nembrot links war und Sesostris rechts und links, und er „sagt: es gebe ernste Schriftsteller, welche behaupten: daß bei Arta-

„Xerxes Longimanus die rechte Hand länger war als die linke, „er glaube jedoch fest, die linke sei länger als die rechte." — Jene Menschen kommen uns ebenso lächerlich vor, als die von La Bruyère beschriebenen, welche glauben, nur sie haben ein Recht auf die literarischen Werke großer Männer, z. B. Göthe's und Schillers, weil sie sich besser darauf verstehen, einzelne Ausdrücke zu kritisiren oder zu sagen: in welches Fach dieses und jenes gehört. Jene Philister erweisen weder Schiller noch Göthe einen Gefallen dadurch, denn unsere Dichter wollten uns das lebendige Wort und den Geist geben, diese wirken gewöhnlich besser ohne philisterhafte Kritik. Für das Lebendige sind ganz besonders die Frauen empfänglich.

Wo aber solche Extravaganzen vorkamen, konnte Molière wohl ein Lustspiel darüber schreiben; soweit bringen es die Menschen, wenn sie die Wissenschaft als ein eitles Geistesspiel betrachten, wenn ihnen die tieferen Motive, welche derselben zu Grunde liegen, unbekannt sind.

Der geistvolle La Bruyère hat durch seine Satyren viele Thorheiten lächerlich gemacht. Liest man seine Sitten- und Charakterschilderungen, durch welche er das Zeitalter Ludwigs XIV. geißelt, so möchte man fragen: war das eine große Zeit? Trotzdem tritt uns viel Schönes und Gutes aus ihr entgegen. So vieles in Kunst und Wissenschaft, sowie im Leben, war Unnatur, es veranlaßte La Bruyère zu dem Ausspruch: „wenn es Natur „wäre, so würde es nicht gefallen, man würde es abermals verkehren." Unter diesem Unkraut gedieh dennoch das Naïve und Einfache, Madame La Fayette, Mlle. de Scudéri in ihren Romanen, Madame de Sévigné in ihren Briefen, Madame Stael de Launey in ihren Memoiren stellten es dar. La Bruyère schreibt über die Schriftstellerinnen seiner Zeit Folgendes: „Ich weiß nicht, ob man in die Briefe mehr Geist, eine bessere „Wendung, mehr Annehmlichkeit und Styl legen kann, als in „denjenigen Balzac's und Voiture's enthalten ist; aber sie sind „ohne Gefühl. Das Gefühl hat erst nach ihnen gelebt und „verdankt den Frauen seine Entstehung. Dieses Geschlecht geht „weiter als das männliche in dieser Art zu schreiben: sie finden

„unter ihrer Feder Ausdrücke, welche bei den Männern oft der „Erfolg von langer Arbeit und von peinlichen Forschungen ist. „Die Frauen sind glücklich im Ausdruck, welchen sie richtig wählen „und welcher, wenn er auch bekannt ist, den Reiz der Neuheit „besitzt. Sie haben das Verdienst, aus einem einzigen Wort ein „ganzes Gefühl lesen zu lassen und einen zarten Gedanken wieder „zart geben zu können. Sie haben in der Rede eine Verknüpfung „von Gedanken, die unnachahmlich ist, und welche nur durch „den Sinn aneinander gereiht sind. Wären die Frauen immer „correct, so wage ich es zu sagen: daß die Briefe Einiger das „Beste wären, was wir in unserer Sprache besitzen."

Die Kanzelberedsamkeit fand in diesem Zeitalter ihre hochgefeierten Vertreter. Sie floß aus dem Munde der berühmten Redner Bourdaloue, Massillon, Bossuet wie ein Silberquell, dessen Wasser lauter klare Perlen wirft. Sie erquickte nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die künftigen Jahrhunderte schöpfen aus ihr.

Ein ernster, wissenschaftlich gebildeter Geist ragt aus jener Zeit hervor, welcher die Frömmigkeit mit dem Wissen vereinigte. Es war Pascal. Seine Geistesfrische bildet einen Contrast zu seiner krankhaften höchst übertriebenen Lebensweise, welche eine Askese war. Pascal als Mensch macht den Eindruck eines düsteren Mönchs, als Denker macht er den Eindruck eines genialen Geistes. Er sagt in seinen berühmten „pensées": Die Natur besitze Vollkommenheiten, um uns zu zeigen, daß sie das Ebenbild Gottes ist, sie habe Unvollkommenheiten, um uns zu beweisen, daß sie nur sein Ebenbild ist. So mußte auch dieser herrliche Geist, bei seinem Streben nach dem Höchsten, sich in Extreme verirren, um uns zu zeigen, daß der Mensch, und auch der Beste, nur das Ebenbild Gottes ist.

Fenelon's Universalgenie dominirte das Zeitalter Ludwigs XIV. Seine Werke zeichnen sich aus: durch Poesie, Reichthum, klassische Ruhe und Harmonie. Er war ein Künstler von Natur; die plastische Form seiner Sprache beugte sich unter sein Genie.

Das Zeitalter Ludwigs wurde durch die Religion, durch den Classicismus und durch die Monarchie beherrscht. Hätten

diese drei ihre ursprüngliche Reinheit und Würde behauptet, wären sie nicht ausgeartet — wahrlich, dieses hätte müssen das goldene Zeitalter der Menschheit sein. Leider geriethen sie aus dem Gleichgewicht in ein ungeheures Uebergewicht; besonders die Religion artete in Frömmelei aus, sie mußte als Zweck dienen, um zu Reichthum, Herrschaft und Ueppigkeit zu gelangen; es erfolgte in dem darauffolgenden Zeitalter, unter Ludwig XV. eine Reaction. Das 18te Jahrhundert begann mit dem Protest gegen den monarchischen Prunk, welcher durch 3 Milliarden Schulden erkauft worden war; mit der Opposition gegen die Priesterherrschaft und gegen die Autorität der Classiker. Betrachten wir die Ursachen dieser dreifachen Reaction etwas näher.

I.

Aus den Sittenschilderungen der Zeitgenossen Ludwigs XIV. sieht man deutlich, daß eine Reaction nicht ausbleiben konnte, denn die Verachtung, welche die Großen für das Volk hatten, die Anmaßungen ihm gegenüber und der Luxus und die Ueppigkeit in den Sitten waren aufs Höchste gestiegen. Das Volk seinerseits war damals zu sklavisch gegen die Großen gesinnt und zollte ihnen eine abgöttische Verehrung. Das Volk war arm, schlecht behandelt und elend. Der Adel besaß in Frankreich mehr Gewalt als in irgend einem andern Lande; bis in das 18te Jahrhundert existirte dort die Leibeigenschaft. Ludwig XVI. besaß noch auf seinen Domänen Leibeigene. Bis vor 70 Jahren waren die Adeligen von den drückenden Auflagen ausgenommen, unter welchen das Volk litt. Muß man sich wundern, daß einmal eine gewaltsame Revolution ausbrach, um die so tiefeingewurzelte, festgegründete Macht der Aristokratie zu vernichten? War dieses nicht die Hauptursache, warum jene Revolution einen so erbitterten gewaltsamen Charakter annahm? Selbst bei den früheren Volksaufständen Frankreichs gegen die Krone, z. B. bei dem Krieg der Fronde, stellte sich das Volk unter die Vormundschaft des Adels, der Stände und des Parlaments; seine Anführer gingen nicht, wie in Englands Revolution, aus den geringen Klassen hervor, es konnte sich nicht selbst regieren. Dieses beweist, wie unselbständig das Volk war und wie es vom Adel nur als

Werkzeug gebraucht wurde. Diese Zustände der Sclaverei konnten im Interesse der Civilisation nicht fortdauern. Es war noch keinem König und keinem Hof Frankreichs gelungen, eine so absolute und zum Theil willkürliche Herrschaft auszuüben, wie diejenige Ludwigs XIV. war. Unter ihm, sagt Mignet: „erhob „sich die absolute Monarchie auf das Bestimmteste und ohne „Widerspruch. Die Nation war allen Schlägen des Despotismus „und allen Uebeln der Ungleichheit ausgesetzt."

II.

An einem Hof, welcher unter dem Einfluß des Katholicismus und Bigotismus stand, war der Clerus hoch angesehen und übte eine überwältigende Macht auf die Nation aus; er war die mächtigste Stütze des Reiches; die Geistlichen versahen die höchsten Aemter und hatten die reichsten Einnahmen. Die Nation war noch in der Gewalt der Priester und ihrer Religion. Der Clerus forderte seine ungeheuren Privilegien von Ludwig XIV. als eine gerechte Belohnung für seine Unterstützung der königlichen Gewalt; denn nach den Principien des herrschenden Clerus konnte das Seelenheil nur von Einem, von der Kirche kommen, das zeitliche Heil wurde auch nur durch Einen, durch den König gesichert.

Das streng katholische Princip ist: absolute Identität des religiösen und politischen Despotismus; daß die Freiheit mit der sacerdotalen Hierarchie und mit der Autorität der Kirche unvereinbar sei, daß die Brüderschaft neben dem Dogma nicht bestehen kann, welches alle Die excommunicirt, verbrennt, verfolgt, die anders glauben." Diese Principien, welche in einem Jahrhundert, das dem Mittelalter entwachsen war, noch streng herrschten, und welche von Männern wie Bossuet behauptet wurden, mußten neue Zustände hervorrufen. Schon nach dem Tode des Königs fing die Opposition an laut zu werden, aber im Verlaufe des 18ten Jahrhunderts steigerte sie sich immer höher, bis die Revolution alle Fesseln brach. Sie war eine natürliche Folge der damaligen Extreme, denn wo die Saiten zu straff angezogen werden, müssen sie endlich springen. Bayle, jener große Gelehrte und Kritiker, fing damit an, den Spottgeist und die Skepsis circuliren zu lassen, indem er die Ungewißheit der Thatsachen,

die Eitelkeit der Dogmen und Doctrinen bloßstellte. Er war der Erste, welcher in Frankreich den positiven Glauben, die Autorität und die Gewißheit erschütterte. Von Bayle bis Voltaire nahm das Mißtrauen gegen die Priesterreligion zu, so daß letzterer den verwegenen Ausspruch that: „écrasez l'infâme!" d. h. die herrschende Priesterreligion. So gotteslästerlich dieser Ausspruch lautet, zeigt gerade er uns am besten, zu welchem Wahnsinn die Extreme die Menschen führen.

III.

Das war das zweite Extrem; aber, wie konnte auch die Autorität der Klassiker, welche in Frankreich sowie in Europa überhaupt seit dem 15ten und 16ten Jahrhundert die Literatur beherrschte, angetastet werden? — Die Klassiker, welche unübertreffliche Muster der Schönheit sind, welche das Herrlichste geleistet haben, was die Literatur aufzuweisen hat? Wo der Menschengeist von sich aus den Odem des Genies aushaucht, der die Griechen beseelte, da kann nicht von Nachahmung und Autorität die Rede sein; wo aber die Natur die Gabe eines liebenswürdigen Naturells, des einfach Erhabenen im Ausdruck und der Originalität versagt, wo überhaupt keine genialen Gedanken aus der eigenen Seele dringen, da findet nur steife, ängstliche Nachahmung statt. Solche Schriften mögen Kunststücke an Correctheit und systematischer Steifheit sein, aber es fehlt ihnen der Stempel des Genies.

Wir wissen zu gut, wie unendlich die Literatur, sogar durch bloße Nachahmung und Uebersetzungen der Alten, in Europa befördert worden ist, als daß wir wünschen möchten, jene Schulen in Alexandrien unter den Ptolemäern, in Italien, in Frankreich und Deutschland im 15ten und 16ten Jahrhundert hätten nicht existirt, wo man den Klassikern einen wahren Kultus widmete. Viele von jenen Gelehrten waren selbst auch vom Genie beseelt. Daneben ist die Schattenseite des Humanismus ein unerträglicher Pedantismus gewesen, ein Unfug, welchen die Poeten-Philologen mit bloßen Citaten und mit entlehnten Ausdrücken aus den Büchern der Griechen und Römer trieben.

Ein Italiener und Zeitgenosse jener Abgötterei für die

Alten: Pico della Mirandola schreibt Folgendes: „Wir werden „ewig leben, nicht in den Schulen der Silbenstecher, sondern im „Kreis der Weisen, wo man nicht über die Mutter der Andro„mache oder über die Söhne der Niobe discutirt, sondern über „die tieferen Gründe göttlicher und menschlicher Dinge; wer da „näher tritt, wird merken, daß auch die Barbaren den Geist „hatten, nicht auf der Zunge, sondern im Busen."

Wir haben dieses angeführt, weil es den Pedantismus überhaupt meisterhaft bezeichnet. Wer vom Geist der Alten beseelt ist und ihn in Kunst und Literatur wieder aufleben läßt, der erzielt eine wahre Reproduction des Alterthums; er spürt in sich eine Wirkung des Geistes auf den Geist; er läßt sich durch die Form bilden, aber nicht unterjochen.

Auch die französische Literatur stand im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert theilweise unter dem eisernen Scepter der antiken Autorität, einem Scepter, das besonders Ronsard, Malherbes und Voiture über die Geister schwangen.

Wäre die ängstliche Nachahmung der Alten in Sprache und Versmaß, oder die conventionelle Form, das Einzige gewesen, was im Zeitalter Ludwigs XIV. in der Literatur erschien, so wäre der Glanz seines Ruhmes bald verblichen; denn nur das Genie verleiht eine ewige Jugend, und nur die Werke erfreuen sich einer unauslöschlichen Farbenfrische, welche aus dem Genie entsprungen sind. Männer des Genies, die frei und selbstständig schufen, besaß jene Epoche der französischen Literatur. Das 18te Jahrhundert, welches Freiheit athmete, lehnte sich nur gegen den Zwang auf. Dieses Jahrhundert war reicher an originellen Geistern als das 17te. Es verräth nicht mehr die klassische Ruhe des 17ten, weil die Ideen meistens sprühende Funken der Unzufriedenheit gegen den vorangegangenen Druck sind, aber die Literatur des 18ten Jahrhunderts ist selbständiger.

Wie das Erdreich durch die aufkeimenden Samen befruchtet wird, so wurde jetzt, in diesem Jahrhundert der Reaction, die Literatur durch ein neues ausgedehntes Wissen bereichert.

Wenn ein Gewitter in weiter Ferne im Anzug ist, so sammelt sich der elektrische Stoff nach und nach. Der Horizont wird

düster, aber das Gewölk ist noch nicht beisammen und die Explosion ist noch nicht geschehen. So hatte sich der ungesunde Stoff, welcher in jener großartigen französischen Revolution sich über Frankreich am Ende des 18ten Jahrhunderts so gewaltsam entladen sollte, schon zu Ende des 17ten allmälig angehäuft.

Paris hatte, in seiner Glanzepoche, viel gethan für die Civilisation und die Geisteskultur der höheren Stände; ja das Allzuviel war ungesund, denn es wurde, wie die Reichthümer, nur an eine privilegirte Klasse verschwendet, und das Volk ging leer aus. Die Aristokratie, sowie der Hof, waren ungeheuer gelehrt oder lettrés, und die niederen Stände der Nation konnten nicht einmal lesen. Nicht finanzielle Armuth macht das Volk am unglücklichsten, obwohl auch dieses ein unermeßliches Leiden ist, sondern Verdummung ist sein Verderben; Unwissenheit erzeugt Rohheit; das französische Volk war in geistiger und moralischer Beziehung unverantwortlich vernachlässigt worden; es rächte sich furchtbar in jener großartigen Revolution.

Wird der Boden, auf welchem sich die Menschen so sicher glauben, durch ein großes Erdbeben erschüttert, so werden die Stöße weit und breit verspürt; das ferne Meer zeigt sich in einem unheimlichen Aufruhr. So war es mit jener mächtigen Revolution. Sie breitete ihre schwarzen Fittige nicht nur über Frankreich, sondern über ganz Europa aus. Sie war blutgierig, rachsüchtig, furchtbar. Sie hat dennoch viel Gutes bewirkt, denn die europäische Menschheit bedurfte abermals einer sozialen, geistigen, politischen und religiösen Reinigung.

Ueber die französische Revolution.

Während dieser Revolution war die französische Nation einer Sklavin zu vergleichen, welche nach langem ausgehaltenem Druck, auf einmal die Fesseln abwirft und sich emancipirt. Wenn man ihr mit Recht, bei dieser politischen und geistigen Krisis, Zügellosigkeit vorwirft, so bedenke man: daß wenig Mäßigkeit von

einem Sklaven zu erwarten ist, der auf einmal seine Ketten bricht. Die nun emancipirten Ideen des 18ten Jahrhunderts übten sich nicht, wie Vinet sagt, sondern sie rächten sich.

Bei Anlaß der Reformation und Gegenreformation bemerkt Ranke: „Wir nehmen wahr, daß keine Macht emporkommt, die „nicht zugleich auf der Grundlage der Idee beruhe. Die großen „Leben erzeugenden Kämpfe vollziehen sich immer zugleich in „den Regionen der Ueberzeugung, des Gedankens“ — So war es, als jener große Kampf der Reformation, durch seine umgestaltenden Antriebe, eine neue Aera in der Geschichte gründete, so verhielt es sich in jener zweiten, großen europäischen Krisis, in der französischen Revolution. Es besteht eine merkwürdige Analogie zwischen diesen beiden die Civilisation erschütternden Begebenheiten, so daß wir, gerade dadurch, daß wir sie mit einander vergleichen, das Gesetz der Weltordnung erkennen, welches die Menschheit Krisen durchmachen läßt, die für den Augenblick einen scheinbaren Rückschritt oder eine Reaction bewirken, weil Alles in Anarchie und Auflösung geräth; aber dieser Rückschritt führt zu einem bleibenden Fortschritt; denn, nachdem die Krise überwunden worden ist, drängt sich der durch die vorangegangenen Jahrhunderte angesammelte Lichtstoff der Erkenntniß mit Macht hervor, und bewährt sich in seiner Fülle als eine civilisirende und zugleich befördernde Kraft.

Würde man fragen: welches ist die Macht, die wie ein schwarzer, feindlicher Dämon um die Menschheit sich lagert und ihre Vernunft, ihre Urtheilsfähigkeit, ihre Einbildungskraft, ja ihre ganze Seele umnachtet, oder in Dunkel einhüllt? — so könnte man einfach antworten: es ist das Vorurtheil. Die göttlichen Gesetze der Harmonie oder die unverletzlichen Principien der ewigen Weltordnung, auf welchen das menschliche Dasein beruht, bleiben unerschütterlich; „mit derselben Nothwendigkeit „beherrschen sie die Menschen, die den Gang der Gestirne regelt;“ aber durch das Vorurtheil, hinter welchem meistens Vortheil gesucht wird, weil es die große Masse in der Blindheit und Abhängigkeit erhält, durch dieses Vorurtheil ist der Menschheit ein unberechenbarer Schaden zugefügt worden. Wir wollen nicht

mit der Gottheit rechten, indem wir sie fragen, warum sie diese Binde jetzt noch so vielen Millionen umläßt, sondern wir wollen uns in den Gang der Geschichte vertiefen und uns freuen, daß sie uns zeigt, wie diese schreckliche Macht allmälig vermindert worden ist; wie eine Sonne der Erkenntniß und der Einsicht über die Menschheit aufgegangen ist, die jetzt so bedeutende Lichtstrahlen wirft, daß sie uns innerlich erleuchten und erwärmen.

Zu der Lichtung jener dichten Masse von Vorurtheilen, in welchen die Menschheit von jeher befangen war, trugen hauptsächlich die großen geschichtlichen Revolutionen bei. Auch die Reformation war eine Revolution; sie war nicht eine rein religiöse, sondern auch eine sociale und politische Krise. Gerade das, was sie kennzeichnet, so daß sie trotz der Aehnlichkeit dennoch eine andere Erscheinung als diejenige der französischen Revolution war, ist die enge Verbindung, welche damals noch zwischen Religion und Staat bestand. Diese intime Beziehung war vielleicht die Ursache, warum jene denkwürdige Krise im 16ten Jahrhundert eine Reformation und nicht eine Revolution hervorbrachte. Die Antriebe bei beiden Krisen waren dieselben, sie waren religiöser, geistiger, politischer und socialer Natur; aber zu einer Zeit, wo das Dogma noch Alles beherrschte, konnte die Hauptbewegung nur aus einer ausschließlich religiösen Idee hervorgegangen sein; diese mußte, ungeachtet der geistigen Bestrebungen der Renaissance, in den Vordergrund treten. Zwei Jahrhunderte später, nachdem sich so Vieles verändert hatte, war die Krise eine vorwiegend politische, jedoch vom Geistigen oder von der Idee hoch getragen; indem wir den Charakter der Idee, wie sie jetzt aus der französischen Revolution hervortritt, mit der protestantischen Idee, zur Zeit der Reformation, vergleichen, zeigt sich uns der Fortschritt, welchen die Menschheit seitdem gemacht hat, in einem hellen Glanze. Aus der Reformation ging die protestantische Idee, als eine neue Religion, siegreich hervor; aus all den geistigen Kämpfen, welche der französischen Revolution vorangegangen sind, und aus dieser großen Krisis, ging die Wissenschaft, als eine von der Religion unabhängige freie Forschung, triumphirend hervor.

Es wäre eine überwältigende Aufgabe, und würde zu weit vom Ziel abführen, in das Spezielle der Riesenfortschritte, welche der Menschengeist in Wissenschaft und Erkenntniß seit der Reformation gemacht hat, näher einzugehen; es muß mir erlaubt sein, nur Einiges anzudeuten, man verzeihe mir daher die Allgemeinheiten. Die Fortschritte in der Philosophie, den Naturwissenschaften, in der Mechanik, Astronomie, Chemie, Medicin u. s. w. überhaupt auf dem gesammten Gebiete des Geistes sind so großartig, daß man versucht sein möchte zu glauben: da der Menschengeist durch das Vorurtheil so lange Zeit gehemmt worden war, habe er eine doppelte Anstrengung gemacht, um das Versäumte wieder einzuholen.

Der Sonnenaufgang wird gewöhnlich durch ein leuchtendes Morgenroth angekündigt; es ist der frohe Vorbote eines schönen Tages. So waren jene erhabenen Figuren, welche am Schlusse des Mittelalters stehen: Columbus, Copernicus, Galilei, Kepler, Bacon von Verulam, Tycho de Brahe, Luther, Reuchlin, Erasmus rc. das Morgenroth einer neuen Welt der Erkenntniß, welche für die Menschheit aufgehen sollte.

Drei große Männer sind es besonders, die den Uebergang jener Epoche in die moderne Zeit der Aufklärung bilden. Bacon, Galilei und Descartes. Von dieser Zeit an können wir beobachten wie sich die Wissenschaft allmählig vom Autoritätsglauben emancipirt. Bacon gab den ersten Impuls zu den Erfahrungswissenschaften, indem er die drei Mittel an die Hand gab, durch welche der Mensch die Natur erforschen kann, nämlich die Beobachtung, die Erfahrung und die Berechnung. Galilei gab einen mächtigen Impuls zu neuen astronomischen und physikalischen Entdeckungen und Descartes trieb die Geister an: das Joch der religiösen Autorität abzuwerfen und vermittelst des Denkens ins Reich der Idee vorwärts zu bringen. Er ist der Urheber der modernen Philosophie und Methaphysik. Durch ihn hat der intelligente Theil Europa's einen neuen Anstoß zum wissenschaftlichen Forschen erhalten.

Von nun an kann man nicht mehr sagen: nur diese oder jene Nation sei berühmt durch ihre kulturbefördernden Beiträge

geworden, sondern aus Italien, aus Deutschland, aus England und Frankreich fließen die neuen Ideen, Forschungen, Entdeckungen, Systeme zusammen, und bilden einen ganz Europa umflutenden Geistesstrom.

Lange waren in Frankreich die Gemüther durch eine negative Philosophie, durch begeisterte Reden und neue Ideen in jedem Gebiete des Wissens für das Verständniß der nun von der Religion unabhängigen Wissenschaft und der Empirie vorbereitet worden; es fand von Anfang bis Ende des 18ten Jahrhunderts eine allmählige Loslösung statt. Auch Deutschlands Kultur hatte, durch seine glänzende Epoche der Literatur von Lessing bis Göthe, eine geistige Wiedergeburt erfahren; seit der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erhielten die Deutschen einen mächtigen Anstoß durch die geistige Bewegung in Frankreich. Die Revolution, welche eine geistige, religiöse, sociale und politische Umwälzung herbeiführte, beförderte eine allgemeine Freiheit des Denkens.

Woher kommt es, daß eine Revolution, die sich nur in einem Lande zutrug, eine so weitverbreitete Wirkung hatte? Weil sie ein Princip rettete, das schon so oft in Gefahr war, durch die Despotie unterzugehen und welches das Heil aller Menschen ist; es war das Princip der Freiheit: der Erlösung von der politischen, socialen und geistigen Knechtschaft. Seit dem 16ten Jahrhundert, wo die Freiheit ihre Auferstehung feierte, erschien sie ihren Anhängern in verschiedenen Ländern. Zuerst in Deutschland, dann in England, von dort begab sie sich über den weiten Ocean nach Amerika und unmittelbar darauf erschien sie in Frankreich, allwo sie Erschütterungen bewirkte, die von ungeheurer Tragweite waren und auf das allgemeine europäische Völkerleben zurückwirkten. Ewig bedauernswerth bleiben ihre Excesse.

Die französische Revolution ist einerseits aus dem Bedürfnisse der Nation hervorgegangen, andrerseits verdankt sie ihre Entstehung dem Einflusse von außen. England war in allen reformatorischen Bewegungen Frankreich vorangegangen. In England entwickelte sich das demokratische Princip vollständiger als in Frankreich, weil dort der Adel nicht eine so hohe feudale

Macht besaß, und die Hingebung an das Königthum nicht so absolut war als in Frankreich. Das französische Volk war, in politischer Beziehung, bis nach Ludwigs XIV. Tod weniger selbständig als das englische. Der englische Geist hat in Politik und Literatur einen unverkennbaren Einfluß auf Frankreich ausgeübt. Suchen wir dieses nachzuweisen.

Leicht kann man die Thatsache verfolgen, wie in England mit der Reformation, von der Königin Elisabeth an, die Vernunft anfing den Aberglauben zu beherrschen, wie ein Geist der Forschung und des Zweifels sich der Gemüther bemächtigte; dieses drückte sich in den literarischen Werken aus, welche seit jener Periode einen viel freieren aufgeklärteren Charakter annahmen; es wäre zwecklos, den Inhalt jener Werke, die ihr Zeitalter beherrschten, auseinanderzusetzen, da nicht eine Encyklopädie aus meiner Feder fließen soll.

England mußte mehrere Krisen durchmachen, bis der Volksgeist zu seinen Rechten kam. Seine Hauptrevolution ging von Secten oder Independenten aus. Die Secten haben sich von jeher auf die Seite der Freiheit gestellt, trotzdem auch sie, wie dieses bei den Puritanern und noch Anderen geschah, bedeutende Auswüchse zeigten. Sie haben in der Geschichte eine große Bestimmung erfüllt. Als Englands große Revolution, bewirkt durch die Puritaner, vorüber war, hatte die Unabhängigkeit von der Gewalt der Kirche unendlich gewonnen, es blieb noch die Unabhängigkeit des Geistes zu erobern. Der Geist der Völker ist eine Macht, die aus dem Innern hervorbringt, die sich zwar durch den Druck von außen schwächen, ja unterjochen läßt, aber nie stirbt. Sobald die Umstände günstig sind, fordert das Geistesleben seine Rechte; wie ein reißender Strom geht es manchmal über die Ufer hinaus und trägt Alles mit sich fort. Die Geschichte, im wahren Sinn, ist der Entwicklungs-Prozeß, welchen der Menschengeist durchläuft, und die Geschichte eines civilisirten Landes ist die Geschichte seiner geistigen Entwicklung. Man kann nie sagen: nur die hervorragenden Persönlichkeiten bei einer reformatorischen Bewegung, wie z. B. Luther, Calvin oder Cromwell, haben jene Reform gemacht, sondern sie ist aus dem Geist

der Zeit entsprungen und hat ihre Vorläufer gehabt: wäre die Zeit für ihre Reform nicht reif gewesen, so hätten sie wenig ausgerichtet. Die französische Revolution war so zu sagen nur ein gewaltsamer Ausbruch alles dessen, was sich ein Jahrhundert vorher allmälig vorbereitet hatte. Sie war nur die Reife der Frucht, der Baum der Freiheit stand schon in seiner Blüthe in der Mitte des Jahrhunderts.

Oft können weniger bedeutende, ja an sich verderbliche Ursachen die geistigen Interessen der Menschheit befördern, wovon mir besonders ein Umstand auffallend ist. Es ist, bei Anlaß der Puritaner, gesagt worden, welch eine Sittenverderbniß und Zügellosigkeit unter Karl II. als Reaction des Puritanerthums erfolgten. Ausschweifung der Sitten, einen lasterhaften König und einen unsittlichen Hof, wer kann diese in Schutz nehmen! — Es ist von allen socialen Uebeln das beklagenswertheste; dennoch sollte damals aus dem Bösen, das an und für sich gewiß verdammungswürdig ist, Gutes hervorgehen. Die menschliche Natur ist so von Grund aus verkehrt, obschon sich jeder Mensch einbildet, er sei der Beste und der Vortrefflichste, daß die Weltordnung nicht bestehen könnte, wenn die Uebel an und für sich nicht ihre heilsame Seite hätten. Karl II. war ein unwürdiger König, der jedem Zwang abhold war; nicht aus edlen Gründen, sondern damit er seinen Leidenschaften fröhnen konnte, und sich unter keine Autorität beugen mußte, war er dem Clerus abgeneigt. Der Clerus hat, wie bekannt, früher den intellektuellen Fortschritt der Menschheit gehemmt; Karl ließ ihm keine Unterstützung zu Theil werden, dieses brach seine Macht, dadurch wurde die sociale und intellektuelle Wohlfahrt des englischen Volkes befördert. Karl verminderte den Einfluß des Adels und der Lords, weil er dem Unterhause bedeutende Rechte zuließ: dem Volk wurden namhafte sociale Erleichterungen gewährt. Ueber das Ausführliche davon möge man sich in den Chroniken und Akten jener Zeit umschauen.

Weil Karls Charakter verächtlich war, glaubte man ihm keine Treue und Hingebung schuldig zu sein; dieses schwächte die blinde Loyalität oder die absolute Unterwürfigkeit

unter das Königshaus und war dem Aufschwung der Volksfreiheit günstig.

Unter Karl II. erhoben sich die Naturwissenschaften zu einer unsterblichen Höhe; es wurde eine naturwissenschaftliche Societät gegründet unter königlichem Schutz, deren Zweck war: das natürliche Wissen zu verbreiten im Gegensatz zu den übernatürlichen Dingen in der Natur. Es ist bekannt, daß Newton die Zierde jener Societät war. Der englische Geist nahm auf einmal eine wissenschaftliche Wendung; eine allgemeine Liebe für die Geistesbildung that sich überall kund, welche sich in der folgenden Zeit immer weiter ausbreitete, so daß der Unterricht in England populär wurde. Die Preßfreiheit erhob sich zuerst in England unter Karl II.; dieses war ein unermeßlicher Fortschritt in der Geschichte der Geistesbildung; man fing an, wissenschaftliche Schriften unter das Volk zu verbreiten. Eine Entdeckung in der Wissenschaft folgte auf die andere; ein berühmter Name reihte sich an den anderen; eine Nomenclatur der vielen Gelehrten, die England hervorgebracht, wäre überflüssig — genug — England ist an literarischen Werken reich.

Die Literatur und Wissenschaft blieben aber bei ihm nicht hinter chinesischen Mauern, sondern ihr Ruhm war nach Frankreich hinübergekommen und Frankreichs intelligente Söhne ergriffen den günstigen Moment, nach Ludwigs XIV. Tod, um sich in der Literatur Englands, welche in manchen Zweigen der französischen voran war, zu unterrichten. Dieser literarische Einfluß ist von großer Bedeutung für die Revolution gewesen, denn die Wissenschaft hat mit ihren stillen Hammerschlägen das ungeheure Bollwerk des alten Aberglaubens, des Vorurtheils und der Tyrannei niedergerissen; beklagenswerth bleiben ihre Excesse des Unglaubens, aber man bedenke, daß das andere Extrem zu hartnäckig war, und wo Gewaltmittel angewandt werden müssen, sind die Uebertreibungen nicht zu vermeiden. Wohl der zukünftigen idealen Menschheit, bei welcher es keiner Gewaltmittel mehr bedarf!

Frankreich hat in dieser verrufenen Periode viele edle Geister erzeugt, denen das Wohl der Menschheit am Herzen lag. Man

lehrte nun alle Studien der realen Welt zu, weil dieses nothwendig war, da die Wohlfahrt des Volkes so lange vernachlässigt worden war. Die Naturwissenschaften nahmen rasch einen blühenden Aufschwung: Frankreich nimmt durch seine ausgezeichneten Chemiker, Anatomiker und Physiologen den ersten Rang ein. Der Hauptzweck war jetzt, die Gesetze der Natur, der Geschichte und des sozialen Verkehrs kennen zu lernen. Besonders die Geschichtschreibung nahm eine bessere Wendung, und dieses charakterisirt mehr als alles Andere den großen Fortschritt der Civilisation.

Hatte man bis dahin den Werth der Geschichte in den vielen Fabeln und Anekdoten sammt Wundergeschichten erkannt, mit welchen die früheren Geschichtsbücher gesättigt sind, so nahmen jetzt Montesquicu und Turgot erhabenere Gesichtspunkte ein. Man spürte den Ursachen und Wirkungen im Völkerleben nach, man erkannte eine Verkettung von Thatsachen, von welchen die früheren die späteren herbeigeführt haben. Es war nothwendig, über Ausführlichkeiten und Nebensachen hinwegzugehen und zu verallgemeinern. Montesquieu hat das unsterbliche Verdienst, eine römische Geschichte in einem Band geschrieben zu haben, wobei er mehr auf den Geist achtete, der in jenem Volk gewirkt hat, als auf seine vielen Anekdoten, von welchen die wenigsten glaubwürdig sind; er hob den Geist der Geschichte hervor, dieses konnte er nicht thun, ohne auf „Allgemeinheiten“ zu kommen. Buckle nennt Montesquieu den genialsten Schriftsteller, welcher: „einen weiten umfassenden Geist hatte, welcher die Geschichte „stärkte, durch ihre Trennung von Einzelnheiten, die immer un„bedeutend, oft unbegründet sind; er, sowie Turgot, schlossen von „ihrem Plan die persönlichen Details aus, welche gewöhnliche „Historiker zusammenhäufen, sie richteten ihre Aufmerksamkeit allein „auf die großen allgemeinen Ursachen, durch deren Wirkung die „Geschicke der Völker dauernd bestimmt werden.“

Schreibt man, um voluminöse Werke von sich erscheinen zu lassen, oder ist nicht der Hauptzweck des Schreibens folgender: Der Welt Geist verbunden mit Thatsachen mitzutheilen? Der Geist ist aber ein sonderbares Ding, er bedarf der langen Umschreibungen, der vielen Phrasen und der gehäuften Sentenzen

nicht. Wo es sich um philosophische Ansichten handelt, sind die „Allgemeinheiten“ am Platz; es müssen dem Schriftsteller kühne allgemeine Züge erlaubt sein, wodurch er die Einzelnheiten in ein Ganzes zusammenfaßt und einen Gesammtüberblick gibt; in diesem Falle wirkt das Ausführliche störend und ist geschmacklos.

Der französische Realismus war der Freiheitsruf der Aufklärung, der deutsche Idealismus, wie er stufenweise von Descartes bis zu Hegel systematisch ausgebildet worden ist, war der Freiheitsruf der nun selbständigen und vom Autoritätsglauben emancipirten wissenschaftlichen Idee.*)

Aufklärung und Idee, warum sie von einander unterscheiden, da ja die Idee ihr Licht von der Aufklärung erhält, und die Aufklärung so viele neue Ideen verbreitet? Dennoch besteht ein Unterschied, und es charakterisirt die beiden Nationen, Franzosen und Deutsche, daß der Realismus in Frankreich und der Idealismus in Deutschland bleibende Wurzeln gefaßt hat. Obschon Frankreich namhafte idealistische Philosophen wie: Descartes, Pascal, Malebranche besitzt und auch dort der poetische Idealismus viele Geister beherrscht, so ist doch Deutschland die eigentliche Heimath des Idealismus.

Wir erkennen im Idealismus eine höhere Stufe der Kultur. Wo sich der Mensch einer wahrhaft durchgreifenden Bildung erfreut, kann bei ihm nicht nur die Rede von Aufklärung sein, sondern von einer vollständigen Geisteskultur, welche auf der Grundlage der Idee beruht.

Die bloße Aufklärung wirkt in den meisten Fällen negativ oder verneinend. Da sie die Menschen nur über dieses und jenes aufklärt, ohne ihnen eine zusammenhängende Lebensansicht zu geben; da sie nur bis zur Vorhalle und nie in das Heiligthum des Denkens und Wissens führt, so stimmt sie oft die Gemüther zur Empörung gegen die herrschende Autorität, ohne sie, wie Kunst und Wissenschaft, von Grund aus zu erleuchten

---

*) Hier beziehe ich mich auf die Vergangenheit, denn leider ist heutzutage der Materialismus der Freiheitsruf.

und eine neue geistige Welt in ihnen zu erzeugen. Die Aufklärung ist nur der helle Schein, welchen die Wissenschaft um sich verbreitet; die Wissenschaft ist der eigentliche Lichtkern.

Die vielen aufgeklärten Ansichten, welche wie zerstreute electrische Funken durch die moderne Bildung in die menschliche Gesellschaft geschleudert worden sind, machen noch kein durchgreifendes, das Sittliche veredelndes Geistesleben aus. Diejenige Macht, welche eine durchdringende, das Innere vergeistigende und das ganze Wesen erfassende Bildung hervorbringt, ist die Geisteskultur, oder die Pflege des Geistes durch Kunst und Wissenschaft. Der Geist ist das Leben und das Streben in der Natur und in der Menschheit, wo er nicht ist, da herrscht der Tod. Den Geist pflegen heißt so viel als sein eigenes, liebes Leben pflegen; deßwegen soll die Geisteskultur oder Geistespflege nicht nur das Monopol der Gelehrten und der höheren Stände bleiben; weil sie das Leben in der Menschheit befördert, soll sie in alle Stände eindringen, alle Verhältnisse veredlen, und besonders auf das Sittliche wirken. Besitzt sie diese Kraft? — Ja, sie besäße sie, wenn man sie anwenden wollte, wenn man ihren höheren Zweck erkennen wollte, welcher ist: den Menschen, vom Gemeinen abzulenken und seine Seele auf das Ernste, das Interessante, das Erhabene, das Schöne, das Religiöse zu richten. Hiezu bedarf es keiner abstracten Gelehrsamkeit, sondern der Selbstthätigkeit des Geistes, welche durch den Sinn für das Schöne und Erhabene angeregt wird.

Wird einmal die Menschheit verstanden haben, daß die Pflege des Geistes durch Kunst und Wissenschaft eine civilisirende Macht ist, welche ihre Schwingen im Stillen entfaltet, und die Menschen allmählig zu einem sittlich-reinen und geistig-erleuchteten Leben emporhebt, welche sie ihrer Bestimmung entgegenträgt, so wird sich die Mehrzahl nicht mehr nur mit einer oberflächlichen Aufklärung begnügen, sondern man wird sich einer harmonischen Geistesbildung befleißen, und der wissenschaftlichen Idee oder dem denkenden Idealismus den Sieg über die bloße Aufklärung gewähren.

Faßt man Alles das zusammen, was in Kunst und Wissen-

schaft erforscht und entdeckt worden ist, so macht es eine imposante Masse von Erkenntniß aus, die zu den erhabensten Resultaten geführt hat; Angesichts eines Meeres von Licht, welches das heutige Wissen verbreitet, sollte man glauben, alle Menschen des jetzigen Jahrhunderts müßten bis auf den Grund erleuchtet sein. Aber — es ist der menschliche Geist und nicht das Menschengeschlecht, welcher diese Fortschritte gemacht hat; der Geist wird verhältnißmäßig nur bei Wenigen ausgebildet — und die große Masse der Menschen ist noch arg in Unwissenheit, Trägheit und zum Theil in Rohheit versunken.

Kunst und Wissenschaft sind so umfassende Gebiete, daß sie sich auch auf die Religion und die Philosophie erstrecken. Es ist nicht meine Absicht, der Welt eine „moderne Weltanschauung" zu geben, um so mehr, da sie schon viele solche Systeme besitzt. Es folgen nur einige allgemeine, vielleicht nicht ganz zu verachtende Gedanken, die sich auf dieses Thema beziehen.

Religion, Kunst und Wissenschaft — sollen sie auf ewig drei getrennte Sphären bleiben? Wann wird die Zeit kommen, wo man erkennen wird, daß sie nur der Form nach verschieden sind, daß sie aber ihrem inneren Wesen nach Eins sind, weil sie alle drei auf dem Bedürfnisse beruhen, sich mit der ewigen Wahrheit in Verbindung zu setzen und sich auf die geistige Freiheit stützen? In der Kunst herrscht Schönheit und Harmonie, in der Wissenschaft herrscht die Wahrheit. Schönheit, Harmonie und Wahrheit! — sind sie nicht die Wegweiser zur Religion, d. h. zu unserer Verbindung mit Gott? Können wir uns der Gottheit nahen ohne Schönheit und Harmonie im Gemüth, ohne Wahrheit in der Seele? Warum also drei Sphären trennen, die nur dann ein Ganzes, ein Absolutes ausmachen, wenn sie vereinigt sind?

Kunst und Wissenschaft sind, jede auf verschiedener Bahn, Bewegungen des menschlichen Geistes zu Gott; sie sind der Religion nicht feindselig, sondern nur verschiedene Strahlungen des Einen göttlichen Lichts. Die Wissenschaft erfaßt die Offenbarungen Gottes im Bewußtsein, weil es ihr ein Bedürfniß ist, die

Schöpfung und das Wirken Gottes im Ganzen zu erkennen und zu begreifen. Die Kunst selbst ist eine Offenbarung, weil sie die schöpferische Macht besitzt, das Schöne zur Erscheinung zu bringen. Wenn die Religion überhaupt, und besonders die christliche, eine göttliche Offenbarung ist, so darf sie das, was das Studium dem Gelehrten mittheilt, und was ein ideales Schauen dem Künstler offenbart, nicht aus ihrem Bereich verbannen, sondern sie muß beides in sich aufnehmen; nur dann ist sie eine Offenbarung im vollen Sinne des Wortes, und verdient den Namen der Religion vorzugsweise, weil alle Bedürfnisse des Geistes und der Seele durch sie befriedigt werden.

Damit sie einander nicht mehr feindselig gegenübertreten, müssen sie harmonisch ineinandergreifen: denn nur im Reiche der Harmonie herrscht Eintracht und Schönheit! Das Dogma muß sich von seinen Schlacken durch die wissenschaftliche Erkenntniß reinigen lassen; die Wissenschaft und die Kunst müssen das Göttliche der Religion in sich aufnehmen und einander harmonisch durchdringen; dann wird die Geschichte in Zukunft nicht mehr ein Gemälde des religiösen Fanatismus einerseits und des freigeistlichen Spottes andererseits enthalten.

Noch zur Zeit der französischen Revolution traten diese zwei Extreme furchtbar grell hervor. Eine zahlreiche Partei hing fest an der alten herkömmlichen Religion und am Bigotismus. Die Reaction war eine schreckenerregende, indem die andere, weit mächtigere Partei mit frechem Uebermuthe alle Schranken der Autorität überschritt und die Religion durch Gotteslästerung ersetzte. Diese Extreme sind den erhitzten Leidenschaften zuzuschreiben, welche, sobald sie entfesselt sind, schrecklicher sind, als alle Schrecken. Möge die Nemesis sich in Zukunft gelinderer Mittel als jene blutgierige Revolution war, bedienen, um die Menschen zum göttlichen Gesetz der Harmonie zu führen. In Betracht des geistigen und sittlichen Fortschritts, welchen Europa in diesem Jahrhundert gemacht hat, wird es keiner so gewaltsamen Krisen mehr bedürfen, um den Sieg der Vernunft auf Erden zu befestigen.

Uebergang von der französischen Revolution in die neueste Zeit, nebst einigen allgemeinen Gedanken.

Wir haben nur das geistige Kapital hervorgehoben, welches die europäische Menschheit seit mehr als zwei Jahrhunderten gewonnen hat, das durch die Philosophen und die Männer der Wissenschaft ungeheuer bereichert worden, und das durch die populären Bestrebungen in eine großartige Circulation gebracht worden ist. Die sozialen Fortschritte waren gleichfalls unermeßlich. Das 18te Jahrhundert hat gleichsam dem Strom der Civilisation ein breiteres Bett gegraben; die Krisis der Revolution durchbrach vollends alle Dämme, die ihm das Vorurtheil noch entgegensetzte. Die Extreme des Reichthums und der äußersten Armuth wurden auf ein richtigeres Niveau zurückgeführt. Die Kluft zwischen dem rohesten und dem gebildetsten Theil der Gesellschaft war nicht mehr unübersteiglich, sondern eine Stufenleiter führte allmählig von der niedrigsten bis zu der höchsten Bildung. Die Rechte der Menschheit wurden als unverletzlich anerkannt; nicht nur eine allgemeine Freiheit des Denkens, sondern auch mehr Freiheit im Handel und Gewerbe machte sich Bahn. Namhafte Stimmen erhoben sich für die Rechte, die Unterstützung und die Aufklärung des Volks. Die früheren Torturen nebst barbarischen Strafen wurden abgeschafft; es erhob sich eine mildere Gesetzgebung, eine humanere Jurisprudenz; überhaupt die Philanthropie gewann einen breiteren Boden. Man hatte das Volk gelehrt, daß es nicht nur auf der Welt sei, um blind zu glauben, sondern daß es auch die Gabe der Vernunft besitze, um selbst zu prüfen.

Diese sozialen Vortheile, die sich die Revolution errungen hat, sind, sowie die geistigen, nur allmählig erworben worden. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, jener Orkan der Leidenschaften, welcher erst am Schluß des Jahrhunderts ausbrach, habe plötzlich alles verändert; nein, jene denkwürdige Revolution war lange vorbereitet worden; sie hatte sich, wie alles Menschliche, progressiv entwickelt; man kann ihre leisen Anfänge au-

geben und ihr Wachsthum verfolgen. Wie bei einem großen Unglück, das den Einzelnen betrifft, fehlte es nicht an Mahnungen und an Vorboten der Krisis; ja die Ausbrüche hätten sogar vermieden werden können, wenn König Ludwig XV. und seine Räthe den weisen, sehr mäßigen Vorschlägen, die ihm von Seite der Nation, besonders durch die Stände des Departement du Dauphiné, gemacht worden sind, Gehör gegeben hätten. Es wurden wohl einige Concessionen gemacht, allein sie genügten nicht. Der Geschichtschreiber Mignet sagt: „Die Opposition ging „von dem Parlament auf die Noblesse über, von dem Adel auf „den Klerus und von ihnen auf das Volk. Je nachdem jede „Partei Theil an der Macht hatte, fing sie an sich zu wider„setzen, bis daß alle diese besonderen Parteien sich mit dem „nationalen Widerstand vereinigten, oder vor ihm schwiegen. „Die Generalstände, als die Repräsentanten der Volksinteressen, „beschlossen nur eine Revolution, die schon im Gange war.“

Diese Revolution, war sie ein Zufall? Madame de Stael gibt hiefür die beste Antwort, sie sagt: „Die französische Revo„lution ist eine von den großen Epochen der gesellschaftlichen „Ordnung. Wer sie als etwas Zufälliges betrachtet, hat seinen „Blick weder auf die Vergangenheit, noch auf die Zukunft ge„richtet; er hat die Schauspieler für das Stück genommen.“

Nicht die handelnden Personen haben die Revolution gemacht, sondern sie ist aus dem Geist der Zeit, sowie aus der Nothwendigkeit höherer Gesetze hervorgegangen; die bei ihr betheiligten Personen waren nur die Werkzeuge in der Hand der Nemesis; die ewigen Principien der Weltordnung waren zu wenig beachtet worden, sie forderten ihre Rechte.

Ich will versuchen, so kurz als möglich, den progressiven Lauf jener großen weltgeschichtlichen Begebenheit auch in politischer und sozialer Hinsicht zu verfolgen.

Ihr Ausgangspunkt ist am Ende des 17ten Jahrhunderts zu finden. Hinter dem Sarg Ludwigs XIV. fluchte das Volk einem König, der seine Größe und Macht gegen das Ende seiner Regierung mißbraucht hatte. Unter seinem Nachfolger Ludwig XV. wurde die königliche Verwaltung noch schlimmer.

Die Reaction war unter ihm schon geschehen. Zuerst regte sich die Opposition mäßig und sehr vernünftig. Es wurde durch Männer wie Montesquieu und Turgot wissenschaftlich nachgewiesen, daß in Frankreichs früherer Geschichte das Volk gegenüber dem Monarchen mehr Recht gehabt habe; man untersuchte, wie viel Recht dem Königthum von Gottes Gnaden und wie viele Vortheile dem natürlichen oder dem Volksrecht zukamen; man wog gegenseitig ab und wünschte ein Gleichgewicht herzustellen. Man wollte keine Republik, sondern eine constitutionelle Monarchie nach dem Muster Englands.*)

Die erste Einsprache von entschiedener Haltung, die der Regierung vorgelegt wurde, kam von den Ständen aus Dauphiné. Sie veröffentlichten einen Plan, in welchem die Zustimmung des Volks in den öffentlichen Angelegenheiten als die Grundlage des Staates ausgesprochen wurde. Die Stände des Dauphiné wollten die Freiheit, nicht die Gleichheit, d. h. sie wünschten nur das absolute Königthum durch den Willen des Volks beschränkt zu haben. Die Nation sollte durch Stände und Versammlungen vertreten sein, welche die Rechte handhaben; der Adel, sowie der Klerus, sollten ihrerseits zum Stimmen berechtigt sein. Die Anträge der Stände aus Dauphiné waren ein großartiger Versuch zur Versöhnung, zu Recht und Billigkeit.

Diese Schritte wirkten so viel, daß der König, welcher vorher halb ein Gott und halb ein Mensch gewesen war, seinen Antheil an die Gottheit aufgab und Mensch wurde; d. h. er ließ menschlich mit sich sprechen. Den 27ten Dezember 1789 gab der König das Versprechen: „keine Steuern zu erheben ohne die Beistimmung der Generalstände, welchen allein das Recht zukomme, die Ausgaben der Regierung zu bestimmen. Die Constitution, sowie der Dauphiné sie vorschrieb, wollte er nicht annehmen. Die Concessionen des Königs genügten nicht. Nicht nur die Finanzen waren erschöpft, sondern das Königthum, der Adel, der Klerus, ja der größte Theil der Gesellschaft waren demoralisirt.

*) Ich habe bei meinen Studien über den politischen Verlauf der Revolution das ganz vorzügliche Werk von Chassin benützt: „le Génie de la Révolution.

Das Verbot der Preßfreiheit wurde übertreten. Die Publicisten schleuderten den zündbarsten Stoff in die Masse. Unter der Fluth von Broschüren, die damals erschienen, las man Sätze wie folgender: „Gott hat in seinem Zorn die Monarchien geschaffen und in seiner Milde die Republiken." Dieses waren aufrührerische Stimmen, man würde sich aber irren, wenn man glaubte, nur lose, aufrührerische Worte haben circulirt. Mit der Begeisterung für die Freiheit verband man die Logik. Die Waffen der Schriftsteller und Publicisten waren nicht nur die Satyre, sondern die kalte, tiefgehende Logik; und nie sind sie mit so viel Kühnheit und Gewandtheit geführt worden. Ein Geist der Gerechtigkeit durchwehte Alle; sie wollten die Rettung der ewigen Rechte der Menschheit.

Im Juragebirge lebten noch 40000 Leibeigene, welche kein Eigenthum hatten; sie waren an ihren Grund und Boden gebunden, wie eine Schildkröte an ihre Schale gewachsen ist; sie konnten nicht heraus. Auch sie fühlten das Bedürfniß eines besseren Zustandes und sagten ganz naïv: O! wenn es uns gegeben wäre, unser Elend auszusprechen! Sie übergaben ihre Anliegen den Unterrichteten in jeder Provinz. Nach den Bauern sandten die Arbeiterklassen oder das Proletariat Abgeordnete, um der Regierung ihre Noth vorzutragen. Auch stellte man einen öffentlichen Kasten auf, worin alle Bittschriften niedergelegt wurden. Die Antwort der Regierung auf alle Forderungen, die jeder Stand zu seiner Erleichterung machte, war eine vollständige Reaction, d. h. eine Proclamation: daß die Feudalherrschaft noch activ sei, daß die Preßfreiheit, sowie die Freiheit der Zusammenkünfte von nun an unterdrückt sein werden. Dieses wurde den 14ten Februar des Jahres 1789 dekretirt. Die Nation hatte aber schon den ersten, großen Schritt zur Unabhängigkeit gethan, sie trotzte diesem Verbot. Die Bahn der Freiheit war betreten, man konnte nur vorwärts, nicht zurück. Die Generalstände waren als unauflöslich und permanent anerkannt, dieses bedeutete so viel als: das Königthum zwingen, zwischen dem Bankerott oder der Revolution zu wählen.

Um die Revolution richtig zu verstehen, muß berücksichtigt

werden, daß sie nicht rein demokratisch war, sondern daß auch ein großer Theil des Adels und des Klerus das Panier der Freiheit ergriff; wohlverstanden der Freiheit, aber nicht der Gleichheit. Das Volk wollte die Gleichheit; der Adel wollte vom Druck des Klerus frei sein, der niedere Klerus verlangte seine Unabhängigkeit vom höheren Klerus. Nebst diesen revolutionären Bewegungen war die reactionäre Partei, oder die, welche am alten régime festhielt, noch sehr stark. Sie war die Partei des Vorrechts und glaubte sich von Gottes Gnaden zu ihren Privilegien berechtigt.

Der Strom der Revolution, welcher schon ein Jahrhundert floß, und oft unruhige Wellen aufgeworfen hatte, wurde zuletzt durch einen furchtbaren Orkan gepeitscht. Die sogenannte Schreckenszeit rückte näher. Sie wurde herbeigeführt durch das nackte Elend des Volks, eines Proletariats, welches hungerte, von welchem der 4te Theil der Hauptstadt seine Kleider und Werkzeuge verkaufte um Brot. Angesichts dieser traurigen Wirklichkeit müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Was sind die neuen Ideen, die man der Revolution verdankt? was sind die anderen Errungenschaften in Verhältniß zu folgender nackten Wahrheit: Das Volk ist elend, es hungert. Wir lieben die Wissenschaft, die freie Meinung, die Freiheit überhaupt. Wären diese nicht zu ihren Rechten gekommen, so hätten wir sie freiwillig geopfert. Die Millionen von nothleidenden Menschen aber hätten wir niemals dem Elend preisgegeben; um ihretwillen muß jedes fühlende Menschenherz jener Revolution beistimmen, wenn dem Uebel nicht anders abgeholfen werden konnte.

Sie kam, diese Schreckenszeit. Die Bastille wurde gestürmt, die königliche Familie eingekerkert; die Blutgerüste öffneten ihre gähnenden Schlünde; das Beil des Henkers wurde hundertmal im Tag geschwungen. Menschen zeigten sich wie grausame Hyänen.

Hat sie nur Tigerzähne gezeigt, jene Revolution? Mitten unter ihren Schrecken hat ein Geist des Heroismus und der Aufopferung alle Stände erfaßt. Die Weiber des Volks drückten die schönsten Gesinnungen aus. Die Adeligen zeigten im Unglück die edelste Haltung. Söhne, Töchter, drängten sich hervor, um

das Leben für ihre Väter zu lassen. Auf dem Schaffot starben die Meisten mit Seelengröße. Hat nicht sogar der letzte und verwerflichste Act jener tragischen Revolution Gutes bewirkt? Gehen wir über das Scheußliche hinweg, welches nie zu entschuldigen ist — so war jene Schreckenszeit ein Mittel, um die Menschen aus ihren einförmigen Zuständen, in welche sie die Gewohnheit einwiegt, aufzurütteln; um das Edle, das in ihrer Natur liegt, gewaltsam emporzutreiben. Sie wußten nicht, jene Reichen, wessen sie fähig waren, die Revolution mußte es ihnen beweisen. Das Große in ihnen konnte nicht zur That kommen, weil der Kleinigkeitsgeist des Alltagslebens sie unter einem Banne hielt. Das Alltagsleben, mit seinen einförmigen Zuständen, ist wie ein Leichentuch, das sich über die Menschheit ausbreitet; die Gewohnheit ist ein Opium, das die Menschen jeden Tag beim Aufstehen einnehmen, um in einen zweiten Schlaf zu fallen. Kein warmer Pulsschlag des Herzens schlägt dem Leidenden, dem Unglücklichen entgegen, so lange die Menschen in der Erstarrung des Gewohnheitslebens sind. Nur wer selbst leidet, empfindet auch für die Leiden Anderer. Das Geistige ist so innig mit dem Sittlichen verwandt, daß da, wo keine geistige Größe ist, auch die sittliche Größe sich nicht offenbart. Nur dann ist der Mensch sittlich groß, wenn er auch geistig groß ist. Es bedarf aber oft einer Erschütterung, um das Bessere in seiner Natur hervortreten zu lassen.

Das Nationalunglück hörte für Frankreich mit Ende der Revolution nicht auf. Es folgte die Periode der napoleonischen, welterobernden Kriege, welche dem Ehrgeize Eines Mannes unsägliches Blutvergießen zum Opfer brachten. Napoleons Pläne waren auf eine Weltherrschaft gerichtet, aber die Zeit war vorüber, welche ihm dieses möglich machte. Er ließ wohl Spuren des Ruhms zurück, allein das Unglück, das er über Europa gebracht, war nicht im Verhältniß zu dem Resultat.

Durch den Wiener Congreß erhielt Europa eine neue politische Gestaltung. Wie damals, als der 30jährige Krieg ausgetobt

hatte, traten die Monarchen und Fürsten zusammen, um das europäische Staatengleichgewicht herzustellen.

Seit jener Zeit bis jetzt hat Europa abermals einen inhaltschweren Abschnitt der Geschichte hinter sich; es haben sich seitdem politische Ereignisse zugetragen, welche zu beurtheilen ich einer besseren Einsicht überlasse, als die meinige ist. Es ist weit schwieriger, die gegenwärtige, oder die jüngstvergangene Zeit zu charakterisiren, als eine abgeschlossene, geschichtliche Vergangenheit. Der jetzige Zustand der Gesellschaft befindet sich wieder in einer großartigen Gährung. Wir sind zu kurzsichtig, um genau sagen zu können, was die Zukunft enthüllen wird. Aus dem Buche der Vergangenheit können wir aber einige Züge nehmen, welche auf die Zunkunft schließen lassen; obschon sich die inhaltschweren Begebenheiten modificiren, weil ja schon kraft des gewonnenen Fortschritts, es zu erwarten ist, daß die Menschheit sich klüger benehmen wird. Bei jeder großen Reform sind dieselben Antriebe thätig; nämlich das Bedürfniß einer socialen, politischen, geistigen und religiösen Besserung oder Umwandlung. Ranke sagt: „Im Augenblick einer großen Bewegung pflegen alle Gedanken „einer durchgreifenden Umgestaltung, welche der Anblick und das „Gefühl der obwaltenden Mißbräuche lange im Stillen genährt „hat, mit einemmal hervorzubringen.“

Sollten abermals durch extreme Gegensätze, durch die Wuth der Leidenschaften, Gesetzmäßigkeit und Ordnung aus den Angeln gehen, so wird das im Inneren wirkende göttliche Gesetz der Harmonie und des Gleichgewichts, auf welchem die Weltordnung beruht, über die äußeren Störungen triumphiren.

Die zerstörenden und wiederaufbauenden Kräfte der Weltordnung halten einander das Gleichgewicht; jene wirken großartig, auffallend und geräuschvoll; diese leise, unvermerkt, aber intensiv. Das geistige Auge, welches den Fortschritt der Menschheit durch den grenzenlosen Ruin von Schlachten, Verheerungen und Unglück hindurch verfolgt, sieht aus dem scheinbaren Chaos, welches die Welt und die Menschheit äußerlich umgibt, eine geistige und sittliche Schöpfung emporsteigen, auf welcher sein Blick mit Wohlgefallen ruht.

Drei große Factoren sind in der Natur und in der Geschichte immerfort thätig: der allmählige Fortschritt, die Metamorphose und die Reaction. Der Fortschritt erhebt sich durch Metamorphosen oder Umwandlungen. Die Reaction bewirkt in den meisten Fällen einen scheinbaren Rückschritt; aus der Asche der Zerstörung verjüngt sich der unsterbliche Fortschritt wie ein Phönix.

Dritter Abschnitt.

Trotzdem daß die Menschen das Gesetz der Harmonie beständig übertreten, wirkt dasselbe im Bewußtsein als Ideal; es ist die Kraft, welche sie befähigt, nach dem Fall wieder aufzustehen und einem höheren Ziele entgegenzustreben.

Sind wir nicht bei unseren geschichtlichen Betrachtungen in einen unauflöslichen Widerspruch gerathen, daß wir alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Extreme und das Böse von der Uebertretung der Gesetze der Harmonie herleiteten, und dennoch den Grundgedanken festhalten: daß das ganze irdische Streben und Leben, daß jede Thätigkeit und der sittliche Werth der Menschen durch die Störung der Harmonie und durch den daraus hervorgehenden Kampf bedingt ist? Wenn Beides eins und dasselbe wäre, so wäre dieß allerdings ein nicht zu lösender Widerspruch. Die Extreme und äußersten Gegensätze bewirken ein vollständiges Uebergewicht, wodurch das Gleichgewicht gänzlich aufgehoben wird und die Dinge nicht mehr bestehen können, die bloße Störung der Harmonie oder des Gleichgewichts kann durch ein ernstliches Streben wieder hergestellt werden.

Gleichwie die Natur im Großen und Ganzen ein ewig sich erneuerndes Schauspiel der Regellosigkeit, des Konflikts der Naturkräfte ist, und sie sich in ihren einzelnen Erscheinungen dennoch der strengsten Gesetzmäßigkeit unterzieht; sowie der Seereisende oft Stürme erlebt, welche an den Untergang der Welt erinnern, während der Erdball zu gleicher Zeit durch ein Gesetz sanft geleitet wird, dessen leiseste Uebertretung seinen augenblicklichen Ruin verursachen würde, so ist die Menschheit nach innen durch

die Harmonie beherrscht, obschon sie dieselbe nach außen beständig verletzt. Die Menschen übertreten immerfort das Gesetz und das Recht, und was wäre die Menschheit ohne Gesetz und ohne Recht? So viele Menschen bewähren sich als lieblos, und was wäre die Menschheit ohne die Liebe? Die Mehrzahl der Menschen dient einer verkehrten Religion, was wäre die Menschheit ohne eine wahre, in ihr Herz geschriebene Religion? Die meisten Menschen entstellen das ideale Gesetz der Schönheit auf eine empörende Weise, was wäre die Menschheit ohne Schönheitssinn? Wir begegnen Tausenden von gefühllosen und gedankenlosen Menschen, was wäre die Menschheit, wenn nicht dennoch die Gefühls- und Gedankenwelt sich in den Edlen und Erleuchteten mächtig regte, von welchen der ganze Strom der Geisteskultur ausströmt, der sich in die Welt ergießt?

Die Harmonie ist nach außen beinahe immer gestört, im Bewußtsein der Menschheit ist sie aber, als Ideal, lebendig wirksam; das Bestreben, dieselbe zu realisiren, bedingt jede geistige und praktische Thätigkeit. Die Harmonie ist das Gesetz, welches die Natur und die Welt im Innersten zusammenhält. Leider ist dieses Gesetz bis jetzt noch unerfüllt geblieben, weil die Menschheit in einem Entwicklungsprozeß begriffen ist; die Vollkommenheit unseres Geschlechts ist aber ein Ideal, das erreicht werden kann; denn das Gesetz der Vollkommenheit ist nicht die Gottheit selbst, sondern nur das Walten der Gottheit; je mehr sich einmal die Menschheit diesem Ideal nähern wird, desto rascher geht sie ihrer Vollendung entgegen. Wo schöpfte man denn, Angesichts der vielen Leiden, die das Leben bietet, den Muth zum Leben, wenn man nicht ein bestimmtes höheres Ziel zu verfolgen hätte?

Die ganze Menschheit kennt dieses Ideal; es ist mehr oder weniger deutlich mit unauslöschlichen Zügen in jede Menschenbrust vom Finger Gottes gegraben worden. Wie ein kühner Schiffer steuert sie ihm seit Jahrtausenden unverdrossen entgegen. Sie ist, wie das bewegte Schiff, durch gewaltsame Elemente oft und viel an entfernte Ufer zurückgeschleudert worden, ungebrochenen Muthes ergreift sie, nach besänftigtem Sturme, das Steuerruder aufs Neue; und obschon sie immer wieder Gegenwinde auszu-

halten hat, rückt sie dennoch ihrem Ziele näher. Wir müssen es wiederholen; wenn sie dieses Ziel erreicht hat, so hat sie noch nicht die Vollkommenheit erreicht, denn diese ist Gott, sondern sie hat nur das Gesetz erfüllt, das Gott der Welt zum Grunde gelegt hat. Sie wird dann, obschon edler und besser, noch nicht aufhören, eine Menschheit zu sein, und ihr steht, als Impuls des Lebens und Strebens das höchste Ziel, Gott, vor Augen.

Wenn doch die Gläubigen, welche seit 18 Jahrhunderten auf ein tausendjähriges Reich warten, welches ihre Träume erfüllen soll, begreifen könnten, daß dieses Reich des Friedens, wo die Menschen nicht mehr so böse sein werden, nicht von außen, mit Posaunenschall und auf Engelsflügeln kommt, sondern daß wir ihm auf Geistesschwingen entgegeneilen müssen, d. h., daß wir die Gesetze der Liebe, der Harmonie erfüllen sollen, so wäre unendlich viel gewonnen; denn statt sich einer frommen Täuschung hinzugeben, würde die Christenheit selber an ihrer Vergeistigung und Veredlung eifriger arbeiten.

Die physische Weltordnung muß sich, vermöge eines unerforschlichen Rathschlusses Gottes, dem ewigen Wechsel des Zerstörens und Wiederaufbauens, oder der Harmonie und Disharmonie unterziehen. Die sittliche und geistige Weltordnung bietet den immer sich erneuernden Wechsel von Irrthum und Wahrheit, von Bösem und Gutem. Dieß ist die Quelle unserer Leiden und Freuden; dieß ist der Grund, warum der Gang der Menschheit ein langsamer und schwerfälliger ist. Oft möchte der Menschengeist fragen: warum, o Schicksal! reißest du nieder, was wir mit aller Mühe aufgebaut hatten? warum schleuderst du uns in die Armuth zurück, da wir schon auf der Bahn des Reichthums zu wandeln glaubten? warum hemmst du durch Unglück alle unsere geistigen und materiellen Bestrebungen?

Das Schicksal ist auf ewig stumm. Gleichwie, nach einem Gesetz der Weltordnung, das Ungeheure, welches von Seite der Menschen aus Sünde und aus Egoismus geschieht, höheren, guten Zwecken sich unterordnet, so daß das Böse wieder zum Guten führen muß, sollten die Menschen das, was sie in Gottes Weltordnung als unwandelbares Unglück oder als Verhängniß be-

klagen, zu ihrer geistigen Entwicklung oder zu ihrer sittlichen Veredlung dienen lassen, dann fände eine Ausgleichung der Extreme statt, und das Gleichgewicht wäre hergestellt.

Wahrlich, wenn die ganze praktische Welt durch die vielen Schäden, welche ihr die Zerstörungen in der Natur zufügen, klüger würde; wenn die geistige, durch die vielen Irrthümer der Wahrheit näher käme; wenn die sittliche durch das viele Unglück ihre Kraft, statt sie verflüchtigen zu lassen, nach innen concentrirte, und sich dadurch vergeistigen ließe, so hätten die Natur und die Welt ihre Harmonie nicht vergebens nach außen gestört, denn diese äußere Disharmonie würde zur schönsten inneren Harmonie führen.

Das Ideal oder die Harmonie.

Das Ideal ist eine helle Leuchte, die uns bei nächtlicher und stürmischer Seefahrt, als ein freundlicher Wegweiser entgegenwinkt, um die gefahrvollen Klippen des Lebens zu umgehen. Es ist das purpurfarbige Abendroth, das jede Altersstufe verklärt, und uns noch in hohen Jahren den Stempel der Jugend aufdrückt. Das Ideal ist ein Geheimniß, ein wunderbarer Zauber, den der, welcher es besitzt, um keinen Goldpreis hingeben würde. Es ist aber noch im höheren und vollendeten Sinne eine Geistesmacht, welche die Völker, sowie die Individuen über das Thierische, das Gemeine und das Materielle erhebt. Ohne Ideal ist kein Streben denkbar, und wehe dem Menschen, der nicht nach etwas Höherem und Besserem im sittlichen oder im geistigen Gebiet strebt; es fehlt ihm der eigentliche Pulsschlag des Lebens, er führt ein bloßes Scheinleben.

Wie in der Natur das Bewegungslose der Erstarrung und dem Tode gleich geworden ist, so schleudert der Geist seinen Bannstrahl gegen das Stillestehen im geistigen und sittlichen Gebiet. Das, was den Geist in einer immerwährenden Strömung erhält, ist das Streben nach einem Ideal, oder das Bedürfniß der Vervollkommnung. Wie ein majestätischer Strom seine Silber-

wellen unaufhaltsam fortwälzt, bis er das Ziel seiner Strömungen im Meer erreicht hat, so verfolgt der Geist ein Ziel, und sein Streben geht rastlos fort, bis er in Gott ausmündet.

Schiller sagt: „Der endliche Geist sei derjenige, welcher „nicht anders als durch Leiden thätig werde und nur durch „Schranken zum Absoluten gelange.“ Wir haben bis dahin diejenigen Momente des Lebens hervorgehoben, wo der endliche Geist, oder der Mensch, durch die Leiden und Hindernisse, welche ihm das Leben aufzwingt, gespornt wurde, sich als ein geistiges, der Materie überlegenes Wesen zu erkennen, wir haben durch geschichtliche Beispiele gezeigt, wie die Menschheit in Extreme und Verirrungen geräth, und wie durch das sie beherrschende Gesetz der Harmonie die Extreme wieder ins Gleichgewicht kommen müssen. Obschon der ganze Prozeß des Lebens, in welcher Lage sich die Menschen befinden mögen, eine Bewegung, eine Thätigkeit und ein Streben voraussetzt, so wird jedes errungene Gut durch Hindernisse und Schwierigkeiten erobert. Wir sahen also die Menschheit immer Gegenwinde aushalten; ihre Bewegungen waren die eines Steuermannes, der Klippen zu umschiffen und Stürmen zu begegnen hat; trotzdem schritt die Menschheit vorwärts. Jetzt halten wir diejenige Potenz fest, welche sie spornt, rastlos vorwärts zu streben und immer eine Bewegung von unten nach oben zu machen. Welches ist diese Kraft, die den Menschen zwingt, nicht wie die anderen Geschöpfe in seinem Wachsthum stille zu stehen, sondern einem höheren Ziele entgegenzustreben? — es ist das Ideal.

Das Ideal kann unmöglich bei unseren Betrachtungen in dem Sinn genommen werden, als wäre es nur eine Einbildung, sowie es sich der gewöhnliche Menschenschlag denkt, sondern es muß mit dem Geistigen und mit der Idee identificirt werden. Es ist das Urbild der Vollkommenheit, das Richtmaß unserer Handlungen; im philosophischen Sinn ist es der höchste Vernunftbegriff; Kant nennt das Ideal: ein regulatives Prinzip der Vernunft.

Wie eine unbewegliche Sonne steht das Ideal als Geistesmacht am Horizont der Völker. Gleichwie die Gewächse sich den

erwärmenden Sonnenstrahlen aufschließen, so öffnet sich die Intelligenz dieser geistigen Sonne, oder dem Ideal — und man darf es kühn behaupten: die Völker, welche kein Ideal kennen, sind auch geistig und zugleich sittlich verkümmert. Wir treffen also nur da eine Geisteskultur, wo ein Ideal in voller Kraft wirksam ist.

Wie verhält sich aber das Geistige oder das Ideale zur Sittlichkeit? Geist und Sittlichkeit werden gewöhnlich einander entgegengesetzt. Die Einen behaupten: der Mensch bedürfe nur der Erfüllung seiner Pflichten oder der Moral, um seine Aufgabe auf Erden zu lösen; die Anderen legen einen Hauptwerth auf das Geistige, auf die Erkenntniß und auf das Wissen, weil, wie sie sagen: die Sittlichkeit jedem Menschen angeboren sei, so daß er instinktmäßig gut oder schlecht handle, es liege nicht so viel Verdienst in der Moral als im Wissen und geistigen Erkennen, denn das letztere sei der Ausdruck der höchsten unsterblichen Kräfte, die im Menschen liegen. So lange beide Gegensätze auseinandergehalten werden, erzielt man nur ein Halbes und niemals etwas Vollständiges. Geist und Sittlichkeit ergänzen einander mit derselben Nothwendigkeit als zwei ungleichnamige Pole sich ergänzen müssen. Da auch nach unserer Ansicht der Geist die höhere Kraft ist, so wird die Sittlichkeit durch den Geist oder die Erkenntniß gehoben, und durch das Ideal erhält sie einen Impuls, nie stille zu stehen, sondern sich immerfort zu vervollkommnen. Wir müßten unsere Arbeit, welche in der Harmonie oder im Einklang die Wahrheit findet, als unvollständig betrachten, wenn wir nicht versuchten, unserer schwachen Einsicht gemäß, die Gegensätze von Geist und Sittlichkeit auszugleichen.

Die Sittlichkeit.

Man überhebe mich der Aufgabe, die Moral zu definiren, denn ich weiß aus Erfahrung, daß man durch Begriffsdefinitionen die Menschen zum Streit statt zum Frieden und zur Harmonie stimmt. Meine Schrift soll keine Streit-, sondern eine

Friedensschrift sein; man besitzt der leidigen Streitschriften genug, welche nur die Köpfe erhitzen und die Leute veranlassen, gegeneinander die Fäuste zu ballen; meine Worte sollen in das Innere dringen und durch Berührung der edleren Seite der menschlichen Natur eine Ueberzeugung hervorbringen; besitzen sie diese Kraft nicht, so sind auch sie nutzlos. Sobald die Menschen anfangen, das erklären zu wollen, was sie vorher so tief empfunden und so wohl begriffen hatten, verfallen sie in Unklarheit, und benehmen sich so ungeschickt dabei, daß sie selbst nicht mehr wissen, was sie sagen, denn die Polemik ist nicht Jedermanns Sache; aber durch ihren Wortkram wird die Seele gewaltsam aus den Wörtern gezogen und der ganze Zauber einer Rede ist wie weggehaucht.

Es liegt ein so wunderbares Geheimniß in gewissen unsichtbaren Dingen, daß sie, sobald man sie analysiren oder seciren will, zerrinnen wie schmelzender Schnee, so daß nichts mehr davon bleibt. Es gibt kein psychologisches System, in welchem das Wesen der Moral genügend definirt wird. Kant setzt die Moral, wie in meinem Vorwort gesagt worden ist, als etwas Angeborenes voraus; die moderne sensualistische Geisteslehre, sowie die Phrenologie gehen von schon vorhandenen moralischen Grundvermögen aus.

Wie soll aber ich die Moral definiren? Sage ich, sie sei eine Anlage zum Guten, so fällt mir sogleich ein Profos ins Wort und wendet ein: der Mensch sei von Natur böse; behaupte ich dieses, so verderbe ich es wieder mit den Optimisten und gerathe zuletzt noch in einen pelagianischen Streit; diesen zu bewältigen fühle ich mich nicht tüchtig genug. Beziehe ich mich vollends auf den Willen, um die Moral durch den Begriff zu definiren, so richte ich noch mehr Unheil damit an, denn es gab eine Zeit, wo wegen Einem oder Zwei Willen in der göttlichen Natur, und wegen der Freiheit oder Gebundenheit des menschlichen Willens, das ganze mächtige Morgenland gegen das Abendland in Feuer und Alarm gerieth. Ich fange also an wie folgt:

In der Menschheit gibt es zahllose Stufen der sittlichen

und geistigen Bildung. Wer sich die Mühe geben mag, in unsere Idee einzugehen, bemerkt wie wir, daß die Sittlichkeit in dem Verhältniß besser, wirksamer, strebender und erhabener wird, als das Geisteslicht bei den Völkern zunimmt. Die Geistesbildung der Völker steht in einem genauen Verhältnisse zu ihren Pflichten; denn die, welche in Barbarei und Unwissenheit versunken sind, haben einen sehr dürftigen Begriff von Pflichterfüllung, während bei civilisirten und aufgeklärten Nationen der Kreis der Pflichten sich erweitert. Man wird von uns nicht eine weitläufige Sittenschilderung aller wilden und barbarischen, oder ackerbautreibenden, von Fischfang und Jagd lebenden, oder ein Nomadenleben führenden Naturvölker verlangen, um dieses zu beweisen. Es ist vorauszusetzen, daß ein gebildetes Publikum aus Reisebeschreibungen über die theils grausamen und barbarischen, theils äußerst primitiven Sitten jener Völker unterrichtet ist. Sie dienen alle verkehrten Religionen und sind in das schauervolle Schattenreich des Aberglaubens gebannt. Der Aberglaube ist ein furchtbarer Wahn, in welchem noch abermal Millionen Menschen befangen sind; er herrscht da in seiner vollen Kraft, wo entweder das Geisteslicht fehlt, oder bei asiatischen Völkern, wo die Vernunft durch die Phantasie gänzlich beherrscht wird. Da sieht denn der Mensch in allen großartigen Naturerscheinungen eine feindselige, geheime Macht: das Geschehene ist ihm eine Vorbedeutung, und er fühlt sich durch die Uebermacht der äußeren Einflüsse sclavisch geknechtet.

Es ist eine merkwürdige, aber wahre Erscheinung, daß der Aberglaube aus zwei ganz verschiedenen Quellen entspringt: aus Verstandesbeschränktheit einerseits, und aus einer ausschweifenden, zügellosen, überreichen Phantasie andrerseits. Daher ergeben sich ihm die Gebildeten wie die Ungebildeten. Bei den sogenannten Naturvölkern ist derjenige Aberglaube überwiegend, welcher aus einem beschränkten Verstand hervorgeht, bei den asiatischen Kulturvölkern, sowie in der gebildeten Römerwelt, vor Christi Geburt, herrschte der Phantasieaberglaube vor. Obschon wir beide Arten abgegrenzt haben, so spielen sie dennoch ineinander wie die Farben des Regenbogens, so daß wir bei gebildeten

und ungebildeten Völkern dieselben Erscheinungen des Aberglaubens antreffen; hat doch das ganze christliche Mittelalter beiderlei Aberglauben in hohem Grad in sich vereinigt; jene Menschen waren bei einer reichen Phantasie sehr verstandesbeschränkt. Dieses erklärt sich auf die ganz natürliche Weise: daß die üppige Phantasie den Verstand überflügelte: sie glich einer Blume, die ihre Blätter reichlich entfaltet, der arme Verstand blieb eine geschlossene Knospe.

Ohne diesen Unterschied zu machen: zwischen einem aus dem beschränkten Verstand hervorgehenden, daher armen Aberglauben, und einem üppigen, aus der Phantasie erzeugten, verstünde man niemals, wie es kommt, daß sogar gebildete Völker, welche Kunst und Wissenschaft besaßen, sich diesem Wahn Jahrtausende lang hingegeben haben.

Betrachten wir zuerst den verstandesbeschränkten Glauben, d. h. den Aberglauben, welcher bei den sogenannten Naturvölkern herrscht. Er bezieht sich dort hauptsächlich auf die Zauberei. Die Religion jener Völker, oder der Schamanismus, heißt auch die Naturreligion der Zauberei. Sie breitet sich heute noch über beinahe drei Viertheile der Erde aus: von Grönland und Lappland über die ganze nächtliche Küste des Eismeers tief in die Tartarei hinab nach Amerika hin und beinahe durch diesen ganzen Welttheil, sowie nach Afrika. Jene Völker können unmöglich die ewig-wirkenden Naturgesetze, oder eine allwaltende Gottheit begreifen, sie verlangen ungestüm einen persönlichen Gott vor Augen zu haben, welcher alle ihre Wünsche erfüllt, welcher die Wolken schüttelt, um Regen zu machen, Krankheiten heilt u. s. w. Dieser tritt hervor in der Person des Zauberers oder Schamanen, und wehe denjenigen, welche in die Macht der Zauberei gebannt sind, ihr Leben ist eine ewige Furcht und Qual, denn der Zauberer kann ihnen immerfort etwas Böses anthun, weil er mit den Geistern im Bunde steht; sogar der Tod wird bei Vielen als die Folge irgend eines Zaubers betrachtet, um diesen zu büßen muß der Verdächtige die unsäglichsten Qualen ausstehen. Wir finden zwar den Zaubereidienst, als Magie, bei den gebildetsten Völkern des Alterthums, allein

er ist nicht ihre ausschließliche Religion, sondern mehr ein Geheimdienst, welchen man beseitigen könnte, wenn man wollte; bei den ungebildeten Naturvölkern ist er die Religion selbst.

Gehen wir von diesem auf den Phantasieaberglauben über. Den Culturvölkern des Alterthums, in Mittelasien, Vorderasien, Kleinasien und später im ganzen römischen Reich, galt die Natur als ein großes Symbol der Weltseele oder der Weltkräfte, die vielen Einzelnsymbole waren verschiedenartige Hüllen jener Kräfte. Das Princip des Lebens, der Fruchtbarkeit im Schooß der Erde, das Princip der Zeugung und der Empfängniß, des Werdens und Vergehens, welches die Schöpfung durchdringt, mußte personificirt werden; mit anderen Worten: es mußte überirdischen Mächten zugeschrieben werden. Dieses zog die leidenschaftlichste Gottesverehrung nach sich, welche sich weder in Freud noch Leid zu mäßigen wußte. Da sich unglücklicherweise an das Princip der Zeugung in der Natur der Gedanke des geschlechtlichen Verkehrs knüpfte, und die Menschen auf diesem Gebiet nie genug bekommen, so mußte sogar die Religion durch diese unseligen Zeugungsgedanken prostituirt werden, was allen jenen Götterfesten den Charakter der Ausschweifung und der Zügellosigkeit gab, wodurch eine namenlose Immoralität erzeugt wurde.

Die Sonne galt von jeher als eine erwärmende, lichtspendende, befruchtende Kraft, vom Mond wußte man, daß er mit weniger Licht begabt ist, deßwegen repräsentirte er von jeher das weibliche Geschlecht; diese beiden Himmelskörper, Sonne und Mond, wurden als: Baal und Astarte in Syrien und Phönizien; als Osiris und Isis in Egypten, als Dionysos und Demeter in Griechenland — die Isis am Himmel als Luna, auf Erden als Diana, in der Unterwelt als Proserpina — verehrt. Die Sonne betete man unter vielerlei Namen an. Als Helios oder Phöbus Apollo in Griechenland, als Baal und Elagabal in Syrien, als Mithras in Alt-Persien. Der Mutter Natur, oder der magna-mater wurde, als der großen Göttin, die größte und weitverbreitetste Ehre erwiesen; sie wurde als Astarte, als himmlische Göttin oder Urania, als Atargatis, als Aphaca, als Aphrodite, Anaïtis und Cybele u. s. w. überall, in der

ganzen gebildeten Heidenwelt, angebetet. Besonders die Frühlingsfeier beging man mit großer Ausgelassenheit, weil man dabei an das Wiedergewinnen eines verlorenen Gutes dachte, nämlich an das Erwachen eines neuen Lebens nach dem Todesschlummer des Winters. An den Gedanken des Lebens knüpften sich, bei einer lebenslustigen Menschheit, die sinnlichsten Gefühle, alles was eine zügellose Unsittlichkeit hervorzubringen vermag — und gewiß vermag sie vieles — wurde bei diesen Festen mit wilder üppiger Lust ausgeübt. Wollust und Grausamkeit haben sich von jeher mit einander gepaart; auf die erfrischenden Frühlingslüfte folgte die versengende Gluth des Sommers; um diese zerstörende Macht abzuhalten, glaubte man, in trunkenem Wahn, die unschuldigen Kinder und die Jünglinge einem Koloß oder Moloch in die glühenden Arme werfen zu müssen, in welchen das stellvertretende Opfer unsäglich leiden mußte.

Was hatte aber den Anlaß zu jener Ausgelassenheit und Immoralität gegeben? Der Aberglaube — oder eine verkehrte Gottesverehrung. Angesichts der Thatsache, daß der Aberglaube von jeher und noch jetzt, die ungebildete und die gebildete Menschheit beherrscht; daß er jene zu allen Grausamkeiten, diese zu so vielen Thorheiten spornt, ist es ein wahres Wunder, daß noch so viele gesunde sittliche Kräfte übrig bleiben; es beweist die Unsterblichkeit des Sittengesetzes.

Da die Immoralität auf der ganzen Welt, unter allen Zungen und Nationen, ihr Gebiet ausdehnt, so ist es unmöglich scharf abzugrenzen und zu sagen: die gebildeten oder geisteserleuchteten Völker seien moralisch und die anderen unmoralisch. So viel läßt sich feststellen: daß jene, vermöge des Geisteslichts und einer höheren Erkenntniß geistiger, edler, besser sein könnten als die Anderen; sind sie es nicht, so fällt der Schaden auf sie selber zurück. Trotzdem bei den asiatischen Kulturvölkern der Aberglaube sowie die Immoralität noch großartig im Schwange sind, so stehen sie, kraft ihrer geistigen Einsicht, dennoch auf einer höheren Stufe der Moral als die Troglodyten, Eskimos, Hottentotten und Australier.

Von den Asiaten gehen wir zu den Europäern über, welche

unstreitig die geistig und sittlich entwickeltsten Nationen sind. Der geistige Horizont erweitert sich, die Geistesflamme brennt immer heller, mit ihr wächst das moralische Erkennen; die Pflichten werden mannigfaltiger, weit erhabener, und das Gute wird nicht um des Lohnes willen, sondern aus Prinzip gethan; wir befinden uns auf der höchsten Stufe der Moral, es fehlt nur noch die Krone: das Ideal. Zwar bietet sich uns auch unter europäischen Nationen eine traurige Nachtseite der Unsittlichkeit und Geistesträgheit dar, aber die reinste Sittlichkeit wird hier, vermöge einer höheren geistigen Einsicht erkannt, sie kann bei gebildeten Nationen ungehindert, wie ein gesundes Blut in einem gesunden Körper, kreisen.

Damit unter Nationen, wo das Wesen der Sittlichkeit und die Kraft des Geistes gewürdigt werden, beide eine veredelnde Wirkung haben, müssen sie zu einander ins Gleichgewicht treten, d. h. sie müssen ein richtiges Verhältniß bilden. Da wo das Geistige dem Sittlichen vorgezogen wird, artet es leicht in Schöngeisterei aus, weil ihm der Boden fehlt, in welchem es tief wurzeln könnte. So verhält es sich auch mit der Religion. Tritt die Religion nicht mit der Moral und dem Geisteslicht ins Gleichgewicht, so artet sie in Aberglauben und Fanatismus aus. Man vergleiche aber den Schaden, welchen beide Ausartungen gestiftet haben; gewiß muß jeder Geschichtskundige bekennen, daß die bloße Schöngeisterei der Civilisation weniger geschadet hat, als Fanatismus und Aberglaube. Die Wirkungen der ersteren waren ein Kinderspiel in Verhältniß zu den viel ernsteren des Fanatismus und des Aberglaubens. Schöngeisterei stimmte zur Eitelkeit, aber eine verkehrte Auffassung der Religion hat die Annalen der Völker mit den grausamsten Thaten befleckt und hat die Fortschritte der Civilisation um Jahrhunderte aufgehalten.

Der Geist.

Auch hier muthe man mir nicht zu, eine genaue Definition dessen zu geben, was seiner Natur nach ein undurchdringliches

Räthsel ist, was, trotz der vielen gelehrten Anstrengungen, das Wesen des Geistes zu analysiren und zu definiren, ein unerklärtes Ding geblieben ist. Ein dreifacher Isisschleier ist über dieses Geheimniß gezogen worden, jedesmal wenn wir mit großen Erwartungen an irgend ein metaphysisches, phrenologisches und physisches System herantreten, wo man uns verspricht die Räthsel des Geisteslebens zu lösen, sind wir getäuscht. Wir möchten mit Göthe ausrufen: „da steh ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor." Es liegt eben im Rathschlusse des Ewigen daß dasjenige, was das Unsterbliche im Menschen ist, ein Unerforschliches bleibe. Die Gelehrten sind heutzutage wie immer über das Wesen des Geistes uneins; um es zu definiren theilen sie sich in zwei feindliche Lager, in das der Materialisten und der Spiritualisten. Da wird denn der arme Geist von der einen wie von der anderen Partei jämmerlich tractirt. Wohl ihm, wenn er den Materialisten atomenweise entwischt, um sich von den Spiritualisten aufs Neue construiren zu lassen. Da aber bis auf die heutige Stunde noch kein gelehrter Scharfsinn ein Axiom über das Wesen des Geistes gegeben hat, so wird es Einem, der nicht zur Universität gehört, erlaubt sein, auch seine Ansicht darüber zu geben:

Viele wollen dem Geist keine von der Materie unabhängige Existenz erlauben; Andere behaupten ein entgegengesetztes Extrem und betrachten ihn als ein schon in dieser Welt von dem Körper völlig losgelöstes Individuum. Unseres Erachtens ist der Geist nicht bloß die trockene Vernunft, sondern er ist das Leben, welches sich im ganzen Menschen ausbreitet und kann unmöglich von der Gefühlswelt getrennt werden. Ohne tiefe, sogar leidenschaftliche Empfindung ist keine Begeisterung, keine Idealität denkbar. Die Leidenschaft ist die Schwinge, die auf den Gipfel des Genies trägt. Ein Mensch, ohne lebhafte, tiefe und zarte Empfindungen ist auch geistlos. Das Genie, welches als die Vollendung des Geisteslebens betrachtet wird, entspringt aus dem Unbewußten oder aus der Empfindung; deßwegen haben Poeten, die lebhaft empfinden, mehr Genie, als die trockenen Verstandesmenschen. Die idealischen und zugleich poetischen Naturen sind die, welche

der tiefsten, lebhaftesten und feinsten Gefühle fähig sind; ihr Seelenorgan ist einer Aeolsharfe zu vergleichen, durch deren zarte Saiten die rohen Berührungen mit der Außenwelt wie unheimliche Winde rauschen. Wie die Aeolsharfe klagende Töne von sich gibt, so stimmen die drückenden Verhältnisse des Lebens und die Selbstsucht der Menschen, ein ideales Gemüth zur Melancholie. Wer die Gefühlswelt von der Vernunft loslöst, faßt die menschliche Natur einseitig auf; er weiß sie als Ganzes nicht zu würdigen. Die Gefühlswelt ist gleichsam die Grundlage, auf welcher alles Denken und Handeln beruht, denn in ihr liegt der geistige Stoff der Gedankenwelt wie in einer Vorrathskammer; aus den Tiefen der Seele muß er ans Licht gefördert werden und sich in Gedanken umsetzen. In der Vernunft gipfeln sich die Gefühle zum klaren Denken; sie ist die Krone des Geisteslebens, sie wird nicht vergebens ein Licht genannt, das seine Strahlen wieder zurücksendet, um das ganze Seelenleben zu erleuchten. Platon macht im Timäus zwischen der Seele und der Vernunft den Unterschied, daß er die Seele als das Empfindende betrachtet, welche die Vernunft, das Höchste und Gottähnlichste im Menschen, mit dem Körper vermittelt. Das Resultat der modernen sensualistischen Geisteslehre ist sogar folgendes: „Daß jede Geistesthätigkeit an und für sich ein Fühlen ist, welches im allgemeinsten „Sinn genommen, das Denken in sich schließt; daß die Gefühle die treibenden Kräfte der Gedankenwelt sind.“*)

Sowie wir aber den Geist aufzufassen wünschen, ist er das allgemeine Leben als Gegensatz des Todes: „So weit die Natur „lebendig ist, erstreckt sich der Geist.“ Durch die ganze Schöpfung geht ein Wirken des Geistes. Der Geist ist das Leben und das Streben in der Menschheit, wo er nicht ist, da herrscht der Tod. Der Geist folgt einem bestimmten Gesetze, es ist dasselbe, welches alles Lebendige zwingt, sich zu bewegen, welches die organischen Körper nöthigt, zu wachsen, nach diesem Gesetz muß in allem Lebendigen eine Fortbildung sein, sobald diese aufhört, geht in den Körpern eine Abnahme der Lebenskraft, ein allmähliges Ab-

*) Siehe Wiener: über das Wesen des Geistes.

sterben vor sich, bis der Tod eine vollkommene Auflösung bewirkt. Der Tod macht aber nur dem pflanzlichen oder organischen Leben in uns ein Ende, durch dieses existiren wir vegetabilisch, das seelische Leben erleidet durch ihn eine bloße Unterbrechung. Das pflanzliche oder continuirende Leben in uns wird erschöpft, das andere kann sich nicht erschöpfen, denn es ist intermittirend, d. h. es wird durch den Schlaf und durch den Tod nur unterbrochen. Gerade dem Intermittiren hat das seelische Leben seine höhere Entwicklungsfähigkeit zu verdanken, denn dadurch, daß es durch Stufen unterbrochen wird, lassen sich seine Funktionen verbessern, ja erfrischen. Ist es Anderen nicht auch schon aufgefallen, welch einen wunderbaren Wink uns die Natur durch das Intermittiren gibt? Gewöhnlich meinen die Menschen, das continuirende Leben sei ewig, nein, dieses ist langweilig, der continuirende Mensch vegetirt wie eine Pflanze, aber das Geistige, nachdem es eine Unterbrechung erlitten, oder nachdem es ausgeruht hat, gewinnt einen neuen Reiz, es kann sich nie erschöpfen, es lebt wieder auf, daher ist es ewig. Der Geist ist also der Erschöpfung nicht unterworfen, sobald er sich nicht durch das Materielle und Körperliche tödten lassen will; die Macht, welche den Geist vom Guten zum Besseren, vom Besseren zu einem weiteren Zustand der Vollkommenheit fortreißt, welche ihn immer an seine höhere, der Vervollkommnung fähige Natur erinnert, ist das Ideal.

Vereinigung des Ideals mit der Sittlichkeit.

Den Geist konnten wir nicht von der Sittlichkeit gänzlich lostrennen, weil das Eine das Andere nothwendig voraussetzt. Das Sittliche ohne Erkenntniß des Guten und ohne sittliche Gesinnung, ist etwas so Dürftiges, daß man nicht dabei stehen bleiben kann. Wie ist aber eine Gesinnung und eine Erkenntniß möglich, ohne den Geist? Geistesarme Völker, sowie geistesarme Individuen haben keine Einsicht in das Wesen der Sittlichkeit; sie bringen zwar auch aus einem ihnen angeborenen Instinkt

gute Handlungen hervor, diese sind nur wie einzelne Blitze, die aus einem düsteren Gewölk hervorleuchten, eine harmonische Sittlichkeit erzielen sie nicht. Oder, man sage mir, wenn man auch annimmt, daß die Sittlichkeit nur aus dem Gefühl entspringt, ob es möglich ist, fein zu fühlen, bei einer gänzlichen Abwesenheit des Geistes? Die Thierwelt ist roh und mörderisch, weil der Geist in ihr nicht die Herrschaft gewinnt, die Barbaren sind grausam, weil in ihnen das Geistige nicht genug entwickelt ist; ein geistreicher und zugleich herzloser Mensch ist eine Unnatur, er hat seine ursprünglichen schönen Anlagen durch absichtliche Verhärtung zerstört; er kann uns kein Beweis von der Nutzlosigkeit des Geistes sein; denn wer die Natur verkehrt, der ist schuldig. Wie man es betrachte, so ist der Geist ein unentbehrlicher Faktor zu einem sittlichen Leben. Sollten auch die Vorzüge des Geistes keine anderen als die Bildung sein, so bedenke man: was für ein unendlich vielsagendes Ding die Bildung ist; sie entwickelt nicht nur den Verstand, sondern auch die Gefühle; wahrhaft gebildete Menschen haben weichere, zartere und tiefere Gefühle; aus diesen geht Versöhnlichkeit, Liebe, Mitgefühl, Erbarmen hervor, sie sind die Grundlage zu einer wahren Sittlichkeit. Wir erkennen hierin eine merkwürdige Rückwirkung des Geistes auf das Sittliche.

Zuerst muß der Geist, weil er das Leben in der Menschheit ist, der Sittlichkeit einen Impuls des Strebens geben und zugleich die Gefühle veredeln; da aber der Geist nicht streben kann, ohne ein Ziel im Auge zu haben, das seinen Horizont über alles Gewöhnliche und Mangelhafte hinaus erweitert, und dieses Ziel das Ideal ist, so bedürfen die Sittlichkeit sowohl als der Geist, zu ihrer Ergänzung, nothwendig des Ideals.

Man stellt die christliche Sittenlehre als die höchste Norm der Vollkommenheit auf; ist es nicht gerade *sie*, welche durch ein Ideal bedingt ist? Sie dringt auf die tägliche Reue, auf die Einkehr des Geistes in sich selbst, damit man seine Fehler erkenne und im Wachsthum nicht stille stehe, sondern sich immer mehr zu der Statur heranbilde, in welcher wir den vollkommenen Christus erblicken. Der Apostel Paulus drückt diese Grundbe-

dingung der Sittlichkeit durch die einfachen Worte treffend aus: „Nicht daß ich das Ziel schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen wäre, ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möchte." Er vergleicht das Leben eines Christen einer Rennbahn, wo Jeder nach dem Preis ringt. Die Wettkämpfer, welche einen Preis einmal errungen hatten, waren damit nicht zufrieden, sie begaben sich immer wieder auf den Kampfplatz, um aufs Neue Lorbeeren zu gewinnen.

So kennt auch der Geist kein Stillestehen auf der Bahn der Vervollkommnung; entweder muß das Geistige wachsen, sobald es stehen bleibt, nimmt es ab. Der Christ, welcher gewöhnlich den Impuls des Strebens verwirft, welcher in der Kultur den Fortschritt bewirkt, folgt demselben Trieb; er kann nicht anders, denn Entwicklung, Wachsthum, Fortbildung ist das Leben selbst. Wer sich diesem strebenden und belebenden Element des Geistes entzieht, entäußert sich des Geistes und des Lebens zugleich; er gleicht einem Krystall, der zwar durch seine regelmäßige Form Wohlgefallen erregt, dem aber die Keimkraft des Wachsthums fehlt. So geschicht es denn, daß gerade die idealen Naturen sich am meisten verändern, d. h. vom Schlimmeren zum Besseren, und dieses durch die ideale Kraft, welche in Ihnen lebt. Sie legen ihre früheren Fehler ab, corrigiren sich selbst; da kommt es vor, daß die, welche zu Gerichte sitzen, um sie zu verdammen, ein Phantom statt ein wirkliches Wesen richten — denn siehe — jener Dämon, welcher den Richtern so viel zu schaffen gibt, ist schon aus dem armen Opfer gewichen.

Es gibt, wie es sogar die Bibel sagt, vielerlei Gaben und mancherlei Kräfte; auf verschiedenen Bahnen erreicht man dasselbe Ziel, durch von einander abweichende Mittel bezweckt man die Heilung einer Krankheit. Auch im Gebiet des Geistes können bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte, welche dort wirken, unmöglich alle Menschen eine und dieselbe Richtung verfolgen. Ihr gemeinschaftliches Ziel aber ist: das Wesen des Menschen mit Gott in Einklang zu bringen. Ich will versuchen, dem Leser dieses anschaulich zu machen.

Das Ideal ist der Punkt in welchem sich Religion, Philosophie, Kunst und Wissenschaft wieder vereinigen.

Das Christenthum besitzt Elemente, welche sich mit der Kultur aussöhnen lassen. Welches sind die idealen Güter des Lebens? Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion. Man hat es ja als einen besonderen Ruhm des Christenthums hervorgehoben, daß sich dasselbe vor dem Licht der Philosophie nicht zu scheuen braucht; es ist großen Geistern gelungen, den Glauben mit dem Wissen auszusöhnen. Die Philosophie ist eine Erkenntnißlehre, sie beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Denken; sollte das Denken, welches die höchste Kraft im Menschen ist, diejenige, welche ihn über die Thierwelt erhebt, mit der Religion, die gleichfalls eines der höchsten Güter ist, nichts gemein haben? Wenn dem so wäre, so würde sich dadurch die Religion schlecht empfehlen. Auch die Wissenschaft ist gleichsam die praktische Ausübung des Denkens, sie geht noch weiter, sie forscht, sie untersucht, sie erweitert die Kenntnisse, von welchen die Philosophie und die Religion nur die Grundrisse angeben. Religion und Philosophie sind die unerschütterliche Grundlage des geistigen Baues, an welchem die Wissenschaft weiter baut; weil diese letztere tiefer in die Natur und in die Geschichte eindringt, und weiter in den Himmelsorganismus vordringt, vermag sie dadurch, daß sie jedes Einzelne untersucht, die vielen kleinen Steine herbeizuführen, die zu dem großen Baue der Erkenntniß nothwendig sind. Die Kunst hat noch mehr Verwandtes mit der Religion. Obschon sie vom Realen ausgeht, verbindet sie dasselbe mit dem Idealen, durch sie wird das Reale verklärt. Sie bindet gleichsam das Geistige oder die Idee an den Stoff und zaubert uns eine zweite Schöpfung herauf, welche das Abbild der wirklichen ist; über sie lagert sich die Verklärung wie ein schützender Genius. Auch die Religion ist die Verklärung dessen, was in der Menschheit durch Leiden und Thaten geschieht. Ein Gott muß dasjenige ideal vollbringen, was die unvollkommene menschliche Natur nicht auszuführen ver-

mag. Kunst und Religion heben uns also über ein beengendes, dürftiges, drückendes Leben hinaus in ein schöneres Dasein.

Wir haben gesehen, daß Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst etwas Verwandtes haben. Sie besitzen der Anknüpfungspunkte so viele, daß es unmöglich wäre, Alles auseinanderzusetzen; es wäre auch die undankbarste Arbeit, denn in keinem Ding sind die Menschen so hartnäckig, als in Sachen der Ueberzeugung; Jeder behauptet selbstzufrieden die seinige und nimmt ein anderes Argument nicht an. Hierin habe ich schon eine wunderliche Erfahrung gemacht, eine Erfahrung, welche einzig in ihrer Art dasteht. Nachdem es mir gelungen war, gewisse Personen von der innern Verwandtschaft zwischen Geist und Sittlichkeit zwischen Kunst, Wissenschaft und Religion zu überzeugen, fingen sie auf einmal an ihre frühere Ueberzeugung aufzugeben, und zwar auf ein loses Wort hin, das von einem Anderen ausgesprochen worden war. Es war wie wenn ein Bau, an welchem lange gearbeitet worden ist, auf einmal einstürzt, veranlaßt durch irgend eine feindliche Macht — wahrscheinlich durch den Eigensinn. Um mich dieses mal vor einem Einsturz zu verwahren, sage ich kurz folgendes Axiom: Ein Gebiet gibt es, welches alle die scheinbar auseinandergehenden Factoren: Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie betreten, es ist das Ideale. Eine Religion ohne Ideal ist Naturalismus, eine Philosophie ohne Ideal ist Materialismus, eine Kunst ohne Ideal ist Handwerk. Die Wissenschaft, wo sie ihren edlen Charakter behauptet, folgt dem Zug des Idealen.

Wir sind im Besitz der Kraft, die wie eine Sonne viele Strahlen aussendet, es ist das Ideal. Fassen wir nun einzelne Strahlen ins Auge und sehen wir, ob sie uns nicht zu ihrem Centrum, zum Licht zurückführen.

Ein Strahl des Idealen ist die Schönheit. Unter Schönheit darf man hier nicht Sinnenreiz verstehen, sondern sie ist eine sittliche Kraft, die in uns wirkt und uns vom Gemeinen, Niedrigen und Schlechten ablenkt. Die Schönheit ist für Viele ein mächtiger Impuls zum Guten, sie ist für sie eine Religion. Die Schönheit ist nicht nur eine Grundidee in der Kunst, sondern sie ist ein Gesetz, eine Regel, deren Vorschriften alle Menschen

ausüben müssen; sie ist eine Pflichtlehre. Nicht allein der Künstler soll sie plastisch darstellen, auch alle Menschen müssen sie vermöge ihres ganzen Daseins bearbeiten und ausüben. „Die Uebereinstimmung des Wollens und Urtheilens in einem Vernunftwesen ist dasjenige, was gefällt, das Sittlich-Schöne, die Tugend als Ideal gedacht, es ist auch die sittliche Freiheit."

Das Ideale ist die eigentliche Heimath des Schönen; wer sich vom Geistig-Schönen beeinflussen läßt, besitzt eine angeborene Kraft in sich, die ihn wenigstens nie in den Strudel gemeiner Leidenschaften fallen läßt, die ihn vor so vielen Excessen, welchen sonst seine Natur unterlegen wäre, bewahrt. Das Schöne wirft alles Schroffe, Baroke und Rigoristische aus; es schließt besonders das Wohlwollen, die Billigkeit, die Theilnahme an dem Leiden Anderer in sich. Es veredelt die Sittlichkeit und duldet keinen Zwang; nicht aus Furcht vor ewigen Höllenstrafen unterläßt es das Böse, oder aus egoistischer Belohnungssucht thut es das Gute, sondern aus freiem Antrieb. In der Schönheit hört jede Intoleranz auf, in ihr herrscht vollkommene Freiheit. Die Schönheit ist der Grundton, welcher das ganze Seelenorgan harmonisch stimmt; nach der Harmonie sollen alle Handlungen und Gedanken gerichtet werden. Die sokratische Sittenlehre beruht auf nichts Anderem, als auf dieser Einsicht in das Wesen der Schönheit, die zugleich Harmonie ist. Auf den Plan der Harmonie hat Gott die Welten und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander gebaut, nach der Harmonie hat der Schöpfer den Bau der Seele geordnet; bevor sie ein gehöriges Ebenmaß hatte, befand sie sich in Verwirrung und Unordnung. Die Seele erhält sich leider nie oder selten in diesem vollkommenen Gleichgewicht, weil sie zu viel durch widerwärtige Verhältnisse und widerwärtige Menschen beeinflußt wird, hat sie sich noch so verirrt, wenn in ihr die Idee des Schönen lebt, so ist die Schönheit ein mächtiger Hebel, der sie wieder aus dem Schlamme der Verirrungen zum Guten emporzieht. Sokrates sagt im Charmides: „Die Idee des Schönen ist der Inbegriff der Weisheit; es ist zugleich die Selbsterkenntniß."

Die Schönheit besitzt, wie Schiller sagt: „zwei Bürgerrechte, „das eine in der physischen, das andere in der geistigen Welt"

— sie hat also eine doppelte Natur oder ist zweier Naturen theilhaftig, daher vermag sie den Menschen doppelt zu beglücken: durch das Sinnliche und durch das Geistige. Weil der Mensch weder ein ausschließlich sinnliches, noch ein rein geistiges Wesen ist, so ist die Schönheit die eigentliche Vermittlerin zwischen dem peinlichen Kampf von Geist und Fleisch, welcher beständig in uns vorgeht, indem sie einerseits den Geist von seiner einseitigen Neigung zum Abstrakten und Rigoristischen, daher Finsteren, abzieht und ihn sanft zur Anschauung desjenigen führt, was ihm die reelle Welt Gefälliges und Wohlthuendes darbietet, andererseits verhütet sie eine Vorliebe zum Gemeinen und bloß Fleischlichen, weil sie von der Sinnenwelt nur das Bessere und Idealere in sich aufnimmt. Die Contraste, welche ewig scheiden, söhnen sich in der Schönheit zu einer höheren Einheit aus. Dadurch, daß die Schönheit für sinnliche Eindrücke empfänglich macht, bewahrt sie vor Geistesverhärtung.

Die strenge Moral verlangt die Unterdrückung der ganzen sinnlichen Natur, da dieß eine Forderung ist, die kein Mensch erfüllt, da man doch überall als geistig gelten will, so begegnet man häufiger der Selbstverblendung, der Heuchelei und Verstellungskunst als der wirklichen Vortrefflichkeit. Das Schöne ist ein Bedürfniß der sinnlichen Natur, aus seiner Verbindung mit dem Guten geht das Ideal-Schöne hervor, wer sich ihm ergibt, der wirft seine sinnliche Natur nicht zum Schein von sich, um ihr im Geheimen desto mehr zu schmeicheln, sondern er sucht sie zu läutern und sie mit seinem besseren Selbst zu vereinigen. Das Ideal-Schöne schließt nothwendig auch das Gute in sich, sein Reich ist ausgedehnter als dasjenige des bloß Moralisch-Guten, weil es nicht nur Die beherbergt, welche unter der Herrschaft des Gesetzes schmachten und das Gute als rein obligatorisch betrachten, sondern alle Wesen unwiderstehlich an sich zieht, die sich aus freier Wahl binden lassen. Im Ideal-Schönen kommen die Kinder des Hauses zusammen, auf dem Gebiet der trockenen Moral treffen sich nur die moralischen Knechte.

Die Schönheit vollbringt dasjenige, was weder der Reli-

gion, noch irgend einer anderen Macht gelungen ist; die Menschen von Verirrungen und äußersten Extremen abzuhalten; die Religion hat viele Heuchler und Fanatiker erzeugt, das Ideal-Schöne hat nur edle Naturen hervorgebracht. Mißverständniß und Verleumdung ist es, wenn man der Schönheit die Schuld gibt an jenen sinnlichen Ausschweifungen der Griechen, der Römer, der Italiener, der Franzosen in ihren sogenannten Culturperioden; die ideale Schönheit kann zu diesem nicht verleiten, weil sie Harmonie verlangt, wer ihr abtrünnig wird, der hat das Reich der Schönheit schon verlassen. Wer aber die Menschen durch Intoleranz peinigt, steht noch im Dienst der Religion.

Es ist viel über den Ursprung der Sünde und des Uebels nachgedacht worden, die Einen haben ihn einer bestimmten Person, dem Teufel zugeschrieben, die Anderen einem gewissen Princip; zu wenig ist bedacht worden, daß der Mangel an sittlicher Harmonie oder Schönheit die Sünde erzeugt.

Der Mensch ist ursprünglich mit einer Anlage zum Guten und zum Bösen ausgerüstet worden; er ist weder vollkommen gut, noch durchaus böse, sondern Beides kommt in ihm gemischt vor. Wie geschieht es nun, daß in ihm das Gute und das Böse abwechslungsweise greller hervortreten? Durch den Umgang mit den Menschen; denn ohne Berührung mit Anderen, welches die Handlungen und die Aeußerungen in Worten bedingt, wüßte man nicht, ob ein Mensch vorherrschend gut oder böse wäre. Hier kommt es nun hauptsächlich auf die Harmonie an. Jemand kann von Hause aus die edelste Natur besitzen, hat er aber das Unglück mit Menschen leben zu müssen, die ihn nicht verstehen wollen, die ihm beständig Unrecht thun, die sich nicht einmal die Mühe geben, seinen sittlichen Grund kennen zu lernen, so wird er durch ihre Ungerechtigkeit gereizt, erbittert, er hat mehr Ursache, seine schlimmen Eigenschaften zu zeigen als die guten; wäre Harmonie oder Verständniß zwischen ihm und den Personen, mit welchen er verkehrt, so würden die Gereiztheit und der Verdacht zurücktreten, nur die guten Eigenschaften dürften freien Spielraum gewinnen. Ein und derselbe Mensch in einem harmonischen Verhältnisse zu einem Anderen wäre gut, tritt der

entgegengesetzte Fall ein, so ist er schlimm und gereizt. Vollkommene Heilige gehören in die Legendengeschichte.

Man beschreibt uns den Himmel als einen Ort der Seligkeit und die Hölle als einen Ort der ewigen Qualen, als einen Feuerpfuhl. Sollten im Himmel Seelen oder sogar Individuen sich finden, die nicht Eines Sinnes sind, so würde der Himmel zur Hölle, würden im Feuerpfuhl Seelen sich treffen, welche mit einander vollkommen sympathisiren, so müßte der Qualm, welcher aus ihrem Pfuhl emporsteigt, süß und angenehm riechen. Die Sympathie ist die einzige Erzeugerin des Glücks. Ist ein Glück dem zu vergleichen, wenn zwei Menschen, oder Engel, oder Seelen sich gefunden haben, die einander verstehen? Auf der sittlichen Schönheit, welche ein harmonisches Verhältniß bedingt, beruht das Wohl der Kreaturen, sie ist eine unsterbliche Macht, welche im Diesseits und im Jenseits beglückt.

Wir haben bis jetzt nur von den sittlichen und geistigen Wirkungen der Schönheit gesprochen; weil sie auch physischer Natur ist, so wirkt sie durch die Sinne, nämlich durch das Gesicht und das Gehör auf uns. Wenden wir uns jetzt dieser Seite der Schönheit zu.

Sie ist so vollständig eine edle Kraft, daß sie sogar in rein sinnlichen Beziehungen nicht anders kann als sittlich veredlen und beglücken. Sie bedient sich des Stoffes, um eine lebendige Seele darin wirken zu lassen, denn die Natur und die Kunst, welche die Schönheit darstellen, empfangen nur ihren Reiz durch eine geistige Belebung. Was wäre die Natur ohne das Prinzip des Lebens, das in ihr wirkt? Dieses allein verleiht ihr die Verklärung des Idealen. Die Kunst soll uns dieses Princip in edler Form wiedergeben, daher muß sie von einem erhabenen, idealen Gedanken ausgehen. Ein Künstler, welcher des Geistesschwungs und des Erhabenen nicht fähig ist, übt ein bloßes Handwerk aus.

Ist es dem Künstler gelungen durch die Idee des Schönen sein Kunstwerk zu beleben, so übt es einen solchen Zauber auf den Zuschauer aus, daß er dem Eindruck nicht widerstehen kann; er fühlt sich gefesselt, hingerissen, aus dem engen Kreis seines

Ichs hinausgetragen in die Harmonie der Welt und der Natur. Die Wirkung der Kunst ist unausbleiblich eine sittliche. Eine schöne Musik regt in uns alle besseren Empfindungen an, ein herrliches Gemälde stimmt uns, je nach dem Gegenstand, welchen es darstellt, glücklich, dankbar, andächtig, religiös. Ein schönes Gedicht begeistert zum Hohen und Guten, oder erfrischt unser erschlafftes Gemüth. Ein schönes Drama, wenn es künstlerisch dargestellt wird, entreißt uns dem stumpfsinnigen Alltagsleben und versetzt uns in eine Welt, wo es einmal Menschen gab, die großer Handlungen fähig waren. Die Wirkungen eines schönen Dramas sind so überwältigend, daß sie uns zur Liebe und zur Versöhnung mit allen Menschen stimmen. Wir möchten die Menschen, die sich täglich zu uns verhalten wie gefühllose Leichname, wie steinerne Statuen, an unser Herz drücken, wir möchten sie auch von einem Strom warmer Gefühle durchglüht wissen; doch, wehe uns! — wir leben unter Automaten, die uns schon deßwegen nicht lebenswarm begegnen würden, weil sie fürchten, sie möchten dadurch aus ihrer Kaste oder ihrem Kasten herausfallen!

Die Macht der Schönheit und der Kunst ist so durchdringend, so allseitig, daß man das größte Unrecht begeht, wenn man sie von der Religion feindlich ausscheidet; weil dieses noch so allgemein, und besonders von Seite der Orthodoxie, geschieht, so sind auch die Wirkungen der Schönheit selten; dieses straft sich denn dadurch, daß die Menschen für das Beste immer mehr abgestorben werden, um sich zu entschädigen, ergeben sie sich der gemeinen Sinnenlust, denn ein Extrem muß nothwendig ein anderes hervorrufen.

Das Ideale hat durch die Schönheit einen mächtigen Strahl ausgeworfen, der wieder zum Höchsten zurückführt: zur reinen Sittlichkeit, zu Gott und zur Religion.

Ein zweiter Strahl, welcher vom Idealen ausgeht, ist das Wissen oder die Wissenschaft. Platon läßt den Timäus sagen: „Die Krankheit der Seele ist die Abwesenheit der Ver„nunft oder der Intelligenz. Auf zwei Arten ist man der Ver„nunft beraubt, durch die Tollheit und durch die Unwissenheit.

„Das Studium und die heilige Philosophie haben unsere Irr„thümer gereinigt und uns die Erkenntniß gegeben; sie haben „unseren Geist aus dem Abgrund der Unwissenheit gerettet, um „ihn zu der Betrachtung der göttlichen Dinge zu erheben. Diese „fleißige Betrachtung, verbunden mit Mäßigkeit und etwas Wohl„stand, reicht hin, um ein ganzes Leben glücklich zu machen."

Plutarch sagt in seinen moralischen Abhandlungen: „Die „Gelehrsamkeit ist das Einzige, das an uns göttlich und unsterb„lich ist; die allergrößten Vorzüge, womit die menschliche Natur „begabt ist, sind die Vernunft und die Rede, die Rede aber „gehorcht der Vernunft. Diese kann weder vom Glück vernichtet, „noch durch Verläumdung entrissen, noch durch das Alter ent„kräftet werden. Die Vernunft allein wird im Alter wieder „jung, und die Zeit, die sonst Alles vertilgt, gibt dem Alter „immer mehr Einsicht. Ja der Krieg, der sonst wie ein Strom „Alles mit sich fortreißt, kann nur allein die Gelehrsamkeit nicht „rauben."

So dachten die Alten über Wissen, Vernunft und Gelehrsamkeit; sollten wir, die wir um 1800 Jahre weiter sind, geringer davon denken? Mit Recht wirft man einer starken Partei der jetztlebenden Menschheit Geistesverdunklung vor, weil sie die Vorzüge der Vernunft, von welcher sie genöthigt sind immerfort Gebrauch zu machen, verwerfen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die jetzige Menschheit, welche seit den Griechen sollte Fortschritte gemacht haben, von den höchsten Gütern des Lebens so viel weniger hält als Jene. Damals galten die Philosophie und die Wissenschaft als eine Annäherung zu der Gottheit, jetzt führen sie davon ab, und der Geist, sowie die geistigen Vorzüge sollen, nach der Ansicht von Vielen, ein Luxusartikel sein.

Der einfache christliche Glaube weist uns schon auf die Vernunft und auf das Wissen hin. Der Glaube anerkennt einen allwaltenden Gott; damit wir dieses Walten sehen, damit es uns zur Liebe und zum Dank gegen den Urheber stimme, müssen wir untersuchen, prüfen, denn auf der Oberfläche begegnen wir meistens dem Ungöttlichen, dem Sündhaften und dem Schlechten; dieses zum größten Theil veranlaßt durch die Menschen; so

lange wir bei diesem stehen bleiben, möchte der Glaube eher erschüttert als befestigt werden. Gott ist aber ein verborgener Gott; um sein Wesen zu erkennen, muß man in die Tiefen der Natur und der Welt eindringen, und sein Wirken im Urgrund prüfen. Dort schließt sich dem Auge eine göttliche Idee auf und ein streng moralisches Princip, dort schmelzen die Dissonanzen des Lebens zu einer unverbrüchlichen Harmonie. Den Schlüssel zu diesem Heiligthum gibt uns nur die Wissenschaft. Nicht auf der Oberfläche, sondern in der Tiefe finden wir die Gottheit.

Das Wissen führt uns also direct zur Erkenntniß des Höchsten oder zu Gott und zur Religion. Es ist ein bedeutender Strahl des Einen Centrallichts, des Idealen.

Wir haben gesehen, daß man auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziel gelangt. Am besten wäre es, wenn man den Sinn für Kunst oder Schönheit, für Wissenschaft und Religion offen hätte, denn der Geist ist ein Wesen, das den ganzen Menschen durchdringt und seinen Sitz nicht nur in einer gewissen Stelle des Kopfes hat. Wer seine Seele der Kunst, dem Wissen und der Religion aufschließt, der erzielt eine durchgreifende, harmonische Bildung, welche fehlen muß, wo man glaubt seinen Tribut an das Göttliche durch einseitigen Glauben bezahlen zu müssen.

Das Bedürfniß des Schönen, sowie die Liebe zum Wissen und zur geistigen Kraft, sind höhere Triebe der Seele. Sie sind die äußerste und vollendetste Entwicklung des Geistes. Geistige Naturen führen sie mit sich in alle Stufen der Existenz, allwo sie ohne Unterlaß veredelt werden.

Ueber den praktischen Einfluß des Intellektuellen.

Ich habe gesucht, den intimen Rapport des Geistigen und Idealen mit dem Sittlichen, sowie es mir mein natürliches Gefühl eingab, darzustellen. Ueberaus erfreulich ist es, wenn man nachher, nachdem man seinen eigenen Geist hatte reden lassen, eine so überraschende Uebereinstimmung des Selbstgedachten mit dem findet, was ein bedeutender Mann durch ein groẞes Werk

verbreitet hat. Die Grundidee, auf welcher „die Geschichte der Civilisation Englands“ von Buckle beruht, und welche er durch ein umfassendes Werk geschichtlich ausführt, ist: die enge Beziehung des Geistigen oder Intellektuellen zum Sittlichen. Es heißt: „Nachdem wir so die Uebermacht der geistigen Gesetze über „die natürlichen, als die Grundlage der europäischen Geschichte „erkannt, war unser nächster Schritt, die geistigen Gesetze in mo„ralische und intellektuelle aufzulösen und den größeren Einfluß „der intellektuellen auf die Beschleunigung des Fortschritts der „Menschheit nachzuweisen. Diese allgemeinen Gesetze scheinen mir „die wesentlichsten Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Geschichte „zu sein“ u. s. w.*) Selbstverständlich bezieht sich Buckle nicht in jedem Kapitel buchstäblich auf diese Voraussetzungen, weil er ja Geschichte schreibt, aber, nachdem er dieselben als Grundwahrheit vorausgesetzt hatte, sind alle Thatsachen, sogar indirect, ein Beleg dafür. Buckle widmet dem Intellektuellen mehr Aufmerksamkeit als der Moral, weil durch jeden Fortschritt in der Erkenntniß die Moral zugleich befördert worden ist und das Wohl der Menschheit.

Durch nichts wird in Buckle's Werk die Nothwendigkeit des Intellektuellen dem Leser so anschaulich gemacht, als durch seine Geschichte Spaniens und Schottlands im zweiten Theil. Es ist ein Gemälde von ergreifender Art, worin man den Fluch der Unwissenheit erkennt, der sich über diese Nationen so viele Jahrhunderte gelagert hat, und der sie zu nichts antrieb, als zu Krieg gegen Andersgesinnte und zu fanatischen Thaten. Spanien war, wenn ich mich so ausdrücken darf: nach außen eine furchtbar prächtige Macht; es war im 16. Jahrhundert ein großes Reich, was es seinen Herrschern zu verdanken hat; wie bald sank diese Macht, weil der Volksgeist durch immerwährende religiöse und politische Despotie erlahmt war und weil er keine wissenschaftliche und geistige Entwicklung hatte. Nicht die Wissenschaft haben wir dort zu suchen, sondern Blüthen der romantischen Poesie und der dramatischen Kunst. Buckle geht in einer Beziehung entschieden zu weit; er macht die Geistlichkeit und zwar ohne Unterschied, für

*) Siehe Buckle p. 208. I. Band.

alle sozialen Uebel verantwortlich, weil sie die Gemüther sowohl als den Verstand der Menschen von jeher unter ihrer Leitung hatte; hierin kann ich ihm nicht beistimmen. Die Geistesentwicklung läßt sich wohl bis auf einen hohen Grad hemmen, wunderbar ist's andererseits, wie stark die Triebkraft des Geistes ist. Hat der Geist Wurzeln in einer Nation gefaßt, so saugt er seine Nahrung aus dem Volk und versendet die Säfte weit und breit, so daß er, trotz dem geistlichen Druck, bis auf einen gewissen Grad gedeihen kann. England, Deutschland, Frankreich und besonders Italien haben auch ihren Theil von Tyrannei ausgehalten, trotzdem hat sich der Geist dieser Nationen frei entwickelt. Schottland, sowie Spanien, welche immer am meisten in Bigotismus versunken waren, tragen zum Theil ihre eigene Schuld daran. Eine Schande ist's, wenn man seine Ueberzeugung der Gewalt zum Opfer bringt, wenn man nicht bereit ist für das Princip, das im Innern wirkt, jeden Augenblick zu sterben. Ueberhaupt achtet Buckle zu wenig auf das Ideale, welches jeder Religion innewohnt, und welches manches zu ersetzen vermag, das die reale Wissenschaft Andern gewährt. Auch standen die Sachen im Mittelalter, bevor man die Naturwissenschaften kannte, nicht gar so schlimm, als es Buckle angibt. Ich werde hierüber bei Anlaß der Geisteskultur sprechen. Ein Realist erwartet alles Heil von den Naturwissenschaften, ein Idealist schätzt auch die Kunst und das Ideale. Ersterer verachtet das Mittelalter, weil es kein Licht auf die reale Welt warf, Letzterer schätzt es, weil es das Licht der Kunst und des Antiken leuchten ließ. Da ist es nothwendig, um unparteiisch zu sein, das Eine durch das Andere zu ergänzen und den Spruch anzuwenden: Prüfet Alles und das Beste behaltet.*) Buckle hat seine Idee vom realistischen

*) Ueberhaupt bedarf es eines vielseitigen und anstrengenden Studiums, um einen objektiven, unparteiischen Standpunkt einzunehmen, weil man selten einem Historiker ausschließlich sein Vertrauen schenken kann, wegen der Einseitigkeit und Parteinahme, welche angeborene Geistesvermögen bei den Menschen sind und zur Erbsünde gehören. Einsichtsvolle werden mir es hoffentlich zu Dank wissen, daß ich die Einseitigkeit vermeide und zu diesem Behufe mir die Mühe gebe, die verschiedenen Schriftsteller mit einander zu vergleichen.

Standpunkt aus behandelt, weil er eine Civilisationsgeschichte zu schreiben gedachte, die meinige bewegt sich mehr auf idealem Boden — aber die Verwandtschaft der Ansichten in den wesentlichen Beziehungen, ist mir höchst erfreulich, ja sogar auffallend.

Es wird dem Leser klar geworden sein, daß ich das Ideale nicht als eine Einbildung, sondern als eine Geistesmacht betrachtet habe; es galt mir als Begriff der Vollkommenheit, der am Horizont jedes strebsamen, intelligenten Menschen steht; da er einsieht, daß er das Vollkommene nicht erreicht hat, so ist ihm das Ideal ein Impuls des Strebens oder Vorwärtsschreitens. Ich habe mich bemüht, auf die enge Verbindung des Geistigen mit dem Sittlichen noch genauer einzugehen als Buckle, indem ich den Geist als denjenigen Factor betrachtete, welcher nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die moralische Einsicht gewährt; von diesem Standpunkt aus mußte meine Idee eine andere Wendung nehmen. Nach meiner Ansicht wird auch die Moral an und für sich durch das Geistige gehoben, weil ja nur der Geist die Erleuchtung und das Vorwärtsstreben hineinbringt und eine Moral, die nicht nach etwas Höherem strebt, etwas Todtes ist, das nicht vom Fleck kommt. Ich darf mich also wohl des Ausdrucks bedienen: die Moral, ohne den strebenden Factor des Geistes, falle der Erschlaffung anheim und nur durch die Vereinigung beider, werde etwas Großes in der Menschheit bewirkt.

Es ist wirklich auffallend, wie sich all das Vielseitige, das in der Menschheit geschieht, auf diese zwei Factoren: Moral und Erkenntniß zurückführen läßt. Von der Moral gehen alle Thaten aus, vom Geist alle Ueberzeugungen und Gesinnungen, die Rückwirkung von der Gesinnung auf die Handlungen leuchtet so klar ein, daß es nicht einmal eines großartigen Systems, oder einer Civilisationsgeschichte bedürfte, um dieses zu beweisen, denn die Sache ist so einfach, daß einige Seiten hinreichen würden, um dieses Jedermann verständlich zu machen. So wie der Mensch gesinnt ist, handelt er; seine Handlungen sind die Frucht seiner Gesinnungen. Nicht nur die Civilisation, sondern auch die Religion ist das Ergebniß dieser beiden Factoren. Je nachdem der Mensch handelt und gesinnt ist, gestaltet sich die Religion;

und diese enge Beziehung des Geistigen zu dem Moralischen will man leugnen, man will behaupten: das Intellektuelle habe nichts mit der Moral gemein; ist doch alles Geschehene nur aus ihnen hervorgegangen. Wendet man ein: die Religion sei eine Offenbarung von Oben, so ist die Antwort: Gott offenbart seinen Willen vergebens, wenn den Menschen der Verstand und die Einsicht fehlt, um die Offenbarungen Gottes anzunehmen.

Buckle faßt die Moral, so wie sie seit Jahrtausenden unter der Menschheit wirkt, selbst in ihrer Vollendung, als etwas Stationäres auf, zu welchem nie etwas Neues gekommen ist; das Intellektuelle aber, das immer vorwärts schreitet, hat die Menschheit aus der Barbarei und Unwissenheit in die Civilisation und zu immer höherer Erkenntniß hinübergeführt. Er hebt dasjenige Moment des Geistes hervor, in welchem sich die Intelligenz am glänzendsten offenbart, nämlich in der Wissenschaft und im unsterblichen Genius. Er behauptet: das Wissen habe die Menschen aus so vielen Vorurtheilen, aus dem Aberglauben herausgehoben, folglich habe es die Moral und die Religion befördert, denn so lange ein Volk in der alten Unwissenheit versunken bleibe, nehme es weder eine bessere Religion, noch reinere Sitten an. Die Religion und die Moral haben eine jahrhundertlange Barbarei nicht verhütet, weil der Geist der Völker noch nicht hinlänglich durch die Wissenschaft erleuchtet war. Das Intellektuelle ist ihm der eigentlich wirkende Theil in der Menschheit, welches eine Thätigkeit und eine Fähigkeit des Eingreifens entwickelt, die vollkommen ausreichen, um den außerordentlichen Fortschritt zu erklären, den Europa seit Jahrhunderten gemacht hat.

Von diesem geht Buckle auf die moralische Besserung der Menschheit über, die wir der Wissenschaft und ihr allein zu verdanken haben, indem sie den Aberglauben und in Folge dessen die Unduldsamkeit aufgehoben hat. Auch ich habe den Aberglauben als den zerstörendsten Factor des Guten betrachtet. War es in Asien der Anblick der gigantischen Naturmächte, welcher den Menschen zermalmte, so war in Europa die kirchliche Autorität ein Titan, der mit Riesenarmen die Andächtigen in den Staub niederwarf.

Die Wissenschaft allein und die Fortschritte des Geistes haben die Menschen von diesem Druck befreit, und ihre Sitten, sowie ihr Leben sind dadurch gebessert worden. Die Wohlthaten der Intelligenz für die Civilisation sind auffallend. Damals war man dermaßen im Uebersinnlichen und Unnatürlichen befangen, daß erleuchtete Menschen, wie z. B. ein Roger Bacon im 13ten Jahrhundert, als Zauberer und Hexenmeister verschrien wurden, wenn sie Blicke in die Wirklichkeit warfen und dadurch auf irgend eine nützliche Kenntniß kamen. Gottlob ist jetzt, Dank der Wissenschaft, der Satz umgekehrt; Jene sind die Zauberer und Hexenmeister, welche im leeren Raum herumfechten, um die Leute durch Geisterbeschwörungen zu bethören. Die, welche ihrer inneren Ueberzeugung gemäß leben, werden nicht mehr verfolgt. Lassen wir Buckle das Ausführliche darüber sagen:

„Der Verbreitung von Kenntnissen und ihr allein verdanken „wir das allmählige Aufhören des größten Uebels, welches die „Menschen je sich selber zugefügt. Denn daß religiöse Verfolgung „ein größeres Uebel ist, als irgend ein anderes, leuchtet ein, „nicht sowohl aus der unendlich großen, ja unglaublichen Zahl „ihrer bekannten Opfer, als aus dem Umstand, daß die Unbe„kannten viel zahlreicher sein müßten, und daß die Geschichte uns „keine Nachrichten von denen gibt, die körperlich verschont wur„den, damit sie geistig desto mehr leiden möchten. Wir hören „viel von Märtyrern und Glaubenszeugen, von denen, welche „durch das Schwert umkamen, oder vom Feuer verzehrt wurden, „aber wenig von der viel größeren Zahl derer, welche durch die „bloße Drohung der Verfolgung zum äußerlichen Aufgeben ihrer „Ansicht getrieben wurden und dann zu einem Abfall, vor wel„chem sich das Herz entsetzt, gezwungen, ihr ganzes übriges „Leben in der Ausübung einer fortdauernden, erniedrigenden „Heuchelei zuzubringen. Dies ist der wahre Fluch religiöser „Verfolgung; wenn die Menschen so gezwungen werden, ihre „Gedanken zu verbergen, so entsteht die Gewohnheit, sich durch „Verstellung zu sichern und Straflosigkeit durch Betrug zu er„kaufen. So wird der Betrug eine tägliche Nothdurft, Heuchelei „eine Gewohnheit des Lebens, die ganze Haltung des öffentlichen

„Lebens verdorben und die Masse des Lasters und des Irrthums „furchtbar vermehrt. So haben wir denn gewiß das Recht, zu „sagen: daß in Vergleich mit diesem alle anderen Verbrechen „von geringer Bedeutung sind, und wir können mit Recht dank„bar sein für den Zuwachs intellektueller Erwerbungen, welcher „ein Uebel zerstört hat, das manche unter uns jetzt gern wieder „herstellen möchten." Buckle fügt noch hinzu, daß die meisten Fälle von Unduldsamkeit, von Tortur, Inquisition, Verfolgungen nicht aus böser Absicht, sondern aus purer Unwissenheit hervorgegangen sind. Sittlich glaubten jene Menschenquäler hoch zu stehen, weil sie Gott und Christum einen Dienst erweisen wollten, wenn sie Andere zu ihrem Glauben zwangen; weder die Moral noch die Religion konnte sie aus ihrem Wahn erlösen, die bessere Einsicht des Geistes war später die einzige Befreiung, von diesen sozialen Uebeln. Dieses scheint mir ein sehr wichtiger Gedanke zu sein. — Das Characteristische des Mittelalters war die Verkehrung der Gesetze der Natur. Was die consequente Folge irgend eines natürlichen Processes war, wurde den Menschen zum moralischen Verbrechen angerechnet. So war es z. B. bei den Gottesgerichten (Ordalien) ein Beweis von Schuld, wenn das arme Opfer aus siedenden Oelfässern, brennenden Scheiterhaufen oder glühenden Pflugschaaren nicht unversehrt herauskam.

Den Fortschritten der Intelligenz und der Liebe zur Wissenschaft haben wir auch das Aufhören der vielen kleinen Kriege, sowie eine disciplinirtere, humanere Kriegsführung bei unvermeidlichen großen Kämpfen zu verdanken. Wie die Menschen anfingen, sich geistig mehr anzustrengen, hörte die körperliche Rohheit auf. Früher galt der militärische Rang als das Ausgezeichnetste, jetzt genießen die Vorzüge der Intelligenz das höchste Ansehen. Hat der Mensch aus seinem Genius etwas Nützliches für die Menschheit hervorgebracht, so lebt dieses auch nach seinem Tode fort, während seine moralischen Eigenschaften mit ihm sterben. Weil der Geist an den Körper gebunden ist, so hat die Wissenschaft, welche eigentlich eine Thätigkeit des Geistes ist, zugleich auch eine praktische Wirkung, und man kann wohl sagen: daß die Naturwissenschaft, wenn sie ihre edle Haltung behauptet, und

nicht in grassen Materialismus oder Nihilismus ausartet, eine vortreffliche Doppelwirkung hat: eine geistige und eine praktische. Als geistiges Agens ist sie eine nicht ausschließliche, sondern eine allgemein-menschliche Religion, indem sie die Menschen auf die fortwährenden Offenbarungen Gottes in der Welt und in der Natur hinweist, auf ein im Inneren wirkendes weises Gesetz, welches ganz gewiß eine Kraft Gottes ist, weil es den Menschen auf seine bessere Natur aufmerksam macht; zweitens ist die Naturwissenschaft ein soziales und nationales Band, weil sie die Menschen zu einer Gemeinsamkeit des Denkens und des Handelns veranlaßt; des Denkens, indem sie ihnen gemeinschaftliche Ueberzeugungen gibt, des Handelns, weil alle, sogar mechanischen und industriellen Zweige, auf einen gemeinsamen Zweck hinarbeiten, auf den Zweck des sozialen und nationalen Gedeihens.

Trotzdem, daß die Vorzüge der Intelligenz nicht hoch genug anzuschlagen sind, steht noch eine Frage wie eine Sphinx am Eingange der Geschichte und der Wissenschaft. Warum, wenn der menschliche Geist so unerschöpfliche Hilfsquellen in sich selbst hat, daß er aus seinem eigenen Nachdenken die Erkenntniß hervorbringt, die das moralische, religiöse und geistige Wohl der Menschheit befördert, warum hat das Intellektuelle so langsame Fortschritte gemacht, oder warum konnte es sich erst nach Jahrtausenden eine freiere Bahn brechen? — Mit Bedauern blicken wir auf jene langen Zeiträume der Barbarei zurück und glauben uns in Verhältniß zu jenen Menschen so viel glücklicher, weil durch das erst jetzt leuchtende Geisteslicht namenlose Leiden und Uebel gehoben worden sind, die unsere Voreltern trafen. Jene haben auch gelebt, sie waren auch Menschen, ihre Existenz hatte dieselbe Bedeutung wie die unsrige; sie mußten unter einem Joche seufzen, das wir nicht kennen, nur deßwegen, weil für sie die Zeit noch nicht da war, gescheidter zu sein. — So verhalten wir uns zu den Generationen der Zukunft; auch bei uns wären viele, ja große Leiden zu beseitigen, aber der Geist ist noch nicht reif, die Zeit ist noch nicht da; nur der Einzelne hat die Ehre, doppelt zu leiden, wenn er in Beziehung auf geistige Einsicht über die Mehrzahl seiner Mitmenschen hinaus ist.

Jede Wunde findet ihren Balsam; jene Menschen dachten und fühlten anders als wir, deßwegen waren für sie viele Uebel erträglicher, als sie es für unsere theils verwöhnten Naturen sein würden; trotzdem getraue ich mir zu behaupten: daß man neben dem praktischen Wissen das Ideale, diese Geistesmacht, zu wenig beachtet.

Die praktische Wissenschaft führt die Menschheit zu der Erkenntniß dieser Welt, die ideale Seite davon, sowie das Ideal überhaupt, führt weiter, nämlich zu der Erkenntniß Gottes und der höchsten Güter. Die Kraft, auch aus der Moral einen fortschreitenden Lebensproceß zu machen, liegt einzig im Idealen. Der Idealist mag weniger Kenntnisse besitzen als der Realist, und dennoch weiter reichen, weil in ihm das Uebersinnliche und Ideale lebt.

Besaßen jene noch unwissenden Völker und Individuen der Vergangenheit die Vorzüge des Wissens noch nicht, so hatten sie einen Ersatz im Idealen, das beinahe in allen Zeitaltern gedämmert hat, ja oft heller leuchtete als jetzt. Es gewährte ihnen eine Liebe zum Uebersinnlichen, und — man nenne es Wahn, Trug, Thorheit — wie man will — es war von jeher ein mächtiger Hebel, der die Menschheit aus dem irdischen Elend emporhob; denn sie richteten ihre Hoffnung, mitten unter den Uebeln der Unwissenheit, auf ein besseres Jenseits.

Ueber die herrschenden Extreme der Geisteslehre und der Stofflehre.

Das Ideale hat nicht nur als eine Religion unter den Völkern gewirkt, sondern es ist auch durch die Philosophen wissenschaftlich bearbeitet und in ein System gebracht worden; es erschien unter dem Namen des philosophischen Idealismus. Wir werden dieses am gehörigen Ort, bei der Philosophie, näher berühren. Auffallend sind jedoch die Extreme, welche sich durch das Ideale und Reale ausgebildet haben. Im vorigen Jahrhundert

jubelte man über die neue Erfindung der Idealisten, daß der Ursprung des Wesens des Stoffes im Geist oder in der Idee liege, daß also die sichtbare Welt aus dem Geist hervorgegangen sei, jetzt kehrt man den Satz um und jubelt über das Gegentheil; es wird behauptet: Alles gehe nur vom Stoff aus. Der englische Schriftsteller Addison war glücklich, seinen Lesern im „spectator“ melden zu können: daß die Philosophen eine selbständige Welt von Ideen gefunden haben, die den Stoff und die Sinnenwelt verdrängt, denn man leugnete die Sinneseindrücke, man glaubte, der Geruch, das Gehör, das Tasten, der Geschmack, das Sehen u. s. w. seien lauter angeborene Intelligenzen, jetzt ist man zum entgegengesetzten Extrem übergegangen.

So grell herrschen die Contraste: daß man zwei Bücher, beide von Professoren geschrieben, auf dem Tisch liegen haben kann, von welchen das eine, als Repräsentant einer Geistesrichtung, uns glauben macht: die Geister flattern in der Welt herum wie Fledermäuse, sie verfolgen den Menschen wie tückische Kobolde, man könne sie über das Jenseits befragen, sogar mit ihnen verkehren; dieses Extrem ist der Spiritualismus, als ein Rest altheidnischen Aberglaubens*); das andere Buch demonstrirt uns streng wissenschaftlich vor: nichts sei wirklich und ewig als der Stoff und die ihm innewohnenden Eigenschaften oder Kräfte, aus diesem habe sich das ganze physische und intellektuelle Dasein entwickelt, und zwar durch bloßen Zufall. Dieses Extrem ist der Materialismus. Früher mußte man allen Scharfsinn aufwenden, um die Menschen zu überzeugen, daß die Welt nicht von überirdischen Wesen wimmelt; jetzt bedarf es des Kopfbrechens, um die Leute zu versichern, daß ihr Geist oder ihre Seele nicht aus aneinandergelagerten Stofftheilchen zusammengesetzt ist.

Ist es möglich, daß sich die Menschheit in solche Extreme verirrt und gibt es keine vernünftige Mitte zwischen beiden?

*) Unter diesem Spiritualismus ist ja nicht der philosophische zu verstehen, ich weiß ihm aber keinen anderen Namen zu geben, denn Spiritus heißt Geist und dieser phantastische Spiritualismus unterhandelt geradezu mit den Geistern. Den gesunden Spiritualismus nenne ich Idealismus.

Ich habe absichtlich, als ich in der vorigen Abtheilung, welche vom praktischen Einfluß des Intellektuellen handelt, von den Wohlthaten der Wissenschaft sprach, das Resultat der modernen atomistischen oder sensualistischen Lehre, auf dem Gebiete der Naturforschung, nicht erwähnt, weil ihre Principien und ihr praktischer Einfluß das Geistesleben nicht befördern.

Wir sind der Naturwissenschaft viel Dank schuldig, daß sie uns die Natur von bösen Dämonen gereinigt hat, und uns eine klare Einsicht in die Ordnung der Natur gibt — errichten wir ihr ein Monument dafür — geht sie aber so weit, die Welt zu entgöttern, sie zu einer Mechanik herabzusetzen, wo nur das strenge Wort Gesetzmäßigkeit gilt — bannt sie die Selbständigkeit der Geistesgesetze daraus, von deren Uebermacht über die Naturgesetze ganz respektable Realisten*) überzeugt sind — unterfängt sie sich dieses zu thun, so stimmen wir in den Klageton Schillers ein, welcher sagt: alle Farben, alle Lebenstöne seien aus dieser entgötterten Natur gewichen. Ist es des Menschen Loos nur der Gesetzmäßigkeit in der Natur zu dienen, so dient er dem Fatalismus. „An das Absolut Große in uns — sagt „Schiller — kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit „nicht reichen. Wir erfahren durch das Gefühl des Erhabenen, daß „die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, „daß wir ein selbständiges Principium in uns haben, welches „von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.“ — Seit Jahrtausenden kämpft die Menschheit um dieses Principium, nämlich um ihre geistige Freiheit, und sind wir bis jetzt nicht weiter gekommen? Haben wir nur den Herrn aber nicht unsere trostlose Lage gewechselt? Im 5ten Jahrhundert trat Augustin mit seiner unerbittlichen Lehre von der Prädestination auf, wonach alle Menschen unwiderruflich unter die Sünde und die Verdammniß beschlossen sind und nur wenige Auserwählte zur Seligkeit begnadigt; im 19ten Jahrhundert sind alle Menschen unwiderruflich unter die Gesetzmäßigkeit in der Natur beschlossen; dort war es Einigen möglich, dem Fatum zu entgehen, hier ist kein

*) Lies Buckle's Geschichte der Civilisation Englands I. Band.

Entkommen möglich, denn alles ist nur Gesetz und Regel, und der Mensch ist von Ewigkeit her, d. h. seit es Stoff gibt, diesem Gesetz verfallen.

Es handelt sich jedoch nicht nur um eine Wehmuth um die abermals eingebüßte Freiheit, sondern es frägt sich: haben diese Sensualisten und Materialisten das letzte Wort gesprochen, haben sie die Fragen, welche wir ans Dasein richten, befriedigend beantwortet? Wir sagen Nein. Indem ich einige ungelöste Fragen berühre, beziehe ich mich auf Wieners „Grundzüge der Weltordnung.“

Aus der Thierwelt soll der Mensch hervorgegangen sein. Das Vorhandensein von mehr Geist erklärt sich durch ein größeres Gehirn, durch eine größere Menge grauer Substanz in demselben, durch seine tieferen Furchen und mehr Windungen. Daß der Mensch dem Körper nach der Thierwelt angehört, daß die meisten Geistesvorzüge beim Individuum einer vortheilhafteren Structur des Gehirns zuzuschreiben sind, daß der Geist, im irdischen Dasein, an den Stoff gebunden ist, geben wir zu, dennoch sind durch die atomistische Lehre der Stoff- und Geisteswelt folgende Probleme noch nicht gelöst.

1) Aus was ist der Stoff entstanden? Daß man uns antwortet er sei unentstanden, ewig, genügt nicht, denn wenn es sich um die letzten Gründe handelt, muß der Ursprung eines schon vorhandenen Dinges erklärt werden können. Weil Niemand erklären kann wie der Geist entstanden ist, setzen wir ihn als ein Daseiendes voraus, gerade wie die Atomisten genöthigt sind, den Stoff als ein von Ewigkeit her Dagewesenes vorauszusetzen; wir beugen uns aber unter das Geheimnißvolle, während die Atomisten, obschon auch sie auf das Unerklärliche stoßen, sich bemühen dem Dasein das Geheimnißvolle abzustreifen.

2) Wir wissen, daß die Kräfte die bewegenden Ursachen des Stoffes sind, wie kommt es nun, daß sie Eigenschaften besitzen, welche in dem trägen Stoff eine Bewegungsveränderung hervorbringen, und daß sie immer in entgegengesetzter Richtung wirken? Wer zeigt uns den verborgenen Ursprung dieser Kräfte? Ihr Dasein wird stillschweigend vorausgesetzt.

Sobald die atomistische Lehre es unternimmt, die Entstehung der Welt, sowie ihre geistigen und physischen Vorgänge zu erklären, und zwar in der Absicht, um das Uebersinnliche als eine wissenschaftliche Inconsequenz zu verwerfen, so muß sie jede Frage, jedes Räthsel lösen können, bleibt etwas unerklärt und als schon daseiend angenommen, so ist sie ungenügend; wir aber behaupten: weil es Dinge gibt, die nicht erklärt werden können, so müsse noch eine unerforschliche, über das Physische hinausgehende Ursache existiren; und diese entschlüpft den bloßen Verstandesbegriffen.

3) Aus was ist die Lebenskraft der ganzen organischen Welt entstanden? Sollen die letzten Gründe der leblosen Natur die Grundeigenschaften des Stoffes sein, welches sind die letzten Gründe des Lebens aller Wesen? Die Wissenschaft vermag rückwärtsgehend, durch die Analyse, die Dinge in ihre einfachsten Theile zu zerlegen oder aufzulösen, versucht sie vorwärtsgehend, durch die Synthese, oder Zusammensetzung, die einzelnen Theile wieder zu einem Ganzen zu verbinden, so erhält sie einen zusammengesetzten Automaten, nur nicht das Princip des Lebens. Freilich macht diese Frage der modernen Naturforschung keine Schwierigkeiten mehr, denn einige Chemiker und Physiologen haben es bereits so weit gebracht, daß sie das Lebensprincip bekämpfen und behaupten: „das Leben sei nur eine zeitliche „Ausnahme gegenüber den allgemeinen Gesetzen des Stoffes, eine „zeitweise zufällige Aufhebung der physikalischen und chemischen „Gesetze“ (Siehe Dutrochet.) Was jetzt gilt, das ist der Stoff, das Aneinanderlagern der Molecüle, höchstens die allgemeinen Naturkräfte, welche sammt und sonders als chemische Erscheinungen erklärt werden; das dennoch vorhandene Leben ist eine bestimmte Stoffverbindung. Daher kommt, bei einigen krankhaften Naturen, die Schwärmerei für die Alten, welche das selbständige Princip des Lebens noch festhielten, denn man will doch leben, und zwar geistig, nicht nur mechanisch, auch will man ursprünglich und nicht bloß mechanisch denken, kann dieses nicht mehr sein, so wünscht man sich den Tod. Begreiflich ist es, daß unter solchen Umständen ein Schriftsteller, welcher dem Geist und dem Ideal das Wort spricht, als ein abstracter, confuser

Denker abgewiesen wird.*) Versuchen wir, ob wir bei folgenden Fragen mehr Glück haben werden.

4) Aus was besteht die Thätigkeitskraft des Geistes? Nur seine Funktionen und seine Entwicklung werden erklärt, und zwar auf eine nicht erschöpfende Weise. Es werden, indem man sich auf die Phrenologie beruft, die verschiedenen geistigen Grundvermögen als bestimmte geistige Eigenschaften oder Kräfte vorausgesetzt, ohne daß man weiß, woher es kommt, daß der Mensch so verschiedene Grundkräfte besitzt. Es heißt z. B.: „Ein Grund„vermögen ist ein solches bestimmtes geistiges Vermögen, welches „unabhängig von allen anderen Vermögen groß oder klein sein „kann." Es fällt auf, wie ungenügend diese Definition ist. Ferner: „Das Schluß- oder Vergleichungsvermögen ist das Ver„mögen durch das Vergleichen verschiedener Gegenstände und durch „das Aufsuchen der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten derselben, „ein Wohlgefühl zu empfinden."**) Auf dieselbe Weise werden alle anderen geistigen Grundvermögen erklärt.

5) Ueberhaupt der Grundbegriff des Seins, der Grundbegriff des Fühlens kann nicht erklärt werden; wäre dieses möglich, so wüßten wir, wie es kommt, daß ein ewiger Wechsel von Stimmungen in uns vorgeht, welche vom tiefsten, das innere durchbohrenden Schmerz, bis zur höchsten Freude und Begeisterung aufsteigen!

6) Die Moral wird durch die sensualistische Lehre sehr unbefriedigend erklärt. Indem alle moralischen Grundvermögen oder Triebe, wie Gewissenhaftigkeit, Wohlwollen, Zerstörungssinn, Geschlechtsliebe u. s. w. als aus dem Gefühl erzeugt angenommen werden, heißt es: „Es gibt keine andere Triebfeder, keinen an„deren Beweggrund, kein anderes letztes Ziel für den Menschen,

*) Ich bitte inständig, mich nicht dahin mißzuverstehen, als wäre es mir darum zu thun, die Naturforschung überhaupt lächerlich zu machen; ich glaube in der vorigen Abtheilung ihre Wohlthaten genug hervorgehoben zu haben; ich mache hier nur auf ihre unhaltbaren Extreme oder Auswüchse aufmerksam; Extreme, welche vor dem Richterstuhl einer nüchternen gemäßigten Naturwissenschaft auch nicht bestehen können.

**) Siehe Wieners geistige Welt p. 267—307.

„als das Erreichen des eigenen Wohlgefühls, der Lust, der Freude, „des Glücks, der Seligkeit.“ *) — Das moralische Gesetz wird in Wieners Sittenlehre als ein Regulator der Handlungen betrachtet. Weil durch eine und dieselbe Handlung außer dem erstrebten Wohlgefühl auch Schmerz erzeugt werden kann, wenn nämlich die sinnlichen Triebe zu weit gehen im Genuß, so müssen Regeln aufgestellt werden, um die Triebe zu mäßigen. Durch die Befolgung dieser Regeln wird eine möglichst große Gesammtsumme von Glück hervorgebracht.

Hierauf antworten wir Folgendes. Daß die Lust und das Wohlgefühl das allgemeine Ziel menschlichen Strebens sind, ist wahr. — Es ist der Inbegriff des Egoismus — es herrscht aber ein anderes Gesetz in unseren Gliedern, welches uns die Entbehrung und die Selbstverleugnung auferlegt; schon die Verhältnisse verlangen sie von uns; das Wort Göthe's: daß jede Stunde unseres Lebens sich an dem Wort „Entbehrung“ heiser schreit — ist ewig wahr. Die beiden Factoren: Genuß und Entbehrung bekriegen sich beständig in unserem Innern. Die Selbstverleugnung mag die Befriedigung des Sieges im Kampfe gewähren, doch die Entbehrung verursacht meistens Leiden und Pein. Ueberhaupt ist unser Seelenorganismus so eingerichtet, daß wir für den Heißhunger nach Lust und Wohlgefühl, selbst im besseren Sinn genommen, bestraft werden, indem wir statt Genuß, Widerstreit erhalten. Besitze ich z. B. eine starke Gewissenhaftigkeit, so werde ich das Gute um des Guten willen thun, es wäre der Inbegriff der moralischen Größe, das Grundvermögen der Gewissenhaftigkeit würde dadurch in mir befriedigt, es blieben aber daneben so viele andere Begehren und Triebe meiner Seele unbefriedigt, welche, um meiner strengen Gewissenhaftigkeit willen leiden würden; sollen jene gestillt werden, so gerathe ich mit der Gewissenhaftigkeit in Conflict. Ein vollständiges Wohlgefühl wird durch die Moral niemals erzeugt.

---

*) Siehe Wiener p. 323. Hier muß, um gerecht zu sein, bemerkt werden: daß man, nach dieser Lehre, das wahre Glück in der Tugend findet.

und dieses wegen unserer unvollkommenen, dem höchsten Guten widerstrebenden, sinnlichen Natur.

Das innere geistige und moralische System des Menschen besteht aus lauter Gegensätzen und Widersprüchen, die sich immerfort befehden. Es kommt nicht ein philosophisches und atomistisches Erklärungsbuch des Geisteslebens vor, worin nicht die Ueberschrift über einer ganzen Abtheilung steht: von den sogenannten Antinomien oder Widersprüchen der Vernunft*), der Gedanken der Gefühle, der Pflichten. Kein Weiser dieser Welt vermag sie zu lösen, sie haben sogar den erleuchteten Apostel Paulus zu dem Ausruf veranlaßt: Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von den Banden dieses Leibes! Nur der Tod erlöst davon. Gelingt es hienieden schon viele davon ins Gleichgewicht zu bringen, so besitzen wir einen schönen Anfang zur Harmonie; wo ist der Sterbliche zu finden, bei welchem alle Triebe sich zu einander harmonisch verhalten? Es gibt ein stereotypes oberstes moralisches Princip der Vollkommenheit, welches sich nicht der Lust und dem Wohlgefühl der Menge anbequemt; zu behaupten: „Die „Vervollkommnung sei nicht das wirkliche Ziel der Menschheit, „weil nur die besseren und Einsichtsvolleren darnach streben,"**) ist, wie wenn man sagen würde: weil nicht alle Menschen die Gesetzmäßigkeit in der Natur kennen, sei dieselbe nicht wirklich. Die Vervollkommnung und die sittliche Ausbildung ohne Rücksicht auf Lust, Wohlgefühl und Genuß, ist das Ziel des vernünftigen Theiles der Menschheit.

7) Das Geheimniß der Perfectibilität wird durch die atomistische Lehre ungenügend erklärt.

Bei den Menschen, wie beim Thier, sollen „durch Erregung an den inneren Enden der Nerven die Stellen des Nervenknotens sich zu Geistesvermögen entwickelt haben." Die höheren Geistesvermögen des Menschen sollen sich durch fortgesetzte Uebung und Thätigkeit entwickelt haben. Es heißt: „Das Wesentliche unserer Anschauung „über die Entstehung der Geistesvermögen ist dies, daß immer „auf Grundlage der schon vorhandenen Geistesvermögen durch äußere

*) Siehe Kants Kritik der reinen Vernunft.
**) Siehe Wiener p. 326.

„Einwirkungen oder eigentliches Zusammentreffen innerer Thätig„keiten neue Arten von Thätigkeiten entstanden, welche an der „Stelle ihres Auftretens neue Gehirnentwicklungen und entspre„chende Geistesvermögen hervorriefen.“*) Hiezu muß bemerkt werden: daß Wiener schon das Begehren des Thieres nach Nahrung zu den Geistesvermögen zählt. Auf Grundlage dieses Geistesvermögens entsteht ein gegenseitiges Gezerre um die Speise, dieses ist eine Thätigkeit, durch sie wird das Gehirn eines Thieres erschüttert, es bildet sich ein neuer Gehirntheil, aus welchem das höhere Geistesvermögen des Kampfsinnes hervorgeht; auf solch einem stufenweisen Prozeß, welcher schon beim Gezerre der wilden Bestien um Speise anfängt, durch alle Stufen der Thierwelt hindurch bis hinauf zum Menschen geht, beruht die Entstehung, Ausbildung und der Inhalt des ganzen Geisteslebens. Dieses veranlaßt uns zu folgenden Gedanken:

a) Sind die menschlichen Geistesvermögen gleichen Ursprungs, gleichen Wesens mit den thierischen; sind sie aus den thierischen hervorgewachsen, wie z. B.: die Pflanze aus dem Samenkorn, so daß das ausgebildetere Gehirn des Menschen und dem entsprechend die Geistesvermögen, sich zu dem Thier verhalten, wie die Blumenkrone zum Samenkorn, welche beide gleichen Ursprungs sind, so verdankt doch die Pflanze ihre Entwicklung verstärkten Einwirkungen von außen, z. B.: von Luft, Licht, Wärme und Feuchtigkeit; da, wie es wörtlich heißt: „alle Geistesvermögen, „insbesondere auch das Vergleichungs- und Schlußvermögen, ihre „Entstehung, die Art ihrer Thätigkeit und ihren Inhalt durch „Sinneseindrücke aus der Wirklichkeit erhalten.“**) Da aber die Thierwelt den Sinneseindrücken aus der Wirklichkeit oder den Medien weit mehr unterworfen ist, als der Mensch, weil sie ausschließlich unter dem Einflusse der Natur steht, so müßte demgemäß die Ordnung geradezu umgestürzt sein, der Geist müßte bei der Thierwelt stärker und reicher vertreten sein als beim Menschen, weil die Thiere verstärkten Einwirkungen von außen ausgesetzt sind.

---

*) Siehe Wiener: Entstehung des Geistes p. 790.
**) Siehe Wiener über die Entstehung des Geistes p. 792.

Bei Menschen und Thieren sollen die gleichen Factoren bei der Entstehung und Entwicklung ihrer Geistesvermögen gewirkt haben; dennoch übt sich der Vogel seit Jahrtausenden im Baue seines Nestes, ohne auf neue Beobachtungen und Erfindungen gekommen zu sein, während die Menschheit gerade in der Industrie, durch Uebung, erstaunenswerthe Fortschritte gemacht hat. Der Schluß, welchen wir ziehen, ist folgender. Wären bei der Entstehung, dem Inhalt und der Ausbildung der Geistesvermögen bei Mensch und Thier dieselben inneren und äußeren reinphysischen Ursachen thätig gewesen, nach Innen „die Erregungen an den inneren Enden der Nerven," nach außen „die Sinneseindrücke aus der Wirklichkeit", so stünden wenigstens diejenigen Thiere, welche Nerven und Gehirn besitzen, die ja die einzigen möglichen Bedingungen zu einem Geistesleben sind, auf der gleichen Stufe mit den Menschen; da es eine Thatsache ist, daß der am geringsten begabte Mensch, in Beziehung auf Verstand, Schlußvermögen und Befähigung dem Thier überlegen ist, so muß in der Menschheit eine uns verborgene intellektuelle Kraft wirksam sein, welche sich nicht vom Thierreich herleiten läßt. Die große Abstufung in der Geistesbildung erklärt sich dadurch, daß die geistige Kraft schwächer und stärker, reicher und ärmer vorkommt. Das geistige Leben kann erst durch ein völliges Herausreißen aus der Sinnenwelt beginnen.

Wie der matte dämmernde Morgenschein der Vorbote eines hellen Tageslichts ist, so dämmerten im ersten, unentwickelten Menschen, mag er noch so thierähnlich ausgesehen haben, die Anlagen zu einem geistigeren, höheren Sein. Gerade beim ersten Erwachen des Menschen aus der Thierheit wirkte die Phantasie am mächtigsten — deßwegen besaßen alle Völker in ihrer Kindheit schon die Poesie und die Kunst — wo ist nun beim Thier die Phantasie und die Poesie zu finden? Die Vernunft, die zarte Gefühlswelt, das Ideale, die Religion sind dem Menschen als Mitgift gegeben worden; sie sind das ursprünglich Eingepflanzte, welches über alle Daseinsformen, ja über jeden beengenden Schulbegriff überschwenglich hinaus geht. Die ursprüngliche Anlage war der Trieb zum Unendlichen; wie sich bei einem Strome

Wellen auf Wellen bilden, deren Bewegungen ewig sind, so fließt in der Menschheit der unsterbliche Strom der Perfectibilität, welcher ewig neue Ideen erzeugt.

Dieses läßt sich über die Natur des Geistes sagen, wie steht es nun mit den physischen Organen? Die moderne sensualistische Naturforschung behauptet alles Ernstes: Luft, Licht, Wasser und zufällige Witterungsverhältnisse, welche sie die Medien nennt, und das Bedürfniß haben die organischen Bildungen und die Lebenswerkzeuge hervorgebracht, also das Auge, das Ohr, den Mund, die Nase und die Flügel der Vögel; die Gewohnheit und die Uebung haben sie weiter entwickelt; ihrer bedient sich die Lebenskraft, um jedes Wesen seinen Existenzbedingungen anzubequemen.

Hätte z. B. das Bedürfniß das Lebenswerkzeug der Menschen hervorgebracht, wie dem Vogel seine Flügel, so wären ganz gewiß die meisten Menschen beschwingt, denn das heiße, ja anhaltende Bedürfniß nicht an eine, ihnen sehr unbeliebige Stelle, ihr ganzes Leben gebunden zu sein, hätte ihnen einmal Flügel schaffen müssen. Dieses ist zwar ein unwissenschaftliches Argument, allein es beruht auf demselben Motiv, welches dem Thierreich untergelegt wird. Ein Vogel hat das Bedürfniß zu fliegen, siehe da! die Flüssigkeiten in ihm wenden sich gerade dahin, wo das Bedürfniß vorhanden ist, die Vereinigung der Anstrengung und des Bedürfnisses bringen Flügel zu Stande; ein Mensch seufzt und weint sein ganzes Leben lang, um aus den ihm lästigen, widerwärtigen Verhältnissen herauszukommen; siehe da! weder die Flüssigkeit der Thränen, noch die intensive, aus dem Inneren kommende Kraft des Seufzens vermag ihm ein neues Organ, die Flügel zu schaffen, damit er einmal aus seiner drückenden Sphäre herauskomme. Weil er keinen geistigen Umgang genießt, so könnten schon wegen des Mangels an Licht und Wärme seine Flügel nicht ausgebrütet werden.

Ferner soll, nach der Angabe anderer Naturforscher: die Gewohnheit sogar eine schöpferische Kraft sein, denn ursprünglich gab es nur ein Urorgan, einen Urklumpen oder Urknochen; die Gewohnheit hat jenes Urorgan allmählig umgestaltet, aus einer fortschreitenden Umwandlung sind viele Organe entstanden;

überhaupt, die so mannigfaltigen Bildungen und Abweichungen von der Regel in der Natur lassen sich wieder auf eine Urform oder Urregel zurückführen. Die Gewohnheit mag in der Natur eine schöpferische, belebende, gestaltende Kraft sein, allein unter den Menschen bewirkt sie das Gegentheil, sie stumpft den Geist ab und trocknet das Gehirn aus, so daß das Streben der meisten Leute, sich auf einen metallenen Klumpen, nämlich auf das Geld, zurückführen läßt.

Folgender Gedanke gestaltet sich noch ernstlicher: Sind wirklich das Bedürfniß, die Gewohnheit und die Uebung, theils schöpferische, theils entwickelnde Kräfte, warum haben sie es nur bis zu Einem Schädel, Zwei Augen, Zwei Händen, Einer Nase gebracht und nicht auf das Doppelte, ja Dreifache? Da doch alle Naturforscher sammt und sonders zugeben, daß die schöpferische Kraft nimmer ruht und rastet, sondern immerfort thätig ist. Es bleibt uns nur folgende Alternative: Entweder ist die schöpferische Kraft nicht ein blinder Zufall, weil sie das Ebenmaß und die Harmonie in den organischen Bildungen beobachtet und jedes Wesen seinen Existenzbedingungen anbequemt hat, oder sie ist ein zufälliger, planloser Drang in der Natur — was die Herren Materialisten durchaus haben wollen — in diesem Fall verfährt sie blind, sie hat keinen Schönheitssinn, und es muß noch eine Zeit kommen, wo die Ungeheuer überhand nehmen mit einer zufälligen Anzahl von Schädeln und Nasen, weil es der Natur nur um das planlose Schaffen und die blinden Griffe zu thun ist. Auch können wir nicht einsehen, wie aus dieser Blindheit und Zufälligkeit das Gesetz entstanden ist, das Gesetz! welches heutzutage das Losungswort ist? —

b) Wenn der Geist nur an einzelne Stofftheilchen des Gehirns gebunden ist, wenn er nur die Thätigkeitsfähigkeit des Gehirns ist, und sogar die Menge des Geistes von der Größe und Ausbildung des Gehirns abhängt, wie kommt es, daß in der Thierwelt die gehirnlosen oder wirbellosen Geschöpfe, wie die Insekten, welche höchstens ein Analogon des Gehirns besitzen, intelligenter sind, als die mit einem enorm großen Hirn begabten, wie z. B. der Ochs?

Wir lesen in einer Naturlehre Folgendes: „In der That „begegnen wir bei den Insecten einer Fülle von Kunsttrieben, „hauptsächlich auf den Bau ihrer Wohnungen und die Fürsorge „für ihre Nachkommenschaft gerichtet, die wahre Wunderwerke zu „Stande bringen und Alles übertreffen, was derart bei höheren „Thieren sich findet. Das Leben ganzer Klassen, wie der Fische, „der Amphibien, erscheint einförmig und langweilig, verglichen „mit dem Weben und Wirken des gewöhnlichsten Insects."*)

Das Insect ist ein wirbelloses Thier und hat nur ein Analogon des Gehirns; es besitzt aber angeborene Triebe oder einen Instinkt, durch welchen es eine kunstreiche Selbstthätigkeit an Tag legt, die den gehirnvollsten Thieren fehlt. Unbegreiflich ist es, daß Wiener auf p. 255 den Insecten Gehirn zuschreibt, da sie doch zu den Gliederthieren gehören**) und wirbellos, folglich auch gehirnlos sind. Zugegeben, daß sie ein Gehirn besitzen, so ist es so unendlich klein und unausgebildet im Verhältniß zu dem eines großen Landthieres, dennoch ist die Biene genialer und selbstthätiger als der Esel und die meisten vierfüßigen Thiere, welche, wenn sie nicht zum Lastenziehen gezwungen würden, nur aufs Fressen gerichtet wären. Der Hund, das Pferd, der Affe, der Elephant sollen, unter phrenologischem Gesichtspunkt, die gelehrigsten, folglich die intelligentesten Thiere sein; ihr Gehirn hat tiefe Windungen, trotzdem eignen sie sich gewisse Kunstfertigkeiten nur insofern an, als man sie ihnen durch viel Mühe und Ausdauer beibringt, nämlich durch die Dressur; die Spinne, die Biene, die Ameise, der Seidenspinner, die Wespe, die Mücke, sind kunstreich aus eigenem Antrieb. — Gibt uns nicht schon die Natur einen factischen Beweis, daß die Fähigkeiten nicht nur aus einzelnen Stofftheilchen des Gehirns oder sogenannten Nischen hervorgehen? Der Instinkt ist dem großen Naturforscher Baer in seinen „Lebensprocessen" ein Ausfluß aus dem Weltganzen und nicht aus körperlichen Verhältnissen hervorgegangen, etwas Ursprüngliches, nicht aus der Körperbeschaffenheit Hervorgehendes,

---

*) Schödlers Buch der Natur. 2ter Theil p. 493.
**) Vergleiche Schödler. p. 492. 2ter Theil.

sondern über ihr Stehendes.“ Was beim Thier Instinkt ist, wird im Menschen zur Intuition; wüßte man, wie Vieles ein Mensch fähig ist zu fühlen, zu ahnen, zu errathen, bevor es durch die Logik definirt worden ist, wie überflüssig oft das Demonstriren und Commentiren ist, man würde erstaunen. Die ursprünglichen Menschen oder die „Autobidacten“ haben zwar kein weiteres Recht, als sich zu den Insecten zu zählen, welche nur ein Analogon des Gehirns besitzen, dieses hat aber durchaus nichts zu sagen, weil die Natur den Insecten doch auch etwas offenbart. Ihnen bleibt wenigstens der Trost, nicht zu den schädlichen Insecten zu gehören.

Die Phrenologie ist zwar eine vortreffliche Wissenschaft des Schädels oder des Gehirns, allein ihr Senkblei ist noch nicht bis in das eigentliche Sanctuarium des Seelenlebens gedrungen, welches aus der Gesammtheit der Gefühle besteht, das Denken mit inbegriffen. Sie betasten unseren Kopf und bilden sich ein, unser innerstes Wesen wie ein offenes Buch vor sich aufgeschlagen zu haben, aus welchem sie den Inhalt deutlich herauslesen können; sie irren sich gewaltig; siehe! im Innersten gähren die Gefühle, welche die treibenden Kräfte des Geisteslebens sind, deren Ursprung ein ewiges Geheimniß bleibt. Sie verlegen alle geistigen Vorgänge in den Kopf und tragen dem Gefühl oder dem eigentlichen Seelenleben keine Rechnung. Das Leben eines gefühlvollen Menschen wäre wenigstens in einem Jahr erschöpft, wenn sein Gehirn alle die Gefühle aushalten müßte, welche ihn immerfort durchschauern, durchbeben, durchrieseln und wie mit einem Schwert durchschneiden. Gehirn und Herz, Verstand und Gemüth müssen sich nothwendig gegenseitig unterstützen. Die Gewalt der Empfindungen wirkt oft so stark, daß sogar der rein physische Proceß, welcher im Menschen vorgeht, dadurch gestört wird. Das Herz geräth nämlich, durch eine Ueberreizung der Herznerven, in eine Erschlaffung, wodurch sogar eine Ohnmacht eintreten kann, weil der augenblickliche Stillstand des Herzens das Gehirn des frisch zugeführten Blutes beraubt, was eine Bewußtlosigkeit herbeiführt. Dieses geschieht aber bei außerordentlichen Gefühlserschütterungen; an den Gefühlsstrom, welcher einen

empfindsamen Menschen gewöhnlich durchströmt und durchglüht, muß das Herz gewöhnt sein, und es muß ihn aushalten können, anders befände es sich in einer fortgesetzten Erstarrung oder Ohnmacht. Die enge, rein physische Wechselbeziehung zwischen Gehirn und Herz beweist jedoch, wie unmöglich es ist, das Gemüth vom Geist zu trennen. Die Gemüthswelt verlegt man gewöhnlich in die Region des Herzens, die Gedankenwelt in die Region des Gehirns; beide stehen in der innigsten Wechselbeziehung zu einander, und nur diese erklärt den gegenseitigen Einfluß des Einen auf das Andere. Menschen, die sich gegen die Leiden Anderer gefühllos verhalten, weil ihnen ein einmaliger Gefühlsandrang lästig war, erhalten sich absichtlich in einer Herzenserstarrung, Andere sind froh aus der Erstarrung wieder zu erwachen, und ihr Herz neuerdings warm schlagen zu lassen.

c) Wer erklärt uns ferner das Wesen des Genies, welches aus dem Gefühl entspringt? Wer analysirt uns den wunderbaren Zauber, welcher über griechische Rhetorik, Poesie und besonders über die Sculptur ausgegossen ist? Lessing sagt in seinem Laocon „dieses herrliche Kunstwerk besitze, anatomisch betrachtet, nicht einmal regelmäßige Proportionen" — dennoch macht das Ganze einen unaussprechlichen seelischen Eindruck auf den Zuschauer. Erklären uns die Anatomie und Chemie die Beschaffenheit jenes Hauches des Lebens, welchen das Genie dem todten Marmor eingeflößt hat, den Zauber des Geistesausdrucks, welcher um das Ganze lispelt? — und noch nach Jahrtausenden auf den Zuschauer wirkt? — Die jetzige Kunst vermag uns nur Gypsabdrücke des Originals zu geben; so verhält es sich mit den atomistischen Lehren des Geistes und der Welt; sie sind todte Abdrücke oder Copien; im Original, oder in der wirklichen Schöpfung, leben und wirken ewige, unerforschliche Kräfte.

Die Beweisführung der Stofflehre ist eine weitaus leichtere Aufgabe als die der Geisteslehre, welche den Geist als einen vom Stoff unabhängigen Factor betrachtet, weil die Stofflehre überall das Greifbare für sich hat, während die andere dasjenige erklären soll, was man nicht mit Händen greifen kann. Sind wir berechtigt den Geist nur als ein Product des Stoffes gelten

zu lassen, weil wir ihn nicht sehen, oder weil er nicht auf der Hand liegt? Die Aetheratome hat noch Niemand gesehen, dennoch glauben wir an ihre selbständige zu den Körperatomen sich beziehende Existenz, nicht weil die Wissenschaft uns ihr Vorhandensein vordemonstrirt, sondern weil ihr Dasein aus einer Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit in der Natur hervorgeht. So verhält es sich mit dem selbständigen Dasein des Geistes; auch dieses ist gesetzmäßig. Diesem Argument hält man uns entgegen: es sei noch nie vorgekommen, daß eine Kraft ohne Stoff, oder mit anderen Worten, ein Geist ohne Körper existirt habe. Der Aether könnte möglicherweise ohne die Körperatome im Raum vorkommen, nur entstünden, ohne die Wechselwirkung beider zu einander, keine regelmäßigen Körperbildungen, der menschliche Geist aber, ohne Gehirn, sei etwas Undenkbares, wo müßte denn dieser vom Körper unabhängige Geist seine Behausung haben?

Bestünde zwischen der edlen geistigen Kraft, welche im Menschen wohnt, und seiner äußeren Existenz dasselbe harmonische, wohlproportionirte Verhältniß, welches zwischen den Körper- und Aetheratomen besteht, wodurch sie befähigt sind, Körper zu bilden, so wäre das absolute, ewige Gebundensein des Geistes an den Körper, g e s e t z m ä ß i g; in diesem Augenblick wollte ich den Griffel niederlegen und den Glauben an ein besseres Sein auf immer aufgeben; da aber das Gegentheil der Fall ist, so ist es gegen die Gesetzmäßigkeit in der Natur und in der Weltordnung, daß ein solches Mißverhältniß zwischen der geistigen oder sittlichen Kraft des Menschen und seiner äußeren Existenz besteht.

Man kann die Menschheit in zwei Klassen abtheilen: in Besitzende und Nichtbesitzende. Die Besitzenden können den edlen Keim des Geistes, welcher auch in ihnen schlummert, nie recht zur Ausbildung kommen lassen, weil die Sorge um ihre Güter, daneben der Ueberfluß an Genuß, Wohlsein und Bequemlichkeit sie träge, materiell gesinnt, ja nur zu oft hartherzig macht. Die Nichtbesitzenden können die ihnen angeborene edle geistige Natur nie zu ihren Rechten kommen lassen, weil sie alle ihre Kräfte in dem Kampf um die bloße Existenz, oder deutlicher gesagt: um das G e l d verbrauchen müssen, sie sind genöthigt, um ihres

Berufes willen, sich im Wirbeltanz des Verkehrs mit ordinären, gemeinen Menschen, welche sie niemals verstehen, herumzudrehen, wobei das Edlere in ihnen entschieden benachtheiligt wird. Schon durch die Vielseitigkeit der Ansprüche, welche das Leben an sie macht, wird ihr Wesen von seinem besseren Selbst abgezogen; ein vielbeschäftigter Mensch kommt kaum je zur Besinnung und zu sich selbst, sein Geist wird so zu sagen zersplittert: überhaupt finden wir nur bei den Denkern eine Concentration der geistigen Kraft, während weitaus die meisten Menschen ihr Geistiges theils absichtlich, theils gezwungen, in alle Winde zerstreuen. Die ganz vorzüglichen Naturen und großen Persönlichkeiten können hier nicht in Betracht kommen; obwohl sie die Säulen der Menschheit und der Weltgeschichte sind, bilden sie, im Verhältniß zu der großen Masse, ein Minimum; auch bei ihnen war das Ideale weit hervorragend, folglich verhielt es sich zur Außenwelt unharmonisch.

Gedenken wir noch des Proletariats, welches die Mehrzahl der Menschheit ausmacht, von welchem Unzählige im Elend geistig und physisch verkommen, zahllose Andere nur ringen, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu stillen, so bewährt es sich nur zu sehr, daß der Mensch seine geistige Bestimmung, wegen des ungeheuern Drucks, welchen die physische Existenz auf ihn ausübt, nicht erfüllt. Dieses steht durchaus nicht im Widerspruch mit dem, was ich früher S. 19 bis 22 gesagt habe: daß der Kampf mit den Hindernissen in der Natur die geistige Kraft weckt, denn dort, wo von der Wiederherstellung des Gleichgewichts im Leben die Rede ist, wodurch die praktische Thätigkeit bedingt ist, war deutlich die concentrirte Geisteskraft gemeint; nur diese bringt in der Menschheit etwas Tüchtiges hervor; diese Concentration findet aber nicht bei Allen statt, dennoch trägt sie das Ganze, weil sie intensiv ist. Außerdem findet sich im Menschen eine geistige Harmonie oder ein Ideal, welche sich auf etwas Höheres bezieht, als die bloße praktische Thätigkeit. Diese Erde ist nur ein unbedeutendes Glied im Bau des Universums, sie ist blos ein Theil des Ganzen; soll die Harmonie in uns ewig auf dieses erbärmliche Bruchstück beschränkt bleiben? soll sie nicht auch

zu den Gesetzen, welche im Universum wirken, im Verhältniß stehen?

Die Besseren unter den Menschen sagen: wenn es mit meiner Existenz mit dem letzten Athemzug auf ewig aus ist, und mir nichts übrig bleibt, als dem Stoff gedient zu haben, so liegt weder eine Bedeutung noch eine Würde in meinem Dasein. Sie haben Recht. Die Disproportion zwischen dem innersten geistigen Kern ihres Wesens und ihrer materiellen Bestimmung ist zu grell, sie ist nicht gesetzmäßig. Die Atomenlehre gibt uns die Grundzüge der Weltordnung, was sind sie anderes, als die im Inneren wirkenden Kräfte, welche die Atome, aus welchen das ganze Dasein bestehen soll, zur Gleichgewichtslage bewegen? Das Gleichgewicht und die Harmonie ist also der innere, mathematische, unveränderliche und nothwendige Bestand der Weltordnung, weil dieses eine zwingende Nothwendigkeit ist, ist es ein Gesetz. Da diese Harmonie niemals in der menschlichen Existenz vorkommt, aus den soeben angeführten Gründen, so muß ein Zustand auf uns warten, wo unser Geistiges in ein richtiges Verhältniß tritt, zu einem besseren, ihm entsprechenden Sein; dieses beruht dann auf der Gesetzmäßigkeit. Ein religiöses Gemüth mag verletzt sein durch diese trockene Definition, allein bei der modernen Wissenschaft gilt nur die Gesetzmäßigkeit. Dem Gläubigen braucht man die Unsterblichkeit der Seele oder des Geistes nicht vorzudociren, er fühlt sie in sich. Wo zwei bei einander sind, von welchen der Eine eine lebhafte Freude in sich spürt, der Andere nicht, welcher von Beiden besitzt die Wahrheit, der, welcher die Freude fühlt, oder der, welcher ihr Wesen wissenschaftlich leugnet, weil er kein Gefühl davon hat? — Der moderne Sensualismus gibt als Beweis des Daseins folgenden Satz: „Ich fühle, darum bin ich," so verhält es sich mit der Unsterblichkeit des Geistes: wir fühlen sie, darum ist sie.

Wie eine gewaltige allverzehrende Flamme hat die Stofflehre die Gemüther erfaßt, sie hat besonders das Ideale und das Religiöse zu Asche verbrannt — aber — ihr Sieg ist nur ein scheinbarer, denn siehe, selbst bei ihren Bekehrten, bemerkt man eine Unruhe und ein Unbefriedigtsein. Es ist dieses die noch

unter der Asche glimmende Kohle, welche nur bedarf angefacht zu werden, um schnell wieder für das Bewußtsein der Selbständigkeit des Geistes aufzulodern. Nun und nimmermehr kann man zugeben, daß die Stofflehre das tiefere Geistesleben befriedigt, weil bei ihr Alles durch den Stoff bedingt ist. Der Stoff ist nach ihr: die letzte Ursache des Seins; sie führt sogar die Geistesthätigkeit auf die Sinnlichkeit zurück, denn die Gedanken, selbst die abstraktesten, sind nichts anderes als Doppelreihen oder Copien und Abdrücke von sinnlichen Vorstellungen; die letzteren ihrerseits werden durch sinnliche Anregungen von außen erzeugt. (Siehe Wieners geistige Welt.) Ihr letztes Wort ist: „Nichts ist wirklich, als der Stoff; der Geist ist nur die Thätigkeitsfähigkeit einer in bestimmter Weise zusammengesetzten Stoffmenge."*)

Ich habe die Stofflehre etwas genauer besprochen und einige Einwendungen dagegen gemacht, nicht in der Meinung sie widerlegt zu haben, dazu bedürfte es eines auf jeden einzelnen Punkt genau eingehenden wissenschaftlichen Werkes, sondern um darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Geisteslehre nicht genügen kann und daß sie die Probleme der Existenz ebensowenig löst als irgend ein anderes gelehrtes System. Kommt es auf den Punkt, wo wir die letzten Gründe des Daseins erforscht zu haben wünschen, so genügt keine Wissenschaft; nebst dem bewahrt die Wissenschaft ihren hohen Werth; wir glauben im ganzen Verlauf unseres Werkes diesen Werth genugsam hervorgehoben zu haben, indem wir sie als das höchste geistige Gut und als die höchste Kraft überall anerkennen. Ist auch unser Geist nicht befriedigt worden durch die Weltanschauung der Stofflehre, so sind wir ihr viel Dank schuldig dafür, daß sie uns eine so klare, anschauliche Kenntniß des Weltbaues und des Haushaltes der Natur gibt. Durch sie kennen wir die Grundeigenschaften des Stoffes, die Kräfte, welche die Körper- und Aetheratome zu einander bewegen, die Gleichgewichtslagen der Atome, ihre regelmäßige Anordnung im Raume, die Beschaffenheit des Lichts, der Wärme, die chemi-

*) Siehe Wiener: das Wesen und der Ursprung der Dinge. p. 766.

schen Verbindungen und Affinitäten der Stoffe, die innere Beschaffenheit der Pflanzen und Thiere; überhaupt sie gibt uns die Grundzüge der Weltordnung auf eine verdienstvolle, sehr befriedigende Weise. Wir unsrerseits bilden uns nicht ein, durch unsere Bemerkungen einen Stein auf sie geworfen zu haben, wir befinden uns nicht in einer feindseligen Stellung zu irgend einer Ansicht oder einem System, denn unser Losungswort ist: Harmonie, oder die Aussöhnung der Gegensätze. Aus diesem Grunde waren wir genöthigt, einige Ansichten zu berühren, welche sich an der äußersten Spitze der Extreme, oder an den Endpunkten des Realismus einerseits und des Idealismus andrerseits befinden. Man würde sich also sehr irren, wenn man glaubte, es sei uns um eine Herausforderung zu einem wissenschaftlichen Duell zu thun, wobei man einander Verwundungen zufügt. Schon die Form meines Buches zeigt an, daß es keine Polemik ist, daß es sich auf die Arena der sogenannten Schulgelehrsamkeit durchaus nicht wagen kann. Gerade die jetzige Zeit, wo so viele extreme Richtungen herrschen, bedürfte einer Wahrheit, die sich in die Mitte stellt. Viele werden von den Wogen der öffentlichen Meinungen hin und her geschaukelt, ohne einen festen Grund zu haben. Sie verlassen die Schule des Materialismus unbefriedigt, das Dogmatische der Orthodoxie sagt ihnen ebensowenig zu; wenn es uns gelingen könnte, Jenen, welchen die Schroffheit und Einseitigkeit des Doctrinären widerstrebt, durch die Anschauung der Harmonie, eine innere Ueberzeugung zu geben, so wäre dieses die Erfüllung unserer Wünsche. Unsere Ansichten sollen jedoch Niemanden aufgezwungen werden; wir laden Diejenigen zu uns ein, welche sich vom Schulzwang zu emancipiren wünschen, um sich in das Reich der Harmonie und der Freiheit zu flüchten. Nicht deßwegen habe ich geschrieben, damit man von mir öffentlich Notiz nehme, dieses wäre ein profaner, erbärmlicher Grund, sondern damit einige geistige Samenkörner in empfängliche Gemüther fallen, um gute Früchte hervorzubringen. Ich mache mich gänzlich unabhängig von dem Dafürhalten dieser oder jener Partei, dieses oder jenes Individuums. Das Bewußtsein, Alles tief durchdacht, tief begründet zu haben, einen fortschreitenden

Gedankenprozeß in das Ganze gelegt zu haben, hält mich aufrecht. Ich habe im Interesse der Wahrheit gesprochen, und erwarte keinen Dank, denn Undank ist der Welt Lohn. Gerade weil man nur Wenige befriedigen kann, macht man sich frei von allem Individuellen und spricht im Namen des Princips.

Stoff- und Geisteslehre oder Materialismus und Spiritualismus, diese beiden Antipoden, oder Gegenpole, könnten sie nicht in einer harmonischen Wechselwirkung zu einander stehen? — da doch der Mensch aus Körper und Geist besteht. Keiner von beiden fehlt die wissenschaftliche Consequenz, gerade die hartnäckige Consequenz hat jede bis an die äußerste Spitze eines Extrems geführt, so daß uns bei der Einen nichts als Stoff und bei der anderen nichts als Geist zurückbleibt.*) Wo sich beide Systeme ausgleichend begegnen, wird eine Naturphilosophie begründet, welche die blos atomistisch-mechanische Weltanschauung dem selbständigen Princip des Geistes unterordnet. Jetzt gehen wir von der Wissenschaft ab und reden von der Praxis des Materialismus; leider ist sie weit verbreitet.

Die Stofflehre und der Materialismus haben die größere Wahrscheinlichkeit für sich, denn überall begegnen wir dem trägen Stoff und selten dem Geist. Wir sind in einer Welt, wo die Liebe zum Stoff die Menschen so eigennützig macht, daß sie diesem Interesse das Edelste, sogar die Freundschaft opfern. Man muß es thatsächlich erfahren, daß gewisse Menschen Freunde hatten, so lange bei einer Unternehmung Aussicht auf glänzenden Erfolg war; sobald Unglück eintrat, kehrten ihnen die Freunde den Rücken, sogar auf wiederholte Bitten hin, man möge jene unglückliche Affaire vergessen — warum? weil das Interesse sie dann anders leitete. Es gibt viel Böses in der Welt, eine der

*) Ueberaus erfreulich ist es, daß auch in dieser großartigen Differenz gewisse Gelehrte, wie z. B. ein J. H. Fichte, sich auf dem Standpunkt der Einheit oder der Harmonie befinden, von wo aus sie Worte wie folgende schreiben: „Der Mensch ist nach Leib und Seele „nur der Untheilbare Eine; aber diese reale Einheit liegt allein in „seinem Geiste, seinem übersinnlichen idealen Wesen". Daß von der Universität aus solche Worte ertönen, ist für mich eine der erfreulichsten Erscheinungen.

unedelsten Erscheinungen ist es aber, wenn man einen Andern fühlen läßt, daß man nur so lange seine Freundschaft suchte, als man Genuß, Angenehmes und Vortheil bei ihm fand, sobald jener im Leiden ist, zieht man sich zurück, hüllt sich in seinen Egoismus ein und überläßt ihn seiner eigenen Zerknirschung. — Der Sensualismus setzt den Genuß und das eigene Wohlbefinden als das höchste Ziel menschlichen Strebens. Ja es gibt Menschen, welche sich selbst über Alles stellen, welche überall nur ihren eigenen Vortheil suchen, wobei sie es noch so ungeschickt anstellen, indem sie es auf die Hand legen, daß alle ihre schönen Reden, ihre hohen Betheurungen, nur Verstellungskunst waren. Gewiß weint ihnen Niemand nach — aber die schreckliche Erfahrung läßt sich aus dem Umgang mit solchen Menschen ziehen, die Erfahrung, vor welcher das Herz erbebt, daß bei so vielen Menschen Alles nur auf der Zunge liegt, und daß ihr Inneres keiner tieferen und anhaltend edlen Gefühle fähig ist. Doch, wir wollen jene Armen nicht verdammen, sondern ihnen vielmehr verzeihen, denn es fehlt ihnen die Einsicht in das wunderbare Gesetz, welches im Inneren wirkt und also lautet: Wo es die Menschen gedenken, böse zu machen, macht es Gott gut; statt des Schadens und des Aergers, welchen sie Anderen zugedachten, geht für Jene ein ganz prachtvoller Nutzen aus dem Ganzen hervor.

Angesichts so vieler Herzlosigkeit in der Welt wäre man versucht, in das Lager der Materialisten überzugehen und zu sagen: Ihr habt Recht, es gibt nichts Göttliches, nichts Ideales; Alles läßt sich auf den gemeinen Stoff zurückführen. Doch nein — halten wir ein — die Idealisten haben auch Recht. Das Ideale und die göttliche Idee sind zwar nicht, wie sie es behaupten, das absolut Vorherrschende, man muß sie im Verborgenen aufsuchen, sie bilden im Verhältniß zur Wucht des Materiellen ein Minimum; allein sie existiren, und zwar auf ewig. Wie der Quell eines verborgenen Waldbaches aus geheimen Thalschluchten hervorrauscht, so quillt das Göttliche in der Menschheit still und geheimnißvoll, es wird nur von geistigen Naturen gefunden; seine Kraft ist unerschöpflich.

Das Ideale, ist es nicht auch eine unsterbliche Kraft? Ja, es ist dasjenige in uns, welches uns zum wahren Genuß befähigt. Ein ideales Gemüth vermag in einem erhabenen Augenblick das zu genießen, was Andere mit ihrem Geld nicht zu erkaufen vermögen. Es lauscht der Natur und der Welt ihre Harmonie und Schönheit ab; es genießt Momente, wo ihm die Verklärung der Welt vor das innere Auge tritt. Wenn es leider nur zu oft durch Leiden geknickt ist, so schöpft es einen Trunk aus dem Lebensborn des Idealen; siehe, neue Kräfte durchrieseln es, ein frischer Hauch des Lebens durchbebt die Seele, es fühlt neuen Muth zum Fortkämpfen, und diese Kraft sollte nicht eine unsterbliche sein, welche über den Stoff hinausgeht?*)

Das Ideale ist nicht nur eine Kraft, die das individuelle Leben geistig gestaltet, sondern es ist auch eine Macht, die in den Völkern das Geistige erzeugt. Wir haben auf S. 162 gesagt, daß da, wo ein Ideal unter den Völkern wirksam sei, sie eine Geistescultur besitzen, wir wollen versuchen, dieses durch geschichtliche Beispiele zu beweisen. —

Die Geistescultur.

Vorbemerkung.

Bevor ich mich auf das Gebiet der Geistescultur wage, muß ich eine einleitende Bemerkung vorausschicken.

Geistescultur ist ein so umfassendes Wort, daß man davor zurückbeben möchte und es als eine Verwegenheit betrachten könnte,

---

*) Ich bitte mich ja nicht dahin mißzuverstehen, als behauptete ich: die Stoff- oder Atomenlehre leugne die Macht des Idealen. Ich war im Gegentheil sehr erfreut zu finden, daß sie einen hohen Werth auf die reine Sittlichkeit legt und daß sie sogar die Menschheit auf ideale Ziele hinweist. Das Ideale wird aber nur von den gebildeten, auserlesenen Geistern unter den Sensualisten gewürdigt; unmöglich kann von der großen Menge verstanden werden, daß da noch die Macht der Religion und des Idealen gilt, wo man dem Stoff die allein-giltige Wirklichkeit zuschreibt.

sich in einem Werk von kleinem Umfang damit zu befassen. Bestünde der Werth der Geistescultur ausschließlich in den Büchern, die geschrieben worden sind, so wäre es die Aufgabe, sobald man etwas darüber schreibt, sich in jenes ungeheure Arsenal zu begeben, wo alle Geisteswaffen aufgespeichert sind, und die dort aufbewahrten Schätze herauszuholen, um sie vor der Welt zur Schau zu stellen und sie wohl auch zu beurtheilen. Dieser Büchermenge bedarf es nicht, um die Vorzüge der Geistescultur hervorzuheben. Es verhält sich im Reiche des Geistes wie in der Natur; das Vielseitige und Complicirte, das wir hier und dort bemerken, lassen sich auf einfache Grundprincipien zurückführen, und Einfachheit ist eine Hauptbedingung, um eine Sache genießbar und verständlich zu machen.

Unverdaute, wuchtvolle, massenhafte Gelehrsamkeit macht krank, statt gesund. Wir verlangen von der Wissenschaft vor allem eine gesunde Speise; sie darf uns nicht durch eine schwere Last niederbeugen, sondern sie muß unser Haupt empor zum Licht und zu der Erkenntniß richten. Diesen unendlichen Vorzug verdanken wir dem Geist, der die Culturvölker beseelte, der noch in der jetzigen Generation wirkt; um das Beste dieses Geistes in sich aufzunehmen, bedarf es eines wunderbar einfachen Prozesses. Man summirt das Viele, das von einer Nation geschrieben worden ist, und liest nur das Kräftigste. Ein bedeutender Mann ist meistens der Repräsentant seiner Zeit; seinen gewaltigen Geist läßt man auf sich einwirken, man antwortet ihm durch das Produciren der eigenen Ideen; beides zusammen gewährt einen großen geistigen Gewinn.

Beim Lesen sind besonders zwei Hauptbedingungen zu erfüllen, um einen Nutzen daraus zu ziehen: daß man weder oberflächlich lese noch nasche, und daß man eine gute Auswahl treffe. Hat man das Glück, ein gehaltreiches, das Geistesleben beförderndes Buch gefunden zu haben, so lese man es mehreremal; man lebe sich in die Gedanken des Autors hinein, und das ist Studium. Bei der Geschichte ist es nothwendig, einen Geschichtschreiber von umfassendem Geist zu wählen, der seinen Blick über das Einzelne hinaus zu einem weiteren Gesichtskreise erhebt. Beim

Lesen der Alten geht uns eine herrliche Welt auf; auch bei ihnen ist es nicht nothwendig, Alles zu lesen, sondern das Beste. Ein bedeutender Geist, wie z. B. Platon, Plutarch oder Homer führt uns in das Heiligthum des Antiken ein; man fühlt gleichsam hienieden schon die Unsterblichkeit, wenn man sich, durch jene Denker, über die Jahrhunderte erhaben sieht, wenn ihr Geist dem unsrigen so nahe ist.

Meine Betrachtungen über die Geistescultur sind also nicht den vielen Büchern gewidmet, sondern dem Zug des Geistes der Völker. Da, wo er sie unwiderstehlich aus dem irdischen Gewühl auf das Bessere und Unvergängliche lenkte, blühte das Ideale; da gewährten sie ihrem Geist die rechte Pflege — und das war Geistescultur.

Buckle kann nicht genug betonen, wie wenig Werth die Literatur hat, wenn sie nur ein esoterisches System, d. h. für Eingeweihte, bleibt, wenn sie bloß eine Anhäufung gelehrten Stoffes ist, der nicht praktisch bearbeitet wird, so daß er geeignet ist, in die Gesellschaft einzubringen, um die Nation zu erleuchten — überhaupt — wenn die Gelehrsamkeit nicht ergiebig für das Leben ist. Er hält das Land, wo eine weite Kluft den intellektuellen Theil der Bevölkerung vom praktischen trennt, nicht für das civilisirteste, sondern das ist ihm das Kriterium einer Civilisation, wo die höchsten Güter des Lebens, nämlich die Wissenschaft (wohl auch die Kunst und Poesie mit inbegriffen) das Gemeingut aller sind. Buckle ist nicht der einzige bedeutende Mann, der dieser Ansicht huldigt, sondern Guizot steht ihm zur Seite. Guizot behauptet: deßwegen sei Frankreich das civilisirteste Land, weil dort die Gelehrsamkeit von jeher eine praktische Richtung nahm, weil die Ideen sogleich in Thatsachen übergingen und die Gelehrten so einfach und klar schreiben, daß es Jedermann versteht.

Italien, jenes herrliche Land, als es im 15ten und 16ten Jahrhundert an der Spitze der Civilisation Europa's stand, war deßwegen geistig groß, weil in ihm die Cultur populär war, und sich überall eine Liebe zu ihr offenbarte. Was für eine Cultur war es? — eine klassische. Klassisch heißt: natürlich, ein-

fach, verständlich und schön schreiben; dieses zieht Jedermann an; deßwegen kann auch die klassische Cultur zu jeder Zeit populär werden.

Ich weiß, daß meine Art die Geistescultur darzustellen, Mehreren nicht munden wird, weil sie eigenthümlich ist; dieses schließt aber die Wahrheit nicht aus. Das Vorausgeschickte wird, wie ich hoffe, dazu dienen, daß der Leser das Wahre meiner Darstellung würdige.

Einleitung zur Geistescultur.

Wie ein wundersames Harfenspiel tönt in der Menschheit das Ideale fort von Geschlecht zu Geschlecht. Oft verstummen seine melodischen Weisen, oder die Töne werden überflutet in der Geschichte durch Jahrhunderte der Barbarei, im gewöhnlichen Leben durch das Tagesgeschrei, die Gewöhnlichkeit und das Haschen nach materiellem Gewinn. Es treten Perioden im Leben der Völker ein, sowie im Leben des Einzelnen, wo man an der Existenz des Geistigen und Idealen zweifeln möchte; aber es stirbt nicht aus, seine Kraft ist ewig, es tritt immer wieder mit Macht hervor. Oft entlockt der Menschengeist diesem wunderbaren Instrumente eine volltönende Musik, zu anderen Zeiten gibt es nur leise Laute von sich, je nachdem die Wirkungen des Geistes stark oder schwach sind. Die Perioden in der Geschichte, wo der Zug nach dem Idealen sehr stark war, waren die sogenannten Perioden der Renaissance oder des Wiederauflebens der Cultur; da erwachte denn der Geist aus der Trägheit oder aus der Barbarei, er erinnerte sich seiner früheren Größe, und ein unwiderstehlicher Trieb des Geisteslebens ergriff ganze Stände um die idealen Güter, welche man lange vernachlässigt hatte, wieder zu pflegen. „Das römisch-griechische Alterthum, sagt Jakob Burkhardt in seiner Cultur der Renaissance in Italien, griff in das Leben ein, als Ziel und Ideal des Daseins, theilweise auch als neuer, bewußter Gegensatz.“

Ueber die griechische Cultur.

Bei den Griechen war das Ideale nicht ein Wiedererwachen, oder ein Wiederaufnehmen eines verlorenen Gutes, es war die Grundstimmung ihres Geistes; es bemächtigte sich nicht nur Einiger bevorzugten Geister, sondern des ganzen Volks. Die Griechen mußten nicht, wie der Moderne, das Schöne aus todten Büchern schöpfen, oder, wenn es in ihnen lebte, dasselbe wie ein böses Gewissen unterdrücken, sondern die Poesie bot sich ihnen auf dem Markte des Lebens dar. Alle Elemente wirkten zusammen, um das Leben zu verschönern; die Gesänge verhallten nicht auf dem gedruckten Papier, sie lebten durch den Athem eines für das Ideale empfänglichen Volkes. Die Poesie war in Jedermanns Mund; die homerischen Gesänge erhielten sich lange Zeit durch mündliche Tradition und wurden erst spät schriftlich verfaßt. Die Dichter waren zugleich Sänger und trugen ihre Gedichte auf der Leier vor. Die Muse verstummte nie unter diesem dichterischen Volk. Der Staat gab durch Siegesfeste den Dichtern glänzende Gelegenheit, sich zu bewähren und setzte Preise aus für die besten Kunstleistungen. Auch das lebendige Wort wirkte mächtiger unter den Griechen als die Schrift; sie gaben dem ersteren den Vorzug. Die Dissonanzen der Schwermuth, über welche der Moderne nicht leicht hinwegkommt, fanden dort einen leisen Wiederklang in der Tragödie; eine Zeit, in welcher durch die vielen Vorurtheile die Poesie und die edlere Empfindung verdrängt wird, gestaltet sich selbst zur Tragödie.

Die Schriften und Kunstwerke der Hellenen athmen eine poetische Lebensfrische, eine Ruhe und Klarheit des Geistes, die nur von einem Genie reproducirt werden konnten, das der Natur und dem Leben ihre innere Harmonie vollkommen abgelauscht hatte. Bei vielen Völkern, und besonders bei den Deutschen, artet das Ideale so leicht in Ueberschwenglichkeit aus, was ein Uebergewicht des Unendlichen verursacht; die Griechen verstanden es meisterhaft: ein richtiges Verhältniß zwischen dem Realen und Idealen zu bewahren.

Wir haben die Lichtseite des griechischen Lebens hervorgehoben, kennen aber wohl dessen Schattenseiten. Jener Cultus des Schönen gab Anlaß zu sinnlichen Ausschweifungen. Liest man zwar das Leben von Perikles in Plutarch, so sieht man, daß die Kunst schuldlos daran war, denn die Hervorbringung so vieler Kunstwerke in Athen beförderte den Fleiß zur Arbeit und den Verdienst. Lassen wir Curtius hierüber reden: „Alle Handwerker, welche zu den großen Kunstleistungen in Beziehung standen: die Bau- und Zimmerleute, Bildhauer, Schmiede, „Erzgießer, Steinmetzen, Färber, Goldarbeiter, welche das Metall „zum Ueberzug des Holzes verarbeiteten, und die Elfenbeinarbeiter, „welche den spröden Stoff so geschmeidig zu machen wußten, daß „er sich wie eine Haut an den Holzkern anschmiegte; die Maler, „Holzschnitzer, Teppichwirker, die Gold- und Silbersticker, die Stein„schneider u. s. w. Jeder wurde in seinem Berufe befördert, „und zu höheren Leistungen befähigt. Sie hatten alle ihren „Antheil an der glänzenden Entwicklung der Kunst. Die Werk„stätten des Phidias waren eine Schule des Volks von umfassen„der und dauernder Wirkung. Ein höherer Patriotismus theilte „sich den Mitbürgern mit, wenn sie ihre Vaterstadt vor allen „anderen Städten mit den edelsten Kunstwerken ausgestattet sahen; „und wenn diese Kunstwerke bei aller Pracht doch eine edle Ein„fachheit besaßen, und durchgängig von erhebenden Gedanken „durchdrungen, von Maß und Ordnung erfüllt waren, so konnten „sie nicht anders, als bildend und läuternd auf die Gemüther „derer wirken, welche Zeugen ihrer allmähligen Vollendung waren, „und die vollendeten Werke täglich vor Augen hatten. Denn es „liegt eine Kraft in ihnen, welche den Menschen über die Enge „seiner persönlichen Verhältnisse erhebt, und ihn nöthigt, von dem „Staate, der solches schaffen kann, und dem eigenen Bürgerberufe „groß und würdig zu denken.“ *)

Das griechische Volk und besonders die Bevölkerung von Athen war sehr gemischt. Weil der Glanz und Ruhm Griechenlands viele Fremde herbeizog, waren dort alle Richtungen ver-

*) Curtius griechische Geschichte p. 277. I. B.

treten, wie dieses überhaupt in allen interessanten Städten der Fall ist, wo die Einförmigkeit sich nicht niedergelassen hat.

Man kann bis auf einen bestimmten Grad der Ursache des Leichtsinns zu Athen nachspüren. Das frivolere Element der Sitten kam aus Jonien in Kleinasien. Das jonische Volk war wohl griechischen Ursprungs, aber in ihm hatten sich — im Gegensatz zu dem Ernst spartanischer Sitten, die von Lykurgus sich herschrieben, und athenischer Arbeitsamkeit nebst bürgerlicher Tugend die durch Solon eingeführt worden waren — die Ueppigkeit und Sinnlichkeit ausgebildet. Die Hetären oder Buhlerinnen kamen aus Jonien, und sonderbarer Weise auch die sensualistische und materialistische Philosophie. Aus Jonien begaben sich viele Einwohner nach Athen, ließen sich dort nieder; dieses verursachte eine Mischung und Mannigfaltigkeit in den Sitten, sowie in dem Geistesleben, und erklärt, warum die Rigoristen und Moralisten, die nur eine Seite des Lebens ins Auge fassen, dem Zeitalter des Perikles nur Sittenverderbniß vorwerfen und all das Erhabene, Schöne und Edle jener Periode nicht achten wollen.

Wunderbar ist es, wie das Sinnliche, von welchem übrigens alle Menschen, ohne Ausnahme, sogar die äußersten Rigoristen einen starken Gebrauch machen, nicht so ganz und gar zu verwerfen ist, weil es oft nur ein Mittel ist, um den Geist anzuregen und die Menschen zuletzt zum Uebersinnlichen zu führen.

Jene jonische Philosophie des Sensualismus gab den ersten Anstoß zum geistigen Denken und Speculiren in Griechenland. Als Thales von Milet das Wasser und die Materie überhaupt als den Urgrund aller Dinge anerkannte, und auf kein Uebersinnliches oder Geistiges gekommen war, dachte er wie ein Kind und wie der heutige Sensualismus; dieser naive Materialismus veranlaßte andere Philosophen, zu Elea, zum weiteren Forschen und zum tieferen Denken. Der jonischen Schule entgegen bildete sich die eleatische. Die Eleaten wurden durch die Jonier oder Materialisten angeregt, den Urgrund der Dinge nicht in der Materie, sondern außerhalb der sichtbaren Welt zu finden; sie setzten den veränderlichen Erscheinungen ein unveränderliches, ewiges,

geistiges Sein entgegen. Hiedurch war der Grund gelegt zu der Philosophie des Geistes und des Ideals.

Diese Thatsache zeigt uns bei der griechischen Geistescultur, die so vielfach verleumdet worden ist, wegen des leidigen Mackels der Unsittlichkeit, der sich auch an sie, sowie an Alles, sogar an die Religion, gesetzt hat, daß das Sinnliche an sich auch seine Berechtigung hat, wenn man es nicht isolirt, sondern es mit dem Geistigen in einen harmonischen Rapport setzt. Wir können diesen Gedanken noch weiter verfolgen: Es ist eine Thatsache, daß das ganze geistige Leben in Griechenland durch die bloße Sinnlichkeit geweckt worden ist. Phönizische Kaufleute kamen nach Griechenland, als dieses noch in den Banden der Kindheit lag; sie verkauften an den Küsten ihre reichen Waaren; die Griechen wurden zur Beobachtung gespornt; sie staunten — sie lernten — ich füge ein schönes Wort von Curtius hinzu: „Die schlummernden Kräfte wurden geweckt, der Bann gelöst, „der die Menschen in einförmigen Zuständen gefesselt gehalten „hatte. Die geistige Bewegung begann und damit der erste „Athemzug griechischer Geschichte."

In beiden soeben angeführten Instanzen: wo der Materialismus dem Idealismus die Entstehung gegeben hat, und wo die sinnliche Anschauung den Geist der Griechen geweckt, finden wir ein Zusammenwirken von Geist und Sinnlichkeit, sowie es der Schöpfer gewollt, sonst hätte er den Geschöpfen keinen Körper gegeben.

Die Feinde der Cultur sollten diese enge Beziehung des Sinnlichen zum Geistigen berücksichtigen, um gegen alles das, was nicht ausschließlich geistlich und religiös ist, gerechter zu sein.

So lange das Geistige an den Stoff gebunden ist, wird die sinnliche Hülle bei Allem hervortreten, nur der Tod wird sie abstreifen; im vollkommenen Gleichgewicht erhalten sich Wenige, das Eine oder das Andere artet nach dieser oder jener Seite aus.

Fassen wir die Lichtseite des Griechenthums noch einmal ins Auge, so ist es wunderbar, was jener harmonische Schönheitssinn der Griechen, jenes edle sittliche Streben, und jener feine

Instinkt für Wahrheit, für die Cultur aller Zeiten bewirkt hat. Bei den Hellenen und immer wieder bei den Hellenen schöpft man Geschmack, Schönheit, Poesie, Weisheit und sogar Gelehrsamkeit. Die griechische Kunst war eine Verklärung des Irdischen und eine Verkörperung des Ueberirdischen. Wie das glühende Abendroth die Firnen der Alpen verklärt, so haben griechische Künstler den Zauber eines göttlichen Genius über die Kunst harmonisch ausgebreitet.

Ueber die römische Cultur.

Es ist allbekannt, daß die römische Geistescultur nur eine Fortsetzung der griechischen war. Schon zur Zeit der punischen Kriege wurden die Römer mit griechischen Kunstwerken bekannt; viele Städte, besonders in Sizilien, waren angefüllt von hellenischen Kunstproducten; Plutarch meint: dadurch daß Marcellus, nach der Plünderung von Syracus, griechische Statuen und Gemälde nach Rom habe bringen lassen, haben die Römer zum erstenmal an den delicaten und feinen Dingen der Kunst Geschmack gefunden. Man hat sogar, nach Plutarch, dem Marcellus den Vorwurf gemacht: „daß er aus einem Volk, welches nur gewohnt „war, Krieg zu führen, und das Feld zu bauen, welches grob „und ohne Politur war, aber sehr geeignet, um große Dinge „auszuführen, ein müßiges und geschwätziges Volk gemacht habe, „das darin Vergnügen fand, den größten Theil des Tages dazu „zu verwenden, um sich über die Künste und die Arbeiter, die „sich darin auszeichneten, zu unterhalten.“ Marcellus jedoch, fährt Plutarch fort, rühmte sich gerade dessen, daß Er der Erste war, welcher die Römer gelehrt hatte, die Schönheit und die Grazie griechischer Kunstwerke zu würdigen.

Den Feinden der Cultur sind ähnliche Argumente willkommen, allein, man bedenke; ob es nicht gut war, daß ein feineres Element sich in eine Bevölkerung einschlich, die trotz ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe, nur Sinn für die Rohheit des Krieges, für gewaltsame Plünderungen und für blutige Scenen hatte? Das

Bedürfniß des Schönen lebte auch in den Römern, aber es wurde durch das politische und kriegerische Streben gehemmt; da Griechenland die eigentliche Geburtsstätte der Kunst und des guten Geschmacks war, so nahm Rom das hellenische Formensystem in sich auf und verherrlichte dadurch seine nationale Größe. Die griechische schöne Form in der Baukunst, der Sculptur, und Poesie wurde zum Gesetz, nicht nur in Rom, sondern im ganzen Abendland. Da der höhere Genius der Kunst die ursprüngliche Antike beseelte, so wirkte er fort, bis er durch den römischen nationalen Verfall, und später durch die Barbarei und christliche Orthodoxie, verdrängt wurde. Der Römer liebte es, sich mit Kunst und Bildern zu umgeben, daher jene Fülle an öffentlichen Prachtsbauten, Villen, Statuen, Triumphbögen, Reliefs, Gemälden, Thermen, Tempeln, Foren, Basiliken, Theatern, Gärten, Hallen u. s. w. Auch die Privatwohnungen waren aufs Reichste mit Kunstgegenständen ausgeschmückt. Die Ruinen und noch erhaltenen Ueberreste zeugen von einer kunstliebenden Nation, obschon das Genie, oder die Productivkraft des einfach Schönen, weniger in den Römern selbst, sondern hauptsächlich in den griechischen Künstlern lebte, denn der Sinn der Römer war mehr auf äußere Prachtentfaltung gerichtet.

Der Trieb zu der idealen Ausbildung des Geistes, welcher die Griechen in ihrer besseren Zeit beseelte, war in Rom nicht ursprünglich; ausgenommen die großen Philosophen, Geschichtsschreiber und Poeten Roms, war die Geistescultur bei dem römischen Volke kein einheimisches, sondern ein ausländisches Gewächs; sie wurde dort naturalisirt und fortgepflanzt. In Griechenland war die Geistescultur ein Ausdruck des Nationalgeistes gewesen, in Rom war sie nicht aus dem Genie des Volkes entsprungen, sondern aus dem Kreise auserwählter Männer und der gebildeten Stände, welche sich nach den Mustern Griechenlands bildeten. Die Naturwüchsige Poesie der Griechen wurde durch correcte Eleganz ersetzt. Die lateinsche Prosa erhob sich zu einer klassischen Vollendung, allein die glatte, gesuchte Form erstarrte oft den Gedanken, und die Freiheit der Idee litt unter dem formalen Zwang. An die Stelle des Organisch-Erwachsenen trat

oft das Gemachte, des Natürlichen, das Gekünstelte und Rhetorische, welches immer nach Effect hascht. Obschon in Rom die Nachahmung die urschöpferische Kraft überwog, so hat die römische Kultur für die Nachwelt eine hohe Bedeutung gehabt, indem sie die Vermittlerin zwischen der griechischen und germanischen Bildung war; durch sie hat die moderne Welt den Zugang zu Griechenlands originalen Schöpfungen erhalten. Durch die römische Formenstrenge ließen sich die Neueren schulen, durch griechische Schönheit inspiriren. Die Nachahmung faßt ihre künstlerischen Motive aus der Wirklichkeit auf und erhöht sie zum Ideal; die Ursprünglichkeit schöpft sie aus der innern Anschauung des Geistes und aus der eigenen Begeisterung, um sie in der Wirklichkeit darzustellen. Diesen Unterschied findet man in der Kunst und Literatur jeder Culturepoche, sowie in den Produkten vereinzelter Individuen.

Ueber die Geistescultur im Mittelalter.

Wer das Mittelalter nicht kennt, bildet sich ein, während jenen vielen Jahrhunderten habe der Geist gleichsam geschlummert, er habe nichts Ideales hervorgebracht, erst durch die Reformation sei ihm wieder Leben eingehaucht worden. Wie ganz anders verhält sich die Sache. Auch der Tempel des Idealen hat seine Priester gehabt, welche das heilige, gottgeweihte Feuer nie ausgehen ließen, und im christlichen Sinn läßt sich sagen: ein unsichtbarer Wächter habe über der Geistescultur gewacht, ein Hüter Israels, welcher weder schlief noch schlummerte. Das Geistige oder Ideelle war wohl durch die Barbarei überwuchert worden; sobald die Stürme sich gelegt hatten, lernte die Menschheit die Harmonie des Idealen desto mehr schätzen. Die großen Völkerwanderungen haben der Geistescultur am meisten geschadet. Wer vermag die ungeheuern Verluste zu ermessen, welche durch wilde barbarische Eroberer und durch zelotische Eiferer ihr zugefügt worden sind! Es war wie wenn die duftenden Knospen und Blüthen eines überaus reichen Gartens muthwillig zerstört worden wären.

Es blieb dennoch ein Bedeutendes, welches die Civilisation der mittleren und modernen Welt wie ein Sauerteig bearbeitete.

Europa kam unter Karl dem Großen einigermaßen wieder zur Ruhe. Dieser gewaltige Geist vereinigte alle romanisch-germanischen und christlichen Nationen in ein großes Reich, es war an Größe und Glanz ein zweites Römerreich. Er ließ die Geistescultur ins Leben treten, unter ihm breitete das Ideale ein schönes Morgenroth über die Welt aus, und dieses rettete Europa aus der Barbarei. Ich übersetze aus Sismondi Folgendes über das geistige Wirken dieses großen Königs:

„Karl hatte die freien Künste mit Fleiß studirt, er achtete „sehr die Doktoren und überhäufte sie mit Ehren. Er hatte „die Grammatik von Peter Pisan gelernt, welcher ihm im „Alter noch Unterricht gab. In seinen anderen Studien hatte „er Alcuin zum Lehrer gehabt, welcher aus Britannien kam, „und ein sehr gelehrter Mann war. Karl konnte nicht schreiben; „nach unserer Einsicht, sagt Sismondi, ist es so abwegs, daß „man Kenntnisse der Sprachen und Wissenschaft erlangen kann, „ohne schreiben zu können, daß einige Gelehrte annahmen, Karl „sei nur in der Calligraphie ungeschickt gewesen. Wir glauben, „daß jene Gelehrten vergessen haben, welche Richtung der Unter„richt in den barbarischen Zeiten nahm. Mit wenig Büchern „und noch weniger Papier war das Schreiben ein Luxus, aber „der Unterricht geschah durch das Anhören und durch das Ueben „des Gedächtnisses; man grub in das Gedächtniß und nicht auf „Tafeln; man verlangte von den Schülern weder Notizen noch „Aufsätze und sie brachten es ziemlich weit in den Studien, ohne „die Schreibekunst zu kennen, welche uns unentbehrlich ist.

„Obschon Karl nicht schreiben konnte, hatte er eine beson„dere Vorliebe für Kunst und Wissenschaft; er kannte sie besser „als jeder andere Fürst seiner Zeit. In Italien, wo die Wis„senschaften, sogar während der Barbarei, in gewissen Schulen „gepflegt worden waren, holte Karl Lehrer, um die öffentlichen „Schulen in seinem Reiche wieder herzustellen, welche in Frank„reich in Verfall gerathen waren. Er versammelte in Rom, sagt „ein Mönch, die Meister der Künste, der Grammatik, der Rechen-

„kunst und führte sie nach Frankreich, indem er ihnen befahl, „dort die Liebe zur Cultur zu verbreiten; denn vor dem König „Karl war in Frankreich kein Studium der freien Künste gewesen.

„Karl hatte die Gelehrten aus allen Weltgegenden herbei„gezogen, und Alcuin, welcher das schönste Genie des Jahrhun„derts war, gründete um 780, im Palast des Prinzen, die pala„tinische Akademie, welche die Studien im übrigen Königreich „dirigirte.

„Zu derselben Zeit schrieb Karl an alle Bischöfe und an „alle Klöster, um sie aufzufordern, die vernachlässigten Studien „wieder aufzunehmen. Wir wünschen, schrieb er, daß Ihr seid, „wie es den Kämpfern der Kirche geziemt, fromm im Inneren, „gelehrt nach außen, fittsam im Leben, gelehrt und gut zu reden."

Karl bewirkte auch eine Reform in der Kirchenmusik, indem er statt des deutschen, den römischen Gesang einführte. Sein Hauptverdienst war: daß er die deutsche Sprache zur Volkssprache machte. Waren vorher die gelehrten Werke nur in Lateinisch geschrieben worden, so ließ Karl viele davon ins Deutsche übersetzen und dem Volk in der Muttersprache Belehrung und Erbauung gewähren. Dieses und noch so vieles Andere that jener große Geist, um die Cultur in seinem ausgedehnten Reiche zu heben.

Nach Karl dem Großen blühte jedoch die Geistescultur nicht lange in der Oeffentlichkeit fort; neue politische Umgestaltungen traten ein; die Geistescultur rettete sich in die Zellen der Klöster, allwo sie immer ihre Pflege fand. Es folgte abermals ein Jahrhundert der Barbarei und des Faustrechts, bis von den Kaisern aus dem sächsischen Hause, den Ottonen, im 10ten Jahrhundert, wieder ein günstiger Einfluß auf Deutschlands Bildung durch den eifrigen Betrieb der Wissenschaften ausging. Nachher erhob sich, unter den Hohenstaufen, neuerdings ein ruhmwürdiger Moment für die Cultur. Viele Geschichtschreiber nehmen aber von diesen Vorgängen keine Notiz und lassen die Zeit der Barbarei bis an das Ende der Kreuzzüge gehen. Das 12te Jahrhundert war die eigentliche Blüthezeit der Kreuzzüge. Der letzte, aber verfehlte, Kreuzzug wurde von Ludwig dem Heiligen im Jahr 1248 unternommen, und der letzte Kaiser der Hohenstaufen, Konrad IV.

starb 6 Jahre später 1254. Das 13te Jahrhundert bot der Menschheit des Mittelalters, wenn nicht den Blüthenkranz der Wissenschaft, weil sie, obschon in ihm die Scholastik ihre Höhe erreicht hatte, zu viel an die Autorität gebunden war — dennoch den Blüthenduft der Poesie und die Vollendung der sogenannten gothischen Baukunst. In ihm erhoben sich die bedeutenden Kathedralen zu Freiburg, zu Magdeburg, der Kölner Dom, das Straßburger Münster u. s. w. Aus ihm stammen jene poetischen Schöpfungen: das Lied der Nibelungen, der Parcival des Wolfram von Eschenbach, die Dichtungen des Walter von der Vogelweide, des Gottfrid von Straßburg u. s. w.

Die Geistescultur ist nicht an eine Nation oder an einen Welttheil vorzugsweise gebunden, sondern sie ist ein Gemeingut aller Völker. Arabien trug vom 8ten bis in das 11te Jahrhundert das Panier der Wissenschaft, zu ihm schworen viele Gelehrte und Wißbegierige. Die Araber haben bekanntlich in Spanien gewohnt; dorthin kamen Gelehrte aus Frankreich und England, um sich in arabischer Gelehrsamkeit zu unterrichten. Die Araber waren nicht nur berühmt in der Mathematik, Arzneikunde, Chemie, Rhetorik, Grammatik, Geographie und Geschichte, sondern ihre Literatur war reich an Poesie; sie blühte unter jenem Volke in der üppigsten Fülle, auch verherrlichten sie ihr Dasein durch die monumentale Kunst. Man glaubt, daß die Scholastik von den Arabern ausging; wenigstens erhielt sie durch jene Gelehrsamkeit einen Impuls. Die Scholastik war eine wahre Turnierschule der Wissenschaft, wo die Philosophen ihre geistigen Waffen unaufhörlich übten. Das nördliche Frankreich war der Hauptschauplatz dieser immerwährenden Geistesübungen; man erging sich meistens in dialektischen Spitzfindigkeiten, obwohl große und schöpferische Denker, z. B. Johann Scotus Erigena, Abailard, Anselm von Canterbury, Thomas von Aquino, Bonaventura, Duns Scotus, Roger Baco u. s. w. zu ihr gehörten. Die Schattenseite der scholastischen Gelehrsamkeit war die absolute Hingabe an die Autorität, besonders an die des Aristoteles. Man hatte die aristotelischen Ansichten aufs Genaueste mit der christlichen Theologie verbunden, beide zusammen beherrschten die Gelehrsamkeit

des Mittelalters unumschränkt. Erst Descartes, im 17ten Jahrhundert, brach die Fesseln dieser Tyrannei gewaltsam durch seinen kühnen Forschergeist. Er erweiterte die Thore der Physik, der Metaphysik und des wissenschaftlichen Denkens. Der lebendige, schaffende Geist unter den Gelehrten, war durch eine todte scholastische Form versteinert worden, es bedurfte eines außerordentlich genialen Mannes, wie Descartes, um der gelehrten Welt ein warmes Leben einzuhauchen. Solche geniale, schöpferische Naturen sind seltene Erscheinungen in der Geschichte.

Der theologischen Scholastik zur Seite ging die Mystik. Sie war ein Versenktsein in Gott und göttliche Dinge. Aus der Vielheit kehrte man zur Einheit, aus dem Schein zum Wesen zurück. Man versenkte sich in die unergründlichen Tiefen des Ewigen, und wendete seinen Blick nur der Gottheit zu. Das Ideale zog wie ein Lebensstrom durch jene Jahrhunderte, welche eine oberflächliche Betrachtung als die Zeit der vollständigsten Unwissenheit bezeichnet. Aus dem Volksgeist und dem Volkscharacter gingen das Heldengedicht, die Rittersage, der Minnesang wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn hervor; der kostbare Diamant des Mittelalters war die Poesie, dieser Edelstein warf den reichsten Farbenglanz um sich. Dort war die Poesie nicht ausschließlich an einzelne Dichter und an besondere Dichterperioden gebunden, sondern die Völker waren dichterisch. Die Dichter gaben nur den Gefühlen, die in den Gemüthern lebten, einen künstlerischen Ausdruck. Es ist schon ein Zeichen von Armuth an innerem geistigen Leben, wenn nur einzelne bevorzugte Poeten die Dichtkunst machen müssen. Sollen alle tiefen, heiligen und begeisternden Gefühle in der Brust eines Dichters wohnen und kein Echo in der Wirklichkeit finden, so ist es ein Unglück, ein Dichter zu sein, denn er wird ja nirgends verstanden. Die großen und erhabenen Gefühle regen auch zur uneigennützigen That an, beide stimmen zusammen. Wenden wir uns jetzt dem Lande zu, wo das Ideale eine wahre Wiedergeburt erlebte, es war Italien.

Ueber die Renaissance in Italien.

Es ist schwer, ein zusammenfassendes Bild von dieser überaus reichen Zeit zu geben, welche im 14ten Jahrhundert begann und sich bis in das 16te erstreckte. Ich fühle, daß ich nur einzelne Gedanken geben kann und verweise, in Bezug auf das Ganze, auf die „Cultur der Renaissance in Italien“ von Jakob Burkhardt aus Basel.

Suchen wir zuerst das tiefere Motiv auf, aus welchem jene allgemeine Liebe zur antiken Bildung hervorgegangen ist, so war es gewiß ein inneres Bedürfniß. Man erkannte das Ideal des Schönen und das Streben nach Erkenntniß, welches die Alten beseelte, als die höchsten Vorzüge des Lebens. In Italien tritt der Unterschied zwischen bloßer Brotwissenschaft und ursprünglichem Drang nach Wissen nebst Begeisterung für das Ideale, deutlich hervor. Die lateinische und griechische Gelehrsamkeit wurde durch eine besondere Klasse von Gelehrten an den Höfen und Universitäten kultivirt, welche man die Humanisten nannte; jene Menschen waren wohl nothwendig, um gleichsam, als Priester, den Tempel der Wissenschaft zu wahren: die Meisten thaten es aus Ruhm, noch mehr aus Aussicht auf glänzende Belohnung und Ehrenstellen. Die Humanisten arteten im 16ten Jahrhundert aus, sie wurden unsittliche, unerträgliche Menschen, welche Jedermann zur Last fielen. Das Ideal war aus ihrer Seele geflohen, denn sie waren Brotgelehrte und Pedanten; sie erlebten ihren Sturz; das ideale Wesen des Humanismus lebte aber im Volksgeist fort. Bei den Humanisten herrschte ein bloßer Buchstabendienst, er brachte den Tod, der Geist befreite sich aus der engen Hülle und wirkte nicht nur auf das Mutterland, sondern auf andere Culturländer Europas. Der Impuls zur Cultur des Antiken, welcher von Italien ausging, bemächtigte sich auch Deutschlands und Frankreichs, wo die Cultur der Renaissance ein weites Feld gewann. Italien war jenen Ländern nur vorangegangen.

Die platonische Philosophie behauptet: Das Ideal sei eine Erinnerung an einen vollkommenen Zustand, welchen die Seele

des Menschen vor ihrem irdischen Dasein genoß; wo sie das Wesen der Dinge in ihrer Reinheit anschaute; wie ein Verbannter befinde sich der Geist auf dieser Welt, er sehne sich immer nach seinem Ursprung zurück. Sokrates sagt im Phädon: auch das Wissen sei etwas, das der Mensch im Gedächtniß behalten habe, anknüpfend an ein früheres Dasein, wo der Geist den Ursprung des Wissens kannte und in dessen vollem Besitze war. Dieses läßt sich im historischen Sinn auf die Italiener anwenden. In jener Zeit, welche man als die Wiedererweckung des Alterthums kennt, erwachte die Erinnerung an eine frühere, glorreiche Existenz: die Ruinen, welche man in der ewigen Roma vor Augen sah, waren sichtbare Zeugen des ehemaligen Glanzes; ihr Anblick belebte die Begeisterung für die Größe der Vorfahren. Die Ruinensentimentalität war der Anfang zu einer allgemein um sich greifenden Cultur der Renaissance in Italien.

Rom lag, als die Zeit des päbstlichen Schisma vorüber war, verödet da; das Vieh weidete bis in die Stadt hinein; diese Stadt sollte dennoch verewigt werden, denn die irdische Unsterblichkeit besteht nicht in einem Zustand des ewigen Einerleis, sondern ihr Charakter ist: Weiterbildung durch Erneuerung, Umwandlung und Wiedergeburt. Als Nicolaus V. (1447) den päbstlichen Stuhl bestieg, wurde Rom wieder verschönert, man widmete den Ruinen eine große Pietät. Man machte Wanderungen durch Rom, um die Ruinen zu studiren, um sie mit den Schriften der römischen Autoren zu vergleichen. Mehrere Päbste, wie wir dieses schon früher bemerkt haben, betrieben die archäologischen Untersuchungen aufs Eifrigste. Vieler bemächtigte sich nicht nur ein wissenschaftlicher Eifer, sondern ein wahres Heimweh, nach jenem so herrlichen Alterthum, welches durch Redner wie: Crassus, Hortensius, Cicero u. s. w. berühmt war.

Zu der Liebe für die steinernen Monumente gesellte sich die Begeisterung für die schriftlichen. Man setzte sich sogar in Schulden, um in Klöstern aufgefundene Manuscripte zu kaufen. Es fand ein Forschen nach den Schriften der Alten statt, welches sich weit über Rom hinaus, in die halbe Welt erstreckte. Der Florentiner Niccolo Niccoli, welcher zu einem gelehrten Freunden-

kreis gehörte, verwendete sein ganzes Vermögen auf den Erwerb von Büchern; ähnliche Züge könnte man viele anführen, aber es ist nicht meine Aufgabe, ins Spezielle einzugehen.

In Italien traten schon im 14ten Jahrhundert die Dichter auf, welche in ihrer Person den Ruhm Italiens darstellten, sich auch dadurch beliebt machten, daß sie eine große Verehrung für das Alterthum hatten, und auf dasselbe als Muster hinwiesen. Sie waren: Dante, Petrarca, Boccaccio.

Im 15ten Jahrhundert, welches die eigentliche Zeit ist, wo der Humanismus sich vieler Stände bemächtigte und populär wurde, herrschte er auch an den Universitäten, Collegien und Schulen; es erhob sich in Italien ein wissenschaftliches Leben, von welchem wir uns keinen Begriff machen können. Die Bücher waren seltener als jetzt, der Ersatz dafür war: der persönliche Geistesverkehr. Die Wissenschaft war also nicht stumm, sondern lebendig; sie griff mächtig in die Conversation und in das Leben ein. Man hatte damals kein Verständniß davon, daß die Wissenschaft nur in das Studirzimmer und auf den Catheder gehört, daß die Menschen zusammen kommen müssen, um über nichtige Dinge zu sprechen und dadurch das Geistige, welches das Unsterbliche in ihnen sein könnte, zu tödten; oder, was noch schlimmer ist und zum herrschenden Ton in einigen Städten geworden, um seinem Nebenmenschen durch Verleumdung und allerlei Kleinigkeitskram sein Heiligstes, seinen moralischen Werth und seinen guten Namen zu rauben. Nein, dieses moralische Räuberwesen schlich sich wenigstens nicht in die auserlesenen Kreise der sogenannten Gebildeten ein; statt die menschliche Natur gewaltsam zu entehren, suchte man sie zu heben. Man fachte gegenseitig den Lebensfunken an, welchen der Schöpfer in die Menschen gelegt hat, als Beweis ihrer geistigen Bestimmung. Auch sah man in der Ausbildung der Geistesgaben nicht ein der Religion gefährliches Element, und dieses erkannte man in einer Zeit, welche der Reformation voranging.*) Die Kinder wurden diesem Geist

*) Das Ausführliche aus Quellenstudien hierüber ist zu lesen in Burkhardts: „Cultur der Renaissance in Italien S. 379—84.

gemäß erzogen. Nicht nur die Gelehrten und Fürsten, sondern sogar die Bürger, besonders in Florenz: „machten aus der Be„schäftigung mit dem Alterthum ein Hauptziel ihres Lebens, bei „ihnen wirkte der Humanismus praktisch, als nothwendiges Ele„ment des täglichen Lebens", wie sich Jakob Burkhardt in Cultur der Renaissance auf Seite 210 ausdrückt. Ich erlaube mir aus diesem verdienstvollen Buche Folgendes anzuführen.

„Giannozzo Mannetti hatte schon eine Kaufmannslehrzeit „durchgemacht und war Buchführer eines Bankiers; nach einiger „Zeit aber erschien ihm dieses Thun als eitel und vergänglich, „und er sehnte sich nach der Wissenschaft, durch welche allein der „Mensch sich der Unsterblichkeit versichern könne. Als ihn der „Staat als Geschäftsträger, Steuerbeamten und Statthalter in „Brescia verwandte, versah er seine Aemter so, als wäre in ihm „ein hohes Ideal erwacht, das gemeinsame Resultat seiner huma„nistischen Studien und seiner Religiosität. Er exequirte die „gehässigsten Steuern, die der Staat beschlossen hatte, und nahm „für seine Bemühung keine Besoldung an; als Provinzialvorsteher „wies er alle Geschenke zurück, sorgte für Kornzufuhr, schlichtete „rastlos Prozesse, und that überhaupt Alles für die Bändigung „der Leidenschaften durch Güte."

Die Liebe für das Alterthum erwachte auch an den Fürstenhöfen. Die Medicis im 15ten Jahrhundert versammelten Alles um sich, was gelehrt und künstlerisch war; von Cosimo dem Aelteren (1464) und Lorenzo Magnifico (1492) zu Florenz, ging ein Geist der Wiederbelebung des Alterthums im vollendeten, edelsten Sinne aus. Nicht was Glanz oder Ruhm um sie verbreitete, war das ausschließliche Ziel ihres Strebens, ihre Liebe zum Wissen griff in das vorborgene Geistesleben ein, und beförderte die Lösung der tieferen Lebensfragen durch die platonische Philosophie. Cosimo Medici gewann seine Umgebungen für die platonische Ideenlehre.

Jenes schöne Streben nach Wahrheit und jene Geistesausbildung beschränkte sich nicht auf die Männer, auch die Frauen waren in den edlen Kreis des Wissens eingeschlossen. Die Studien galten, wie Jakob Burkhardt in seiner „Cultur der Renais-

sance“ bemerkt: „als das edelste Gut des Erdenlebens und man ließ auch die Töchter des Hauses daran Theil nehmen. Von einer aparten, bewußten Emancipation sei gar nicht die Rede gewesen, weil sich die Sache von selbst verstand.“

Man war also nicht in dem Wahn befangen, daß das Beste, das Edelste im Menschen nur ein Besitzthum der Männer sein müsse und daß die Frauen dem Geringeren, nämlich nur dem Materiellen, anheimfallen sollen. Der Geist ist das Unsterbliche im Menschen, ihn ausbilden heißt: diesem Leben eine höhere Weihe geben und sich auf ein Fortleben vorbereiten; wer also die Frauen zu einer Vernachlässigung des Geistes verdammt, zwingt ihnen die traurige Nothwendigkeit auf, nur unter dem Joche des Vergänglichen zu leben. Die Menge der Unverständigen mag noch so gegen die Geistesbildung der Frauen eifern, wo einmal dieser Trieb in ihnen erwacht ist, können sie ihm nicht widerstehen, er ist stärker als das Leben selbst. Nur die, welche selbst geistig todt sind, eifern gegen die Geistesbildung der Frauen; es geht ihnen wie dem Fuchs in der Fabel: weil die herrliche, süße Frucht der Traube für sie zu hoch oben hängt, und sie dieselbe nicht erreichen können, trösten sie sich damit, sie sei sauer.

Man muß zwar die überraschende Erfahrung machen: daß sogar Gelehrte, welche die Wohlthaten der Wissenschaft an sich selbst erfahren haben, dieselben den Frauen nicht gönnen, sondern die uncultivirten Frauen den cultivirten vorziehen. Es gibt nur einen Punkt, welcher den ganzen Streit, ob ein geistig gebildetes Frauenzimmer einem ungebildeten vorzuziehen sei, entscheidet. Entweder weiß man mit dem Wissen die höchste und tiefste Kraft des Menschen, nämlich das Ideale, nicht zu verbinden, dann sinkt die Wissenschaft zur bloßen Brotgelehrsamkeit herunter und nützt weder den Männern noch den Frauen; oder man verbindet das Ideale damit, dann ist die Wissenschaft eine veredelnde Macht, welche nicht nur den Gedanken, sondern noch vielmehr das Gefühl ausbildet. Diesen letzteren Vorzug den Frauen nicht gönnen, heißt einen ausgesprochenen Egoismus an Tag legen.

In der Frauen Innerstem fließt ein reicher Quell von Ge-

fühlen; sie sind ihrer Anlage nach fähiger zu einem Geistesleben als die Männer, weil die Gefühle bei ihnen vorherrschen, und Alles Wahre und Hohe nur aus dem Gefühl entspringt. Ohne Gefühl bringt es die menschliche Natur zu keinem Seelenadel, und besäße sie sonst alle Wissenschaft der Welt. Die Frauen sind also von Natur zu einem Geistesleben angelegt; da dieses immer mehr mißachtet wird, da man sie nur zum Hausbackenen verdammt, so versiegt dieser Quell des Geistes in ihnen. Dieses rächt sich denn dadurch, daß sie zur Nichtigkeit heruntersinken und zugleich — man bedenke es wohl — der bessere Theil des Menschengeschlechts.

Der Eifer für die Geistescultur und besonders das Ideal des Antiken griffen in Italien immer weiter um sich. An alle übrigen Fürstenhöfe berief man die Humanisten, um die Pflege der Musen zu befördern. Bei einigen Päbsten, sagt Jakob Burkhardt: „hat die Furchtlosigkeit gegenüber den Consequenzen der damaligen „Bildung etwas unwillkürlich Imposantes. Nicolaus V. war „beruhigt über das Schicksal der Kirche, weil Tausende gelehrter „Männer ihr hilfreich zur Seite standen.“ Das Pontificat Leos X. war ganz den Musen geweiht; das Griechenthum fand unter ihm seine Verherrlichung. Er sagte: „Die großen Autoren seien eine Norm des Lebens, ein Trost im Unglück; die Beförderung der Gelehrten und der Erwerb trefflicher Bücher habe ihm von jeher als ein höchstes Ziel gegolten; und auch jetzt danke er dem Himmel, den Nutzen des Menschengeschlechts durch die Herausgabe des Tacitus befördern zu können.“

Diese Begeisterung für das Alterthum dehnte sich ungefähr bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts aus, bis die beginnende Gegenreformation eine Wendung in Italiens Geschicke brachte, die dem Geistesleben schädlich war. Durch die Gegenreformation wurden die Zügel der Geistescultur wieder straff angezogen; sie mußte sich neuerdings in das Joch der Kirche einspannen lassen, aus dem ganz natürlichen Grund, weil man dem streng-dogmatischen Protestantismus einen streng-dogmatischen Katholicismus entgegenhielt. Zu diesem Behufe konnte der Katholicismus kein freies, aufgeklärtes Denken aufkommen lassen; er verfuhr noch

strenger gegen die damals aufkeimenden rein wissenschaftlichen Bestrebungen als gegen die Kunst; er suchte durch Verbrennungen und Einkerkerungen die Aufklärung im Keim zu ersticken. Wie wenig ihm dieses gelang, beweist die Geschichte der folgenden Jahrhunderte. Die Kunst, welche sich unter Leo X. so frei, so sinnlich-naiv entfalten durfte, mußte sich neuerdings in den strengsten Kirchendienst begeben, sie erhielt einen mönchischen und gewaltsamen Character.

Am Schluß unserer Betrachtungen über die Cultur der Renaissance in Italien erhebt sich ein bedenklicher Schatten zu dem Licht, welches wir hervorgehoben haben; es ist die Ausartung des Humanismus in einen Formen- und Buchstabendienst einerseits, und die Unsittlichkeit, welche der Geistesbildung zur Seite ging. Der Pedantismus oder die absolute Hingabe an die Autorität strafte sich selbst dadurch, daß jene Pedanten unfruchtbar waren, denn der schöpferische Geist wohnt nicht in einem Pedanten; der Pedant ist ein bloßer Diener des Buchstabens, er hat nur Sinn für das Einzelne, die großen zusammenfassenden Ideen, das Erhabene und Ideale, welches die menschliche Natur adelt, sind ihm fremd, er ist ein Brotgelehrter, ein Schulfuchs, er dient nur dem Zweck und kennt nicht die ästhetische Freiheit. Diese Menschen, ohne Geist, waren die Schattenseite des Humanismus; wo ist aber etwas in der Welt, das nicht ausartet?

Das zweite Dunkel war, daß die Moralität in jenem Zeitalter der Renaissance nicht bedeutend durch das Ideal gehoben wurde, denn, liest man die Sittenschilderung jener Zeit, so bildet sie einen traurigen Contrast zu dem sonst allgemein geistigen Streben. Verzweifeln müßten wir ob der Ohnmacht des Geistes, des Ideals und der Geistescultur, wenn uns nicht die christliche Religion eine traurige Parallele böte. Das Evangelium der Liebe tönt seit 18 Jahrhunderten durch die Christenheit und wie Viele hat es, in Verhältniß zu der Masse, wahrhaft veredelt? Zeigt uns nicht die Christenheit eine traurige Nachtseite der Unsittlichkeit, die sich durch alle Zeitalter ausdehnt? Hat nicht die Religion mit dem Ideal und der Geistescultur das gemein, daß sie verhältnißmäßig wenig ausrichtet? Millionen und abermal

Millionen Menschen leben ohne von einer geistigen Kraft getragen zu sein, nur Wenige folgen dem Zug der Religion und des Idealen; wir wissen aber, daß das Materielle, dem die Meisten dienen, sich auflöst, und daß nur das Geistige bleibt. Ist eine Kraft, von welcher die Menschen keinen Gebrauch machen, an und für sich keine Kraft? Selbst das Gewissen, welches entschieden die Macht ist, welche die allgemeinste und verbreitetste Wirkung hat, so daß man sagen kann: es sei ein Band, das alle Menschen umschlingt; in ihnen allein erkenne man die Verwandtschaft der menschlichen Natur, weil Gott zu Allen durch das Gewissen spricht — selbst das Gewissen ist nicht in allen Menschen thätig, denn, welch eine Verschiedenheit herrscht in dieser Beziehung! Bei den Einen ist es sehr zart, bei Vielen, ja bei Vielen ist es todt. Ein Beweis, daß sogar das Allgemeinste kann auf eine partielle Wirkung beschränkt werden, wenn der Mensch seine Kraft durchaus nicht wirken lassen will.

Auf eines wünsche ich noch aufmerksam zu machen. Wahr ist's, daß in allen sogenannten Zeitaltern der Cultur, neben dem vielen Schönen und Guten eine bedauernswerthe Immoralität einherging. Verschweigen wir die Laster, welche zu gleicher Zeit herrschten, nicht, vergleichen wir dennoch jene Zustände, nebst all ihren Kehrseiten, mit dem Leben völlig uncultivirter Völker, z. B. dem der Wilden, bei welchen eine gänzliche Geistesarmuth herrscht, und die Wohlthaten der Geistescultur springen auffallend ins Auge. Bei geistig erleuchteten Nationen ist die Einsicht in das Wesen der Sittlichkeit vorhanden, es finden sich bei ihnen Charaktere, die, wenn sie auch nicht vollkommen sind, eines Aufschwungs der Seele zum Guten fähig sind, während bei stumpfsinnigen Menschen der Sinn für das Höhere oder die Begeisterung gestorben ist. Bei geistig cultivirten Menschen treten oft die Contraste von Licht und Schatten grell hervor. Ein und derselbe Mann ist hoher Tugenden und großer Laster fähig, ein stumpfsinniger Mensch ist aber zu nichts fähig, er folgt blos dem Trieb der niederen Natur. Cesare Borgia übte nebst seinen Lastern Großmuth aus. Plutarch beschreibt uns in vielen Bänden das Leben großer Männer, welche er der Nachwelt als

Muster vorführt. Mit wenigen Ausnahmen besaßen alle hervorragenden Männer große Tugenden, aber auch Untugenden und sogar Laster; deßwegen waren sie doch große Männer, sie haben Unvergängliches für die Menschheit geleistet; was vermöchte ein völlig geistloser Mensch Großes auszuführen? Die Tugend feiert nur in Wenigen einen vollkommenen Triumph; überall treten uns schwer zu lösende Contraste entgegen. Dieses beweist uns, wie weit wir noch von der Harmonie entfernt sind.

Jene Zeitalter, wo man keine Geistescultur kannte, nennt man die Zeitalter der Barbarei. Wer sich gegen die Geistescultur auflehnt, oder wer dieselbe zu gering schätzt, fällt in die Barbarei zurück. Das Christenthum hatte man in jenen barbarischen Zeiten, aber keine Geistescultur. Wohl kannte man das Ideale, wie wir dieses schon bemerkt haben, allein es lag noch, einem kostbaren Diamanten gleich, unter dem Trümmergestein der Barbarei; die Wissenschaft hat es davon befreit und an das helle Tageslicht gefördert; sollte sie jetzt diesen Brillanten fahren lassen? Nur dann ist die Geistescultur vollständig, wenn sich das Ideale mit der Wissenschaft verbindet.

Das Ideal oder die Harmonie bei verwandten Geistern.

Obschon dem individuell Menschlichen so viele Mängel anhaften, so sind es doch die Menschen, welche aus dem Quell ihres inneren Lebens so viel Herrliches geschöpft haben. Man sagt uns: eine göttliche Seele circulire in der Welt und in der Natur; diese Gotteskraft hat sich auch der Menschen bemächtigt; sie hat das unvollkommene Gefäß auserwählt, um sich zu verherrlichen. Es wirken unsterbliche Kräfte in der Menschheit, die sich in den Werken der auserwählten Geister offenbaren. Wer erkühnt sich, große Männer wie Göthe zu richten, weil einzelne Schwächen bei ihm in Vordergrund treten? — Dürfen wir außerordentlichen Männern unseren engen Maßstab anlegen? Der Egoismus, welcher nur sich selbst kennt, und sich in die Seele eines Anderen nicht

zu versetzen weiß, verdammt; wenn die Welt wüßte, welch einen harten Kampf ideale Naturen in diesem beengenden Dasein durchmachen, wie unendlich mehr sie zu überwinden haben, als die Alltagsmenschen, so wäre sie gerecht.

Auch bei jenen Männern war das Ideale, welches sie in Kunst und Literatur hervorbrachten, kein fertiges Geschenk, sondern es wurde durch Mühe und Arbeit errungen. Das Ideale tritt uns bei verwandten Geistern lebendig entgegen. Ich wünsche durch kurze und zusammenfassende Worte darauf aufmerksam zu machen.

Die Kunst, welche die in uns schlummernden Gefühle am mächtigsten weckt, und durch ihre Zaubertöne die Seele so weich und harmonisch stimmt, fand ihre geniale Vollendung in nicht sehr entfernter Zeit. Wer! der Sinn für das Schöne hat, möchte nicht dem begeisterten Fluge eines Beethoven, Mozart, Haiden, Gluck u. s. w. folgen können?

Der für das Ideelle Begeisterte findet besonders seine Befriedigung bei dem idealen Schiller. Wer das glückliche Organ besitzt, der Natur und dem Leben die innere Harmonie abzulauschen und von innen aus die äußeren Dinge zu verklären, der fühlt einen geheimen Zug zu dem poetischen Genie Göthe's. Diese beiden fruchtbaren Geister scheinen in abweichende Bahnen eingelenkt zu haben, weil Schiller oft im Reiche der Philosophie und der Abstraktion verweilte, während Göthe sich der Kunst, der Realität und der Natur zuwandte. Dies war aber nur ein scheinbares Auseinandergehen, denn das Gesetz der Harmonie, welches tief in ihrem Geist begründet war, vereinigte sie wieder, und über Schillers, sowie über Göthes Geistesprodukte ist der Zauber der Harmonie ausgegossen.

Wen die naive Anmuth und die liebenswürdige Natürlichkeit mehr anspricht, als die gehaltvolle Tiefe, der findet sein Ideal in jenem goldenen Zeitalter der französischen Literatur, deren Zierden Molière, Racine, Fénélon, La Fontaine und noch Andere waren. Wer in der dramatischen Kunst die Höhe des Ideals sucht, weil sie den Menschen in seinen verschiedenen Beziehungen zum Leben darstellt, der lasse sich von dem kolossalen Geiste Shakespeare's die Bücher des Schicksals aufschlagen.

Wen nicht nur die wunderbaren Töne, die der Künstler aus einem Instrumente lockt, sondern auch das Melodische einer Sprache anzieht, der verweile in Italien, wo ihn ein Tasso, ein Ariost, ein Boccaccio, ein Dante u. A. durch ihre unsterblichen Gesänge begeistern werden. Dieses interessante Land kann er nicht verlassen, ohne den höchsten Gipfel der Idealität bestiegen zu haben, und dort auszuruhen wo Rafael, Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Tician und noch so viele andere Künstler im Reiche des Ideals als Könige herrschten. Sie sind Sendboten des Himmels gewesen, welche das Göttliche in der Kunst verewigt, und über das unglückliche Italien die Fittige des Friedens ausgebreitet haben.

Noch muß ich eines Landes gedenken, wo einmal die Harmonie, im humanistischen Sinne, vollkommen verwirklicht worden war. Hellas heißt das glückliche Land, und die Griechen sind die Bevorzugten der Götter gewesen, bei welchen, wie bei keinem anderen Volke, das Physische und Geistige harmonisch ineinander wirkten. Das Ideal der Griechen war Harmonie; ihre Philosophen und Dichter hatten sie als den Grund des Daseins erkannt. Sie sahen eine Schöpfung, welche auf Harmonie beruhte. Das Gesetz der Harmonie war in ihre Seele geschrieben, und ihre Kunst, ihre Sprache, ihre Rede und Schrift athmen sie. Der Einklang war freilich auch bei ihnen das Ideal, denn im täglichen Leben waren dort die Dissonanzen so kreischend als bei anderen Nationen; bei den Griechen waren es, wie überall, nur die auserwählten Geister, welche eine ideale Menschheit darstellten. Aber, wo sie vorhanden ist, tritt sie uns herrlich entgegen.

Zum ersten hatten die Griechen keinen Begriff von jener Feindschaft zwischen Natur und Geist, welche in der mittelalterlichen und noch in der modernen Civilisation die Menschen so mächtig bearbeitet. Curtius sagt dieses in seiner Geschichte Griechenlands auf S. 439 in folgenden Worten treffend: „Wohl „kannten auch die Griechen den Sitz sinnlicher Begierden und „waren sich seiner dem Geistigen widerstrebenden Natur wohl be„wußt; aber ihr ganzes Streben ging ja dahin, diesen Gegensatz „nicht als einen unlösbaren, quälenden Widerspruch stehen zu

„lassen, sondern ihn zu überwinden, den Leib nach Zucht und „Gesetz auszubilden, und so zwischen dem innern und äußern „Menschen eine Harmonie herzustellen, indem sie das Sinnliche „vergeistigten, und das Geistige versinnlichten."

Die Erde war den Griechen ein Werk der Gottheit, diese wirkte durch vielerlei Kräfte auf ihr; die Götter stiegen hernieder zu den Menschen, um sich mit ihnen zu befreunden. Dem Himmlischen mußte sogleich ein Leib angebunden werden, dadurch wurde die Materie veredelt und verklärt. Die griechische Kunst ist der vollkommene Ausdruck eines harmonischen Verhältnisses zwischen dem Menschlichen und Göttlichen. Gott der Geist, die Idee, wirkten in der Menschheit, sie nahmen eine irdische Gestalt an, und dieses ist auch eine christliche Wahrheit.

Ferner waren die Griechen keine einseitigen, sondern vielseitig, ja harmonisch gebildete Menschen. Sie stellen einen schönen Gegensatz zu den Modernen dar. In der jetzigen Welt weiß man viel von Fachgelehrten, von welchen Jeder nur Sinn für seine Wissenschaft hat, und die ästhetische Freiheit nicht zugibt. Bei den Griechen sollten wir eine harmonische, allseitige Bildung lernen, denn es ist ungleich angenehmer, in seiner eigenen Seele eine erhabene, ausgedehnte Aussicht zu genießen, als zwischen zwei düstere Felsen eingeklemmt sein. Zu einer harmonischen Ausbildung des Geistes bedarf es der Poesie und des Schönheitssinnes; diese schließen die Gründlichkeit nicht aus. Lernen wir bei den Griechen die Gedankentiefe mit einer vielseitigen Bildung zu verbinden! —

Das Ideal oder die Harmonie in der Philosophie.

Die Philosophie ist die Lehre von dem Wesen der Dinge; sie will das Wesen Gottes, das Wesen des Menschen, das Wesen des Stoffes und des Geistes, die Gesetze der Weltordnung, sowie

den Zusammenhang zwischen der geistigen und physischen Welt erkennen.

Die Philosophie hat viel Verwandtes mit der Religion, beide verfolgen gleiche Interessen, indem sie die Wahrheit als höchstes Ziel ihres Strebens setzen. Von der Religion sagt man: sie sei eine Verbindung des Menschen mit Gott. Dieses Band kann aber ein sehr unvollkommenes sein, denn es gibt falsche Religionen, welche auf Aberglauben und Mythologie beruhen, dennoch glauben sich jene Menschen, durch die von ihnen angenommene Religion, der Gottheit verbunden. Die Philosophie steht in manchen Fällen über der Religion, weil sie alle menschlichen Beisätze von ihr ausscheidet und nur das reine Princip, die höchste Vollkommenheit, sowie den göttlichen Grund der Dinge erfaßt. Wer der Philosophie ihren Adel abspricht, besitzt selbst keinen Adel der Gedanken, denn wie kann man dasjenige gering schätzen, was sich so ernstlich um die Wahrheit bemüht? Wird auch das Problem der Welt nicht immer auf dem Weg des Philosophirens gelöst, so bedenke man: daß die Menschheit nur auf Hoffen, Ahnen und Glauben angewiesen ist; aber man würdige das aufrichtige Forschen nach Wahrheit, es ist unendlich mehr werth, als die Geistesträgheit und das gedankenlose Nachsagen oder Schwören auf fremde Autorität. Die Philosophie ist nicht nur für Gelehrte, sondern jeder denkende Mensch philosophirt, und solche, die dessen nicht fähig sind, besitzen kein Urtheilsvermögen, sie sind so beschränkt, daß sie über keine geistige Frage zu entscheiden wissen.

Das oberste Gesetz der Philosophie ist das Denken; sie denkt nicht nur, sondern sie ahnt, sie erkennt dem Menschen ein Hellsehen zu, das seinen Sitz im Gemüth hat und die Intuition ist. Sie ist eine innere Offenbarung, durch welche der Mensch das Höchste vernimmt. Das Denken und das Fühlen, wo sie auseinandergehen, verfolgen einseitige Richtungen, wo sie harmonisch zusammenwirken, kommen sie der Wahrheit am nächsten. Der Mensch besitzt einen reichen Schatz von Ahnungen in der Seele, sie sind weit umfassender als das Denken, denn sie ergreifen das Unendliche, während durch den Gedanken die Unendlichkeit uns

nicht so nahe tritt. Das Gefühl allein hat aber, wegen seiner grenzenlosen Ausdehnbarkeit, die Menschen schon zum Wahnsinn gebracht; alle jene schrecklichen religiösen Beirrungen der Secten und der Fanatiker sind aus dem Gefühl entsprungen; die bachantische Raserei war nur die Entfesselung eines im Abgrund religiöser Ahnung und Gefühle sich verlierenden unbewachten Geistes. Das Denken legt dem Gefühl die Zügel an und gibt ihm, obschon eine begrenzte, dennoch eine gesunde nüchterne Richtung.

In der Philosophie hat sich eine Richtung gebildet, welche die höheren Offenbarungen vorzugsweise in das Gefühl verlegt. Jakobi, Schleiermacher, Dewette, sowie noch andere namhafte Theologen und Philosophen, bekannten sich dazu; sie findet jetzt noch die meisten Anhänger, weil viele Leute sagen: wir begreifen Gott nicht, aber wir fühlen ihn. Eine abweichende Ansicht erkennt nur dem Denken die Fähigkeit zu, das Absolute zu erkennen; zu dieser bekennen sich alle Idealisten von Descartes, Kant, bis Hegel, auf das Consequenteste. Die zwei soeben genannten Schulen haben in der Philosophie nicht so scharf auseinander gehende Richtungen bewirkt, als der Realismus und Idealismus, weil es für den Denker unmöglich ist, das Gefühl zu leugnen, und das Gefühl so nothwendig des Gedankens bedarf, als der Ausdruck des Wortes. Zwei weit mehr entgegengesetzte Systeme müssen uns beschäftigen, weil beide sich in Extreme verirrt haben; sie können nur insofern lebensfähig werden, als beide sich einander nähern, und ein Theil dem andern etwas nachgibt.

Ueber den Idealismus und Realismus.

Der moderne Idealismus stellt folgende Grundansicht auf: Die intellektuelle Fähigkeit des Menschen, bestehend aus Vorstellen, Urtheilen, Denken, Bilden, ist die Genesis oder Zeugungskraft, welche der Welt außer uns, mit ihren Ereignissen, die Entstehung gibt. Die Welt an und für sich hat keine Realität, oder wenigstens wissen wir nicht, wie die Dinge an und für sich beschaffen

sind, sie erscheinen uns nur so, sie könnten ebensowohl anders sein; der Cirkel ist nur deßwegen rund, weil er muß so gedacht werden, wir haben aber keinen factischen Beweis, daß es irgend einen Cirkel gibt. Das Ich und die intellectuelle Thätigkeit oder der Verstand spiegelt alles dasjenige, was wir sehen, in das äußere Dasein hinüber; die Außenwelt ist ein bloßer Schein oder Reflex des Inneren, nur wir sind wirklich, alle anderen Dinge sind nicht wirklich, sondern unser Verstand faßt sie nur so auf, weil er muß. Hier käme die so viel verschmähte biblische Geschichte vom Sündenfall zu ihrem philosophischen Recht; denn, wenn wir nicht einmal wissen, wie die Welt an und für sich ist, sondern sie nur die Erscheinung oder der Reflex dessen ist, was sich nach inneren Geistesgesetzen in uns gestalten muß, so ist es demgemäß anzunehmen, daß der ganze Fluch der Welt nur auf dem Individuum lastet, daß es in Wirklichkeit weder Krankheit, noch Alter, noch Widerwärtigkeiten und Uebel, noch Tod gibt. Gott hätte also wirklich den Menschen verflucht. Die Welt könnte noch, wie zu jenen Paradieseszeiten, in ihrer Verklärung und Herrlichkeit dastehen, aber wir arme Menschen hätten es verschuldet, daß wir dieses nicht mehr sehen dürften; wir besitzen in uns eine traurige Nothwendigkeit, welche uns dazu verdammt, den Tod, die Leiden, alle Unvollkommenheiten der Menschen, überhaupt das ganze Dasein mit seinen überwältigenden auf uns eindringenden Uebeln — aus uns hervorzubringen. Die Wirklichkeit drückt auf uns wie eine schwere Last, sie bedingt alle unsere Leiden, wir sollten sie aus unseren Begriffen und unserer Vorstellung herausgebären? — Wir sollten den Mangel, die Nahrungssorgen nicht aufheben? Wir sollten die Verhältnisse, über welche wir kaum Meister werden, nicht anders gestalten? Es liegt eine intellektuelle Macht in uns, welche uns zwingt, die Welt so und nicht anders zu sehen und zu fühlen; in diesem Falle trügen wir wirklich eine Strafe in uns, sie zu vernichten, gelänge nicht einmal einem Christus. Gerade weil uns diese Eindrücke von außen kommen, und die Sinneseindrücke viel stärker und mächtiger sind als die Vorstellungen des Verstandes, gibt dieses dem Realismus den Beweis, daß es außerhalb des

Ich gelegene Ursachen gibt, welche mit aller Macht auf uns eindringen, welche veränderlicher sind als das Ich. Hier verfällt freilich der Sensualismus in einen bedeutenden Widerspruch. Einerseits gibt er die Unveränderlichkeit und Selbständigkeit des Ich's gegenüber der Materie zu, wo es gilt, einen Beweis zu holen, um den Idealisten gegenüber die Wirklichkeit und Unabhängigkeit des Stoffes aufrecht zu erhalten, andrerseits sollen der Stoff und die Sinneseindrücke aus der Wirklichkeit das Ich oder den Geist stofflich bedingen und nach sich gestalten. Hier liegt also derselbe Geist, welchen man auf einen Augenblick vom Stoff befreit hatte, wieder ohnmächtig in seinen Banden.

Man nehme es uns nicht übel, wenn wir um 2000 Jahre zurückgehen, um bei Platon eine gesundere Philosophie zu suchen als die der modernen Idealisten und Sensualisten. Auch Platon war Idealist, aber er erkannte, daß das Leben ein Kampf ist. Aus was geht der Kampf hervor, wenn nicht daraus, daß wir in unserer Seele den Begriff von etwas Vollkommenerem und Besserem tragen, das zu verwirklichen nicht möglich ist, weil wir auf so viele Hindernisse stoßen? Das ist ja gerade die Verzweiflung des Menschen, daß er die Einsicht in das Vollkommene in sich hat und es nach außen nicht verwirklichen kann. Wir tragen in uns einen angeborenen Begriff von etwas, das besser als die reelle Welt ist, es ist das Ideal. Leben wir allein für diese Welt, d. h. für Essen, Trinken, Kleider, Genießen, für das Hausbackene und für das „Geschäft" — so ist das Ideal ein Unglück, leben wir für eine höhere, bessere, geistige Welt, welche zwar in diese hineinragt, so ist das Ideal der einzige Rettungsanker im Wirbel der Vergänglichkeit.

Auch nach der platonischen Philosophie bringt der Mensch angeborene, unzerstörbare Ideen auf die Welt, sie stammen aber aus einem besseren Dasein und treffen hier einen verdorbenen Stoff an; die wirkliche Welt ist eine Verschlechterung im Verhältniß zum Urbild der Vollkommenheit, das wir in uns tragen; die Materie verhält sich zum Geist, wie das Geringere zum Besseren und muß sich ihm unterordnen; der Leib muß der Seele gehorchen; dieses und dieses allein bedingt eine Thätigkeit

und einen Kampf; was hätten wir überhaupt im Leben zu thun ohne ein Verhältniß zu einer Außenwelt? Dieß haben denn sogar jene extremen Idealisten erkannt, und nur um einen Sinn oder Zweck in das Dasein zu legen, hat Kant gesagt: man müsse dem Reflex oder dem Schein außer uns eine gewisse Realität zugestehen, denn die Erscheinungen müssen uns a posteriori, d. h. aus der Erfahrung gegeben werden. Insofern wirken die vorauszusetzenden oder nur von uns gedachten Objecte auf uns ein, damit sie uns ihr Vorhandensein kund thun. Die Erscheinungen in uns müssen durch ein bestimmtes äußerliches Etwas hervorgerufen werden, wäre es auch auf keine andere Weise, als etwa so wie der berührende Finger in den Saiten die schlummernden Töne weckt. So unpraktisch fassen einige Philosophen das Leben auf, daß sie, um ihr System zu retten, über die harte Wirklichkeit hinweggehen und meinen: wir werden durch die Außenwelt nur so leise berührt, als die Saiten eines Instruments durch irgend einen zarten Finger.

Wie unwahr dieses ist, wird uns Folgendes zeigen. Nicht nur ideale Menschen haben dadurch zu leiden, daß die Wirklichkeit beinahe nie ihrem Ideal entspricht, denn das Ideal könnte man, um mit Kant übereinzustimmen, als ein Denken in abstracto betrachten, welches mit den allgemeinen Denkgesetzen nichts zu thun hat: aber alle Menschen, welche nur den gesunden Menschenverstand besitzen, folglich nach Kant's allgemeinen Denkgesetzen die Welt beurtheilen, stoßen auf Widerstand. Jeder Mensch hat einen natürlichen Hang zum Genuß und zur Bequemlichkeit, die Außenwelt zwingt ihm aber Entbehrung auf, natürlich in höherem oder geringerem Maß; sie ist eine bindende, gebietende Macht für Jeden. Alle tragen in sich Begriffe, nach welchen sie die Welt oder wenigstens die Verhältnisse anders gestalten würden, wenn sie es könnten; würde man diese Begriffe zusammenstellen und sie in Kategorien eintheilen, so ginge aus ihnen eine ganz andere Welt hervor, als die, welche aus der inneren Denknothwendigkeit entstanden sein soll, folglich ist nicht einmal der gesunde Menschenverstand gezwungen, sich die Welt so zu denken, wie sie ist, sondern er kann sich dieselbe auch anders denken. Anderer-

seits weichen die Menschen in ihren Vorstellungen und Anschauungen von äußeren und inneren Dingen dermaßen ab, daß es ein wahres Wunder ist, wenn zwei oder drei zusammen kommen, die einander im „Begriff“ verstehen, ohne daß sie zuletzt in Streit gerathen. Es ist nicht wahr, daß alle Menschen denselben Begriff von dem Guten, Wahren und Schönen haben, wie es die Idealisten behaupten; was der Eine gut findet, taxirt der Andere als mittelmäßig oder schlecht; was für den Einen schön ist, gilt dem Andern als unschön; von dem Wesen der wahren Schönheit haben die wenigsten Menschen einen Begriff. Es wäre zu wünschen, die Idealisten hätten Recht, dann stünden der Ausbreitung der Wahrheit nicht die unglückselige Streitsucht und der Eigendünkel im Weg. Die Welt ist eine Wirklichkeit und eine objektive Macht für uns, zu welcher sich das Individuum in ein gewisses Verhältniß setzt. Viele Menschen sind gerade nur das, was die Verhältnisse aus ihnen machen; sie sind so zu sagen die lebendigen Maschinen der Welt; sie folgen willenlos dem Stoß der Natur und sind die Sklaven der Gewohnheit; sowie das Alltagsleben sie braucht, sind sie, und kommen nicht darüber hinaus. Andere bringen eine ihnen angeborene geistige höhere Kraft mit auf die Welt, sie ist die Waffe, derer sie sich bedienen, um den Widerstand der Verhältnisse zu beherrschen; je stärker diese Kraft in ihnen wirkt, desto eher machen sie sich zum Herrscher der Welt, je geringer sie vorhanden ist, desto eher unterliegen sie. Es findet eine Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der Außenwelt statt. Das Individuum erzeugt aus dem Grund seines inneren Daseins Ideen und Eigenschaften, die sich durch die Berührung mit der Außenwelt entwickeln, gleichwie der Keim der Pflanze durch die Einwirkung von Licht und Luft vollkommen sich entfalten kann. Außerordentlich begabte Geister tragen große Ideen auf das äußere Leben über, wodurch die Menschheit gewinnt. Im praktischen Sinn genommen, schaffen oder ordnen die Menschen die Welt, weil sie den chaotischen vorliegenden Stoff bearbeiten und Ordnung, sowie Symmetrie hineinbringen, so daß man in diesem Sinn von einer Schöpfung, die von Menschen ausgeht, reden kann, weil sie ihre Ideen, vermittelst des vorhandenen Stoffes, ausführen.

Obschon Kant dem Subjectiven einen zu unbedingten Werth zuschreibt, hat auch er eingesehen, daß es allgemeine unumstößliche Gesetze gibt, welchen sich der Geist unterziehen muß, deßwegen hat er seine 12 Kategorien des Verstandes aufgestellt, nach welchen alle Menschen auf dieselbe Weise die Welt anschauen und beurtheilen müssen. Wie der Verstand denkt, denkt er nie anders als in diesen 12 Formen oder Kategorien, sie sind die nothwendigen Gesetze des Denkens, nach denen der Mensch denken muß, die ihm gleichsam eine angeborene Brille sind, durch die er die Welt anschaut. Hier ist der Punkt, wo der Realismus sich dem Idealismus nähert, ja sich beinahe mit ihm aussöhnt. Der Realismus, als Gegensatz des Idealismus, behauptet: der Mensch könne die Welt nicht aus eigener innerer Kraft herausgestalten, sondern sie setze ihm unwandelbare Gesetze entgegen, welchen er sich unterordnen muß; der Realismus ist zur Einsicht gekommen, daß die Dinge an und für sich eine Wirklichkeit haben, welche auf uns einwirken, sogar gegen unseren Willen. Da aber der Idealismus die allgemeinen Verstandesgesetze auch als eine Autorität anerkennt, die ein kategorischer Imperativ sind und lauten: du sollst, du mußt, so stimmen ja beide, vielleicht ohne es zu wissen, wieder zusammen, denn es ist am Ende gleich, ob uns die Nothwendigkeit von innen oder von außen kommt, sie ist nicht zu leugnen, weil sie da ist. Das Subjective des Idealismus gestaltet sich somit zu einer objectiven Realität, weil es zu allgemeinen Gesetzen geschickt ist. Auch dem Sensualismus dient die Verallgemeinerung oder die Induction als Grundlage, auf welcher die Beweise einer wirklichen Stoff- und Sinnenwelt aufgeführt werden.

Der Realismus behauptet weiter: die Seele sei wie eine tabula rasa oder wie eine leere unbeschriebene Tafel, sie besitze keine angeborenen Ideen, sondern ihr Denken, Vorstellen, Bilden, werde durch äußere Eindrücke hervorgebracht, sie erhalte den Anstoß zu ihrer Thätigkeit von außen; er gestattet also dem Geist keine Ursprünglichkeit. Tausend und abermal Tausend Menschen sind ein Beleg zu seiner Behauptung, denn es gibt der leeren Seelen mehr als genug. Ihr Inneres ist leider eine Tafel, welche mit lauter Zahlen beschrieben ist, die Geld einbringen sollen.

Daneben gibt es andere, geistig-organisirte Menschen, in welchen eine schöpferische Kraft wirkt, es fließt in ihnen ein Quell von Ideen, welche ununterbrochen Neues gebären; geheimnißvoll ist ihr Entstehen, aber sie zeugen laut für die Selbständigkeit des Geistigen und der Idee. Woher kommt dem Dichter der Drang, von welchem er sagt:

„Ich halte diesen Drang vergebens auf,
„Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt,
„Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
„So ist das Leben mir kein Leben mehr!
„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
„Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt,
„Das köstliche Geweb entwickelt er
„Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
„Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen hat."
Göthe's Tasso.

Ja, aus seinem Innersten erzeugt er sie, diese Kraft, wenn er auch unfähig ist, die äußere Welt hervorzubringen, so ist er doch der Schöpfer einer geistigen Welt, und diese ist sein Eigenthum.

Ueber die Hegelsche Philosophie.

Der Idealismus hat seine systematische Vollendung durch Hegel erhalten. In dem Hegelschen Pantheismus erkennen wir eine vollkommene Aussöhnung des Geistigen mit dem Materiellen oder des Idealen mit dem Realen. Bei Kant und Fichte kommt nur das Ideelle zu seinem philosophischen Recht, bei Locke und den Realisten wird nur das Materielle als das Wahre und Wirkliche betrachtet; Hegel setzt Beides in einen harmonischen Rapport, Gott und die Welt sind die Factoren eines großartigen Processes; welcher zugleich der Prozeß des wirklichen Daseins ist. Hegel nimmt die dynamisch-idealistische Richtung ganz in seine Philosophie auf. Der Urgrund der Dinge ist Bewegung, Thätigkeit, absolutes Thun. Nichts ist fertig; das Geistige wird, bewegt sich und befindet sich in einem immerwährenden Fluß. In Hegels Religionsphilosophie heißt es: „Das Thier und die Pflanze haben die

„Bestimmung des Seins, der Mensch hat die Bestimmung des „Werdens, sich selbst aus seiner ihm angeborenen Unvollkommenheit zur Vollkommenheit emporzuarbeiten.“ Bei Hegel ist das Subjective nur ein Theil des Weltprocesses, es bedarf nothwendig des Objectiven. Es ist auch ganz logisch, denn ein Subject setzt ein Object voraus und umgekehrt, sie bilden ein Correlat und bedingen ein polarisches Verhältniß. Gott ist die Absolutheit alles Wissens, Er ist die Idee und der Inbegriff aller Vollkommenheit; nach philosophischer Ansicht kommt Gott allein die wahre Existenz zu, Alles Andere ist nur Erscheinung oder ein verschwindendes Moment. Gott ist die Substanz, die äußeren Dinge nur Accidentien oder Eigenschaften. Es liegt aber, nach dynamischen Begriffen, im Wesen und in der Natur Gottes nicht ein Ruhendes oder ein an und für sich Seiendes zu bleiben, sondern aus der Abstraktion herauszutreten und concret zu werden, mit anderen Worten: sich zu offenbaren. Gott ist der ewige sich Offenbarer. Er kann sich nur in der Welt und durch die Welt offenbaren, außer ihr hat Er keine selbständige Existenz. Gott der Geist muß sich selbst erkennen, erfassen, sich zum Gegenstand werden, mit einem Worte: Er muß sich selbst hervorbringen, denn Hegel sagt: „Das Vollkommenste muß den Weg zum Ziel durchlaufen um es zu erringen.“ All die Unvollkommenheiten in der Natur, in der Menschheit, im Staat, in den Religionen, in Kunst und Wissenschaft, sind nur verschiedene Stadien des Bewußtseins Gottes, in diesen Stationen seines Processes ist der Geist noch nicht vollkommen, er ist sich noch nicht offenbar, aber er ist sich immer nur bewußt, gemäß dieser Stationen. Aus diesen Stadien oder Sphären heraus erhebt Er sich zu einem immer vollkommeneren Bewußtsein, bis Er im reinen Denken oder in der Idee das Absolute erreicht hat, von welchem die Sinnlichkeit, sowie die bloße Vorstellung als das noch Herkömmliche ausgeschlossen sind, und der unvollkommene subjective Theil sich in den göttlichen objectiven auflöst. Die Auflösung geschieht im Begriff oder in der absoluten Idee. Die Entwicklung des Universums geht Hand in Hand mit der Entwicklung Gottes; es ist nur eine Abspiegelung Gottes.

Die ursprüngliche Harmonie war ein Zustand der Einheit, in welchem sich der Mensch als sittliches und geistiges Wesen noch nicht bewußt war; es mußte eine Trennung stattfinden, damit der Geist durch Thätigkeit, durch Denken und Streben seine Bestimmung erreiche; ist er einmal auf dem Weg der Entzweiung oder des Kampfes, so ist es seine Aufgabe, die Harmonie zu erstreben, d. h. das verlorene Gut wieder zu gewinnen. Die Trennung und der Kampf haben die Wirkung: daß durch sie eine vollkommene Harmonie erreicht wird, die Harmonie des sich selbst bewußten Geistes. Ist der Mensch in ihrem Besitz, so kann er sagen: ich weiß, was ich besitze, denn es hat mich viel Mühe und Arbeit gekostet; in biblischen Worten wäre es: wer da überwindet, der wird die Krone des Lebens erben. Das Paradies, welches, nach biblischer Sage, hinter uns liegt, ist auf ewig verloren, aber ein Paradies liegt vor uns, das wir durch inneres Emporarbeiten zur Vervollkommnung, durch geistiges Schaffen erlangen können, indem wir uns wieder mit unserer geistigen Natur in Einheit setzen.

Die Hegelsche Philosophie leidet an dem großen Gebrechen, daß sie das Göttliche oder Ideale in einem System gefangen sein läßt, aus welchem es nicht herauskommt. Die Gottheit ist in das System dieser Welt eingeklemmt. Alles Systematische ist beengend, indem es die Freiheit des Geistes in eine Form hineinzwingt, deßwegen fühlen sich auch die Wenigsten wohl bei dieser Dialektik des Absoluten und wenden sich gern einer Philosophie zu, in welcher man freier athmet, nämlich der Philosophie Platon's. Bei Platon stammt die Gottheit von Oben und nicht von Unten, denn sie muß sich nicht aus dieser unvollkommenen Welt herausconstruiren. Wir sind also gezwungen, die Ordnung umzustürzen und den Griechen nach dem Deutschen hervortreten zu lassen. Platon wird uns, wegen seiner idealen Gesinnung, direct zur Religion führen. Man erlaube mir vor ihm eine Philosophie zu erwähnen, welche zwar keinen Anlaß zu methaphysischen Gedanken gibt, weil sie das Immaterielle leugnet, sie hat aber, in moralischer Beziehung, eine hohe Bedeutung, weil es jetzt noch

Leute gibt, die sich durch ihre Maximen bilden lassen, es ist der Stoicismus.

Ueber den Stoicismus.

Die Stoiker waren eine griechische Secte; ihre Schule hat sich aufgelöst, aber stoische Principien wirken noch in der Welt. Weil der Stoicismus den Gleichmuth und die Schmerzlosigkeit zu seinem Ideal gemacht hat, so haben sich gewisse heroische Naturen zu ihm bekannt; es gibt welche, die sich eifrig bestreben, ihre Seele so zu stählen, daß sie gegen die äußeren Stöße unempfindlich werden; indem sie dieses thun, bemerken sie nicht, daß sie sich in eine Gefühllosigkeit hineinarbeiten, und statt Gleichmuth Kaltsinn sich aneignen. Es ist jammerschade um diese Menschen, daß sie absichtlich das ursprünglich Weiche in sich verhärten, so daß in ihnen statt des Gefühls die Routine sich ausbildet, und sie sich dadurch zu einem nicht wünschenswerthen Heroismus erheben. Nur sich selbst genügende Naturen, welchen das Weichere abgeht, werfen sich in den stoischen Gleichmuth, der eine erhabene Unmöglichkeit ist.

Der Stoicismus war dadurch, daß er den gemeinen Begriffen oder dem gesunden Menschenverstand widerstreben wollte, in viele Widersprüche gerathen, wovon einige auffallend sind. Auf gleiche Weise stellen die Personen, welche sich in eine stoische Selbstgenügsamkeit hineinarbeiten, bedeutende Widersprüche in ihrem Wesen dar. Sie haben schon viele Leiden hinter sich und wollen sich ferner vor Leiden bewahren, daher befleißen sie sich der Unempfindlichkeit. Wie kann aber das Edle in einer gefühllosen Seele gedeihen? Man eignet sich die Stärke des Egoismus an, wenn man sich absichtlich von den Interessen wegwendet, die Andere so tief bewegen.

Die starken Geister oder sich selbst genügenden Naturen befleißen sich der Tugend, ihr Wandel ist tadellos, aber, gleichwie die Stoiker es mit dem Uebel und der Sünde zu leicht nahmen, so daß sie dieselbe, wie Chrysippus sagt, für nichts Ernsteres hielten, als etwa die schlechte Ueberschrift einer Comödie, welche

zum Ganzen nicht paßt, so nehmen es Jene zu leicht mit ihren eigenen Fehlern und Schwächen. Ihre inneren Gebrechen, welche von Mangel an warmen, theilnehmenden Gefühlen herrühren, bleiben lange hinter der schönen, glatten, krystallenen Kruste anderer, ihnen nicht abzusprechenden guten Eigenschaften verborgen; so daß man lange im Wahn ist, sie seien einer anhaltenden, sich im Unglück bewährenden Freundschaft fähig.

Die Stoiker erklärten die Seele als einen: „Hauch, der in „Dünsten und Feuchtigkeiten schwimmt, und außerhalb unablässig „mit einem anderen, gleichsam trägen und fremden Hauche, ver„mischt wird.“ Neben dem rühmten sie sich ihrer Characterfestigkeit, ihrer unerschütterlichen, festen Principien; sie gaben ihnen aber die Seele, welche sie als ein Wesen von so schlüpfriger, flüssiger Art beschreiben, zur Grundlage. Es gibt jetzt noch starke Geister oder Charactere, welche denselben Widerspruch darstellen. Nach außen zeigen sie sich über Vieles erhaben und sprechen es aus: sie seien mit sich selbst einig, sie bedürfen nichts. Es ist aber dem Geist so wenig möglich als dem Körper, zu erstarken, wenn er keine Nahrung zu sich nimmt, und woher die Nahrung, wenn man Alles aus sich selbst zieht? — Sogar das angeborene Geistescapital wird verbraucht, wenn keine Zinsen hinzukommen, d. h., wenn der Geist sich nicht durch Studien und Kenntnisse bereichert. Die wahre Bildung bedarf immer einer frischen Kraftzufuhr, weil sie noch nicht im vollen Besitz der Weisheit ist; sie hat den unersetzlichen Vorzug, daß sie auf das innere Wesen dringt, und sich nicht nur mit einer angenommenen Form begnügt. Ferner sieht es im Inneren jener starken, sich selbst genügenden Naturen gerade so aus, wie eine schwimmende Seele, denn da, wo man das Recht hatte, Characterfestigkeit, Princip, Festhalten an einer einmal gefaßten Ueberzeugung zu erwarten, zeigen sie — zum größten Erstaunen —: Wankelmuth, Laune, Veränderlichkeit und geben sogar ihr früheres Princip um eine Kleinigkeit auf. Der Grundzug ihres Characters ist Unversöhnlichkeit. Man muß bei ihnen das Unerhörte erleben, daß nämlich die Hand, welche man ihnen zu wiederholtenmalen zur Versöhnung gereicht hatte, schnöde zurückgewiesen wird. Ein

Verhältniß, welches man mit dem Namen Freundschaft titulirt hatte, gibt man um weniger als ein Linsengericht auf, um was? — um das Unvermögen, einen gewissen Satz weiter zu behaupten, weil man von seiner Unhaltbarkeit überwiesen worden war. Ja, stoische Herzlosigkeit pflanzt sich fort in der Welt.

Es ist nothwendig, um nicht in stoische Verirrungen zu gerathen, sich selbst zu erkennen, damit man nicht mehr von sich halte als man ist, und dem Ideal entgegenstrebe, welches durch sein helles Licht unsere Fehler beleuchtet, uns auch spornt, dieselben abzulegen und unsere Natur zu vervollkommnen. Wenden wir uns jetzt dem Socrates zu, welcher nicht nur einen Kopf, sondern auch ein Herz hatte.

Ueber die Philosophie des Sokrates.

Der Mann, welcher das Erkennen mit der Moral, oder den Geist mit der Sittlichkeit vereinigte und uns auf eine höhere Stufe der Philosophie führt, war Sokrates. Es ist als eine bedeutende Beförderung der Philosophie zu betrachten, daß Sokrates das Wesen derselben nicht nur in die Spekulation und Metaphysik setzte, sondern sie mit der Moral vereinigte. Denn, was nützt das bloße Wissen, wenn es nicht in unsere Seele eindringt und dieselbe erleuchtet? Sokrates war noch antik, denn die Unwissenheit galt ihm als das größte Uebel, weil sie uns über unser Wesen im Dunkeln läßt. Das Wissen hatte für ihn vorerst einen moralischen Zweck, weil es den Menschen zur Selbsterkenntniß führt. Im „Laches" sehen wir deutlich, wie Sokrates nur insofern der Moral einen Werth beilegt, als sie durch den Geist erleuchtet wird, er sagt: „Der Muth des Tigers und des Löwen habe keinen Werth, weil diese Thiere muthig sind, ohne es zu wissen. Nur das ist der wahre Muth, welcher mit Bewußtsein ausgeübt wird; man muß nicht nur Muth im Krieg und in den Gefahren haben, sondern auch im Unglück, in den Krankheiten und im Leben."

Oft ist es nur der genauesten Kritik möglich, zu unter-

scheiden, welche Ansichten Platon und welche Sokrates angehören, weil Platon meistens Sokrates reden läßt. Nicht zu verkennen ist jedoch, daß der Phädon uns das Bild des Sokrates am deutlichsten gibt, denn er ist sein letztes Glaubensbekenntniß auf dem Weg zum Tod. Besäßen wir nur dieses Stück, so erblickten wir in demselben, wie in einem Spiegel, die schönste Seele. Es athmet eine Ruhe, Klarheit und Durchsichtigkeit des Geistes, welche auf uns den Eindruck machen, daß Sokrates wirklich eines jener Wesen höherer Art war, die selten in diesem trüben Dasein erscheinen.

Der Phädon ist der Schwanengesang der Philosophie des Sokrates; er spricht in ihm den wunderschönen Gedanken aus: wie sollte er, der Weise, bei der Annäherung des Todes traurig sein, da ja der Schwan, wenn er ahne, daß sein Tod nahe, einen schöneren Gesang erhebe, als sonst? —

Der Phädon ist ein Versuch, ausführlich zu beweisen, daß die Seele unsterblich ist. Es macht einen überaus wohlthuenden, sogar naiven Eindruck, daß ein Mann, welcher dem Tod ins Angesicht schaut, zu einer langen philosophischen Beweisführung aufgelegt ist; aber — was bedürfen wir dieser spitzfindigen Beweise? Der Mann Sokrates selbst, mit seiner unerschütterlichen Ueberzeugung von dem Unsterblichen in uns, mit seinem zuversichtlichen Gefühl, daß er des absolut Göttlichen nach dem Tode theilhaftig werde, dieser herrliche Geist predigt uns die Unsterblichkeit eindringlicher als alle Sophismen. Er sah ein: daß der Körper mit seinen gemeinen Neigungen und Leidenschaften ein Hinderniß der Seele ist, daß er dieselbe nach außen zerstreut und sie in den Schlamm der Begierden hinunterzieht. Sterben sei nur so viel als seine Seele von den drückenden Fesseln des Körpers befreien; der Philosoph sterbe täglich, und wenn der Tod, der wirkliche Erlöser komme, sollte der Weise ihn fürchten? Die herrliche Vorstellung, welche er sich vom Jenseits machte, verklärte sein Angesicht und seine Freunde waren tief ergriffen von seiner heiteren Gemüthsverfassung. Jahrtausende sind verflossen, seit Sokrates von der Welt schied, aber seine Seele winkt uns aus großer Entfernung, so freundlich hinüber in eine bessere Welt, wie das

glühende Abendroth auf fernen Alpenfirnen den Blick des müden Wanderers nach Oben lockt.

Uns scheint: es sei dem Sokrates weniger gelungen, die individuelle Unsterblichkeit zu beweisen, als die Unsterblichkeit des Princips. Er beweist die unvergängliche Natur des Menschen durch die Gegensätze. Ein Gegensatz setzt einen anderen voraus und bleibt ewig, was er ist, so z. B. wird die Kälte nie die Wärme und das Gerade wird nie das Ungerade; gleichfalls ist es unmöglich, daß die Unsterblichkeit sterblich werde. Dieses wäre richtig, beweist aber nur die Unvergänglichkeit des Ursprungs oder des Princips. Gleichwie der Schnee nicht die Kälte selbst ist, sondern nur von der Kälte stammt, und sogar in die Wärme aufgelöst werden kann, so ist nicht bewiesen, daß die Seele, welche ja nur von der Unsterblichkeit überhaupt stammt, sich nicht wieder in ihren Ursprung auflöse, ja daß ihre Individualität, als ein Reflex des Princips, nicht wieder verschwinde.

Alle äußeren Erscheinungen sind, nach Sokrates, verschwindende Momente dessen, was als Princip in der Menschheit und im Jenseits lebt. Ein schöner Mensch, ein schöner Gegenstand, ist nur der Reflex der Schönheit überhaupt, welche an und für sich, im Princip lebt, viel schöner und vollkommener, als wir sie uns denken können; wir haben nur eine Erinnerung davon.

Es ist etwas Eigenes um das Princip oder die Sache an und für sich, ohne menschliches Zuthun. Die Menschen im Allgemeinen hört man sagen: Unsere Pflicht bezieht sich auf das „Geschäft," die erste Bedingung ist, daß wir zu leben haben, was darüber hinausgeht, sind brotlose Künste. Sehen aber jene Thoren nicht ein, daß gerade das „Geschäft," in welchem sie so verstrickt sind, sie im Stich läßt? Wo ist die Treue des Vermögens, wenn man in einem Tag Alles verliert? Wo ist die Treue des Zeitlichen, wenn man, nachdem man sein ganzes Leben lang nur auf dasselbe bedacht war, aus der Welt geht, ohne etwas Zeitliches zurückzulassen? Wunderbar ist es, wie viel Mühe sich die Menschen um das geben, was beständig unter ihren Händen zerrinnt. Was bleibt ewig treu, was steht unwandelbar am Horizont des Geistes? — Das Princip. Wo ein Mensch zur

Besinnung kommt und dasselbe aufsucht, ist es für ihn da, während alles Andere wie ein Phantom flieht.

Wir haben im Verlaufe unserer Arbeit mehreremal darauf hingewiesen, wie Gott der Welt seine vollkommenen Gesetze der Harmonie zu Grunde gelegt hat, wie dieselben, obschon sie das Ganze zusammenhalten, so häufig verletzt werden. Auf eben dieselbe Weise verhält es sich mit dem Princip. Im täglichen Verkehr sehen wir das Unschöne, das Mittelmäßige, ja nur zu oft das Schlechte. Wir hören um uns herum eine barbarische Sprache sprechen, und zwar sind wir von Jugend auf daran gewöhnt; dennoch glauben wir an die Existenz einer reinen Sprache in der Menschheit, weil ihr Princip in uns lebt. Wir haben weder durch Grammatiken, noch durch steife Regeln der Rhetorik die Sprache gelernt, sondern durch das Princip des Schönen, welches in uns wirkt. Viele Menschen maßen sich an, dieses oder jenes zu wissen, sie tragen uns Ungereimtes, ja Verkehrtes vor, wir müssen, um ihre Eigenliebe nicht zu verletzen, dazu schweigen; es wäre unmöglich, seinen Geist existiren zu lassen, wenn uns nicht das Princip unterstützte, nämlich das Bewußtsein, daß trotz dem Falschen das Wahre lebt. Dieselbe Erfahrung machen wir im Moralischen. Wir bekommen meistens Unbeständiges, Charakterlosigkeit, Unbegreifliches an den Menschen zu genießen, dennoch lebt das Beständige und das Gute im Princip.

Hatte er nicht Recht, jener Weise des Alterthums, daß er behauptete: Alles Andere sei vergänglich und trügerisch, weil es unvollkommen ist, das Princip aber sei ewig? Es ist eine Geistesmacht, die von Gott, ihrem Ursprung, stammt.

Ueber die Philosophie Platon's.

Die Philosophie Platon's ist nur eine Fortsetzung derjenigen des Sokrates; er führt dieselbe auf eine höhere Stufe, nämlich auf die der Idee. Platon legte der vorherrschend praktischen Philosophie des Sokrates gleichsam die Schwingen an, damit sie sich in die Region des Ideals erhebe. Man irrt sich aber, wenn

man glaubt, Platon habe nur in idealen Sphären geschwärmt; er wünschte das Schöne, das sein Geist schaute, in die Welt eingeführt zu haben, er wollte den göttlichen Plan auf Erden verwirklicht sehen; deßwegen schrieb er auch Vieles über den Staat, Physik und Mathematik.

Die Idee ist nach Platon „ewig, unerzeugt, übersinnlich,“ sie ist eine unkörperliche Substanz, welche in den Gedanken und Vorstellungen Gottes existirt. Gott ist die Vernunft oder die reine Intelligenz. Man verzeihe es diesem Philosophen, daß er sich die Gottheit nicht als eine Person dachte, er hatte den Jupiterdienst vor Augen; er wünschte sich zu einer reineren Gottesansicht zu erheben. Diese Welt ist nach der Idee gebildet worden. Bei der Grundlegung der Welt hat sich die Idee, als die absolute göttliche Freiheit, mit der Nothwendigkeit oder dem sichtbaren Dasein begattet. Die Erde ist nicht im eigentlichen Sinn geschaffen worden, denn der Stoff war von Ewigkeit her als Chaos vorhanden. Sowie Ordnung, Symmetrie, Ebenmaß und Harmonie in den verworrenen unordentlichen Stoff hineinkam, gestaltete sich die Welt; sie folgte bestimmten Gesetzen und der schönste Anblick für das Auge des Sterblichen wäre zu sehen, wie sie nach den von Gott gegebenen Gesetzen sich von selbst bewegt. Auf dieselbe Weise ist die Seele entstanden. Sie war ursprünglich nur etwas Unbestimmtes, Verworrenes, sowie Ordnung und Ebenmaß in das Intellektuelle hineinkam, entstand eine Seele. Platon unterschied zwischen einer activen und passiven Intelligenz; in der activen liegt die schöpferische Thätigkeit, durch die passive empfangen wir Eindrücke von außen, sie werden uns durch die Sinne zugeführt.

Die Seele macht zwei Bewegungen: die eine nach innen, die andere nach außen. Im Inneren findet sie die Vernunft als das Göttliche oder die Einheit, bewegt sie sich nach Außen, so ergibt sie sich der Vielheit oder der Zerstreuung. Dieser Kampf geht in allen intelligenten Menschen vor. Könnte man den Vorhang lüften, der vor das Innere dieser Menschen gezogen ist, so enthüllte sich ein interessantes Schauspiel. Man würde sehen, wie eine bessere Bewegung sie immer nach der Vernunft oder der

Einheit zieht, wie sie aber mit Gewalt ihr Wesen zersplittern und es in alle möglichen sinnlichen Zerstreuungen untertauchen. Sokrates drückt im Phädon die Ansicht aus: der Philosoph, welcher seine Seele von allem Beisatz gereinigt und sich der Vernunft oder der Einheit ergeben, sei, nach dem Tod, sogleich der göttlichen Natur theilhaftig, während die anderen Seelen peinliche Wanderungen durchzumachen haben, um sich zu läutern. An dieses läßt sich ein wunderschöner Gedanke des Heraklit reihen: „Die Seele wird von dem Körper losgebunden, wie ein Blitz „aus den Wolken fährt, aber die, welche durch den Körper erschlafft „und so zu sagen nur von Fleisch ist, gleicht einem dichten und „schweren Nebel, der sich nicht entzündet, sondern sich mühsam in „die Höhe hebt."

Man verzeihe, daß wir uns nicht genau an Platon's Gespräche halten und dieselben wiedergeben, sondern nur allgemeine Betrachtungen über diese Philosophie machen; Platon hat so vieles geschrieben, daß es unmöglich wäre, auf Alles buchstäblich einzugehen; bei einer Geistesverwandtschaft ist es nicht schwer, über ihn zu schreiben, denn man findet bei ihm manche Ideen bestätigt, die man sich vorher gebildet hatte. Aus allen Gesprächen Platon's geht ein Grundgedanke hervor, nämlich die Harmonie. Sie will er in den Körper, in die Seele, in Natur und Welt eingeführt haben; ohne sie ist ihm Alles ein nichtsbedeutendes Chaos. Von der irdischen Harmonie führt ihn eine Stufenleiter immer höher bis zur immateriellen, wo die höchste Idee, als die letzte Instanz des Geistigen, selbständig, in absoluter Freiheit existirt. Sie wird den Menschen durch andere, ihr untergeordnete Ideen, welche Dämonen oder Wesen sind, vermittelt; daher spricht er von einer Welt von Ideen, in welcher er Abstufungen erblickt. Man kann durch alle seine Gespräche ein allmäliges Aufsteigen vom Menschlichen zum Göttlichen verfolgen.

Im Timäus heißt es: „Für die Gesundheit und die Krank„heiten, für die Tugend und die Laster ist nichts wichtiger, als die „Harmonie zwischen Seele und Körper. Wenn ein schwacher „und gebrechlicher Körper eine große und mächtige Seele nach „sich zieht, oder wenn das Gegentheil der Fall ist, so ist das

„ganze Wesen der Schönheit beraubt, denn es fehlt ihm die wich-
„tigste Harmonie, während der umgekehrte Fall den schönsten An-
„blick gewährt. Wenn im Menschen eine Seele wohnt, welche
„mächtiger ist als der Körper, bewirkt sie im ganzen Wesen eine
„innere Aufregung und Krankheiten. Ist aber der Körper dem
„schwachen, kraftlosen Gedanken überlegen, so lähmt das Stärkere
„das Geringere; der Körper macht den Geist dumm, zur Bildung
„unfähig, raubt ihm das Gedächtniß und verursacht die größte
„Krankheit, die Unwissenheit. Es gibt nur ein Heil, die Seele
„nicht ohne den Körper üben, noch den Körper ohne die Seele,
„damit sie sich gegenseitig beschützen, und das Gleichgewicht, sowie
„die Gesundheit bewahren."

Es wird meistens von Seite des Körpers zu viel gesündigt, wo aber das Gegentheil geschieht, wo man durch eine einseitige Gelehrsamkeit aus seinem Geist ein abstractum oder eine Absonderung vom Leben macht, ist es vielleicht noch schlimmer als das Andere. In der Republik Platons heißt es: „Der entzückendste Anblick wäre derjenige einer Seele und eines Körpers, welche gleich schön und unter sich einig sind, wo alle Eigenschaften in einer vollkommenen Uebereinstimmung sich befänden."

Diese Harmonie verlangt Platon vom körperlichen Dasein. Er unterscheidet im Menschen dennoch zwischen einem Theil von höherer und von niederer Art. Das Höchste und Beste ist die Vernunft, sie grenzt an Gott, das Geringere grenzt an das Materielle, welches die Genesis aller Wesen ist. „Die Vernunft spiegelt die göttliche Welt der Ideen ab, sie ist die Welt der Schönheit, der Harmonie und des Guten."

Allmählig gewinnt das rein Ideelle bei Platon das Uebergewicht; er macht sich los vom Irdischen und seine Seele versenkt sich immer mehr in das Göttliche. Wir lesen im Gastmahl:
„Wenn etwas dem Leben einen Werth gibt, so ist es die An-
„schauung der rein geistigen Schönheit. Der, welcher sie erblickt,
„erzeugt die wahren Tugenden, weil er sich dadurch der Wahr-
„heit ergibt. Um dieses höchste Gut zu erreichen, ist die Liebe
„die mächtigste Hülfe. Wer, nachdem er alle Stadien des Schönen

„durchlaufen, in dieses Sanctuarium eingedrungen ist, erblickt diese „wunderbare, heilige und unvergängliche Schönheit. Ist er in „ihrem Besitz, so erhebt er sich gänzlich über das Materielle und „erreicht eine immer höhere Reinheit.“

Wir können gleichsam diesem idealen Geist folgen, wie er, einem Adler gleich, seinen Flug in immer höhere Regionen erhebt. Wo er an das Absolut-Göttliche grenzt, ergreift ihn eine Wehmuth, er fühlt die drückenden Fesseln des Daseins und erkennt sich als einen Verbannten von der Heimath. Er ist vollkommen überzeugt, daß das Ideal, welches in ihm lebt, eine Erinnerung an ein Leben ist, in welchem die Seele ungebunden das Göttliche genoß. Es heißt im Phädrus: „Ehemals, in einem früheren „Leben, betrachtete der Geist das Wesen der Dinge. Seine Schön„heit strahlte in vollem Glanz. Als wir ein entzückendes Schau„spiel genießend, eingeweiht waren in die Mysterien, welche man „die Glückseligen nennen kann, und welche wir feierten, frei von „den Uebeln, die im Tod auf uns warteten; als da wir den „höchsten Grad der Einweihung erreicht hatten, wir jene voll„kommenen Dinge bewunderten und wir sie in einem reinen „Licht sahen.“

Jene Herrlichkeit ist, wie er meint, für uns verloren gegangen; die gefährlichen Verbindungen des Körpers haben uns davon abgezogen; unsere Seele hat die geheiligten Dinge vergessen, in deren Besitz sie einst war. Sie erscheinen uns nur noch wie Schatten, aber das Bild, das in unserer Seele lebt, weckt in uns eine unwiderstehliche Sehnsucht nach jener bessern Heimath, welche wir verlassen haben, die wir wieder zu gewinnen hoffen. Wie ein duftender, wohlthuender Balsam träufelt diese Lehre in unsere Seele, und wie herrlich nimmt sie sich aus neben dem trockenen, dürren, verknöcherten, erbarmungslosen Materialismus, welcher uns auf ewig zum Stoff verdammt. Zum Stoff! — in welchem, und durch welchen die Menschheit zusammenschrumpft, denn das Alter gewährt uns ein unheimliches gebrechliches Bild.

Die ordinären Menschen, wenn sie etwas von einer platonischen Ideenlehre hören, spotten darüber und sagen: es sei

Schwärmerei. Man bedenke aber, daß Platon, sowie alle ideale Menschen, anders organisirt sind als sie. Diese ideale Disposition ist unzertrennlich von der Unsterblichkeit der Seele. Nur die Stoffleute sind sterblich. Wohl haben ideale Menschen in diesem Leben ihr Leid und die Anderen ihre Freude und Wonne; ist aber eine Welt höherer Ordnung, welche in ihnen lebt, nur eine Luftspiegelung oder ein Trug, so gibt es kein besseres Dasein, und die ganze Welt ist um ihren Glauben an eine Unsterblichkeit, um ihre schönsten Hoffnungen auf ein Jenseits betrogen; dann hätten wir umsonst gelebt und gelitten. Ist sie eine zu erwartende Wirklichkeit, so lebt sie schon in der Vorstellung geistig-organisirter Menschen; ihre Ideen sind keine leeren Träume, sondern eine Anticipation dessen, was sich einmal aufs Herrlichste offenbaren wird. Sollten die nicht einen Vorzug haben, welche schon zum Voraus für das bessere Dasein organisirt sind, das nach diesem hinfälligen Leben auf sie wartet? — Sollten sie nicht die Seelen sein, welche sich willig, wie ein Blitz vom Körper loslösen, um sich in jener geistigen Welt wie in ihrer Heimath zu fühlen, während die Anderen am Stoff kleben bleiben. Wie fremd kommt der Seele oft diese Welt vor, sie fühlt, daß sie erst dort das wahre Leben genießen wird und sich hier wie in einem Traum befindet, einem zwar oft sehr handgreiflichen, stofflichen Traum.

Diese Anschauung, obwohl für ideale Menschen einleuchtend, ist für Ungläubige, Sensualisten, Materialisten immer noch zu schwärmerisch. Gibt es nicht auch für sie eine Ueberzeugung, daß der Geist unsterblich ist? Gehen wir von rein realistischem Standpunkt aus, und betrachten den Geist nur als eine den trägen Stoff bewegende Kraft, so ist es für einen Menschen ein überaus erhebendes, kräftigendes Gefühl, zu wissen, daß er von einer edlen unsterblichen, und nicht von einer sterblichen Kraft beseelt ist. Edel kann sie nur sein, wenn er dieselbe durch Vervollkommnung bereichert, unedel oder schlecht muß sie sein, wenn er sein Leben in einem nichtssagenden Schlendrian zubringt. Das Leben kennt keinen Stillstand, entweder nehmen wir zu oder ab. Wer also den Glauben an die Unsterblichkeit des Individuellen ver-

wirft, hat noch eine mächtige Ursache in sich, nach dem Licht zu streben, weil es in seiner Macht steht, eine edle unvergängliche Kraft im Universum zu werden. Sonderbar ist immerhin das Argument bei diesen Leuten, daß der Stoff ewig ist, der Geist aber vergänglich.

Die Betrachtungen über die platonische Ideenlehre, von welchen uns zwar der leidige Stoff wieder abgeführt hat, weisen uns direct auf die Religion hin. Mit ihr werden wir schließen, weil sie den Menschen aus dem Irdischen hinüberleitet in ein besseres Dasein. Man erwarte nicht eine ausführliche Beschreibung der Religionen aller Völker, sondern nur eine Andeutung der wichtigsten Religionen. Wir wissen, daß das Ausführliche den Leser ermüdet. Man kann durch eine allgemeine Darstellung dennoch einen klaren Begriff von der Sache geben.

Das Ideal oder die Harmonie in der Religion.

Die Religion überhaupt.

Man fordere von dem, was die Brust am tiefsten bewegt, was die Seele auf's Feierlichste stimmt, keine trockene Begriffsdefinition. Sogar Hegel, welcher die positiven Religionen durch den Begriff erklärt, wagte es nicht, die Religion überhaupt trocken zu definiren, sondern wir haben von ihm den schönen Ausspruch: „sie sei der Sonntag unseres Lebens." Ja, jede Religion zeugt von einer geweihten Sabbathstimmung, wo der Mensch sein Auge nach Innen richtet, und sucht sich in Einheit zu setzen mit seinem Gott. Gleichwie das feierliche Läuten der Sabbathglocken die Menschen von ihren irdischen Sorgen wegruft und sie zur gemeinschaftlichen Gottesfeier einladet, so mahnt uns die Religion zur Liebe, zur Versöhnung, zur friedlichen Vereinigung mit dem Nächsten. Wer dieser Sabbathstimmung nachgibt, der legt die Ränke, die Unversöhnlichkeit willig weg, und folgt dem höheren

Ruf; wer diese gefährlichen Werkzeuge seiner Seele nicht willig wegwirft, der hat auch keine Religion im Herzen, er ist einer feierlichen Sabbathstimmung nicht fähig, und bleibt eine Werktagsseele.

In der Religion sieht man gleichsam den Allmächtigen durch die Menschheit schreiten. Im Rollen des Donners, im Flammen des Blitzes, im Ungestüm der entfesselten Elemente, erkennen viele Völker die Macht eines höheren Wesens; je nachdem die Schrecken der Natur auf sie einwirken, nimmt ihre Gottesverehrung einen phantastischen, oft furchtbaren Charakter an; die milder gesinnten Völker erblicken im sanften Säuseln des Windes, in den befruchtenden Kräften der Natur oder im stillen Hain ihre Gottheit; durch das schneidende Schwert des Wortes offenbart sich Gott im alten Bund, durch Worte der Liebe und der Versöhnung im neuen; überall ist Er Ein und derselbe Gott.

Die Griechen erzählen eine so schöne Sage von Ceres, wie sie auf der ganzen Erde ihre Tochter Proserpina sucht. Klagend durcheilt sie alle Gefilde, nirgends findet sie das geliebte Kind, denn der finstere Pluto hat sie in die Unterwelt entführt. Doch, die liebende Mutter ist nicht jedes Trostes beraubt, denn sie senkt das Samenkorn in die Erde und legt es an des Kindes Herz; aus diesem Keim sprießt der Stamm hoch zum Licht empor, und verbindet die Mutter mit der Tochter oder die Ober- mit der Unterwelt. Die Alten erblickten in dieser Sage die geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen Wurzel und Blüthe, sie war zugleich ein Symbol des Strebens der Seele nach dem Licht, und ein Bild der Auferstehung, sowie der Unsterblichkeit. Läßt sich dieses Bild nicht auch auf die Religionen anwenden? — Wie Ceres vom Olymp herniedersteigt, so stammen die Religionen vom Himmel. Viele haben sich verirrt, ja sie haben sich mit den Mächten der Unterwelt verbunden, denn es gibt kaum eine Religion, die nicht den Glauben an eine Hölle predigt. Bald laut wehklagend, bald still seufzend, suchen sie das verlorene Gut, die ursprüngliche Vereinigung mit Gott. Auch der Allmächtige hat einen Theil von seinem Wesen, als Samenkorn, in jede Brust gelegt; es ist ein Verbindungsmittel der Seele mit Gott. Wie Ceres dem mäch-

tigen Muttergefühl Raum gab, so suchen die meisten Religionen sich nur durch das Gefühl mit der Gottheit in Verbindung zu setzen. Obschon das Gefühl die schönste und weichste Seite der menschlichen Natur ist, so ist es doch nur ein Theil derselben, es fehlt ihm das Feste, Unwandelbare, nämlich die reine Intelligenz, oder Gott. Das Gefühl ist eine Bewegung, die der Mensch zu Gott macht; es äußert sich besonders im Gebet. Mensch und Gott dürfen aber nicht auseinanderbleiben, es gehört zu ihrem Wesen, daß sie sich vereinigen; die Vereinigung geschieht durch die Verbindung des Gefühls mit der Intelligenz. Gott ist in sich selbst vollendet, würde Er, wie die Menschen, auf den Wogen des Gefühls hin und her schwanken, so fehlte ihm ein Hauptattribut: die Stärke. Die Religionen, in welchen das Gefühl vorwaltet, sind die pantheistischen und polytheistischen Religionen, in ihnen ist Gott der Welt nur immanent oder innewohnend, da wo die Gottheit als eine über der Welt thronende, isolirte Vernunft betrachtet wird, welche sich mit den Menschen nicht in Verbindung setzt, ist Gott ausschließlich transcendent, oder über der Welt wohnend, man nennt diesen Gottesbegriff Deismus. Es leuchtet ein, daß beides Extreme sind, welche sich ausgleichen müssen; die Harmonie erkennen wir im Christenthum; es ist von allen positiven Religionen entschieden die beste.

Bei einer Religion erhebt sich die Frage: Warum soll sie, die das vornehmste Gut ist, nicht in mir liegen, warum soll ich sie außer mir, in irgend einer Confession suchen? Gefühl und Vernunft können sich in mir harmonisch vereinigen, durch sie kann ich mich selbst, ohne äußere Leitung, zur Gottheit erheben. Dieses ist in einer Beziehung wahr gesprochen, denn, soll die Religion auf einer Synode festgestellt werden, so ist sie ein beschränktes Ding; allein hier ist nicht von einer besonderen Confession die Rede, sondern von allgemeinen positiven Religionen. Die ungeheure Masse der Menschheit bedarf einer Religion, die ihr als eine äußere Thatsache geboten wird. Sie setzt also das Geistige außer sich, sie will die Vollkommenheit in einer anderen Persönlichkeit, nicht in sich selbst erblicken, diese Persönlichkeit ist ein Gott; von ihm soll sie wieder in die Menschen hineinströmen;

dieses hat den positiven Religionen die Entstehung gegeben. Betrachte man, ob dieses nicht ewig wahr ist, denn das Volk hat einen wunderbar sicheren Instinkt. Es ist schon, beim Stoicismus, davon gesprochen worden, daß es etwas Gefährliches um den Eigendünkel ist, welcher sich einbildet, alle Weisheit in sich zu besitzen und von außen nichts annehmen will. Der ganze Organismus der Welt ist so eingerichtet, daß dasjenige, was nur an seiner eigenen Kraft zehrt, endlich der Schwäche und dem Tod verfällt. Die Erde ist fruchtbar, sie erzeugt aus ihrem Schooß die Vegetation, könnte sie es, wenn ihr nicht die Einwirkungen von außen zu Hülfe kämen? wenn nicht die Sonne ihre wärmenden Strahlen spendete und die Luft Feuchtigkeit aussendete? — Es wäre eine Unmöglichkeit.

So verhält es sich mit dem Geistesleben. Die Seele hat Bedürfnisse, wie der Leib; es muß, damit der Leib nicht zu Grunde gehe, etwas von außen seinen Bedürfnissen entgegenkommen; es muß, damit die Seelenkräfte sich nicht aufzehren, eine Nahrung geboten werden; die beste Nahrung ist die, welche dem inneren Bedürfnisse entspricht.

Die Philosophie stellt folgende Grundwahrheit auf: Der Mensch ist nur in sofern zu einem geistigen Leben fähig, als er aus seinem Ich heraustritt, sich als Subject einem vollkommenen Object gegenüber erkennt, in welchem er sich gleichsam wie in einem Spiegel schaut, und durch die Vereinigung des Subjectiven oder Menschlichen mit dem Objectiven Göttlichen erreicht er selbst eine höhere Vollkommenheit. So verhält es sich mit der Religion. Sogar die Weisesten, die Besten verschmähen es nicht, etwas anzunehmen, das über ihnen steht, welches vollkommener ist, als sie; wahrhaft edle Seelen fühlen sich nicht wohl in einem Zustand der Selbstverhärtung; sie suchen unruhig, ja sehnsüchtig das Bessere. Dieses Bessere ist und lebt ewig im Christenthum.

Mit der Orthodoxie werden wir uns nichts zu schaffen geben, wir lassen sie einfach beiseite und heben die Harmonie des Christenthums hervor.

Es wird so viel über Unglauben geklagt, möchten doch Jene,

welche sich darüber beschweren, bedenken, daß sie die größte Schuld an dem immer mehr überhandnehmenden Unglauben tragen, weil sie zu schroff und zu einseitig sind. Sie wollen der jetzigen Bildung das Ungereimte aufzwingen; da sie nicht nachlassen und nur desto zelotischer verfahren, so bewirken sie die Reaction oder das Extrem des Unglaubens.

Polytheismus und Pantheismus.

In diesen Religionen ist Gott der Welt nur immanent oder innewohnend. Er ist gleichsam noch in Natur und Welt befangen. Die Gottheit wird in ihr geahnt und die Völker suchen sich mit Gott durch das Gefühl in Einheit zu setzen; man kann sie auch Naturreligionen nennen.

Hier begegnet man Völkern, die sich noch im rohesten Naturzustand befinden, und sonderbar ist es: wie die Religion, so der Mensch. Jene setzen sich mit ihrem Gott oder Fetisch auf die derbste Weise in Rapport, indem sie das Erforderliche ungestüm verlangen; gewährt er es ihnen nicht, so prügeln sie ihn durch. Hier ist allerdings das Gefühl noch roh. Dieses ist die Religion des niedrigsten Fetischdieners; da wagt es der Mensch gleichsam noch nicht, sein Auge emporzuheben zu einer über ihm stehenden Naturmacht, der Gott, den er anbetet, ist ihm beinahe ebenbürtig. Zwar hat auch der Fetischdienst seine höheren Stufen, denn er ist bei den Negern zu Hause. Sie glauben an Geister, verehren den Mond und die Sonne, haben Priester, heilige Orte, Feste, Opfer und Ordalien. Sie glauben sogar an einen höchsten Gott; dieses hat aber bei ihnen keine Wirkung, denn sie sagen: Gott behandle sie stiefväterlich und bekümmere sich nur um die Weißen.

In der Religion der Zauberei oder der Schamanen, welche der Glaube beinahe aller uncultivirten Völker ist, wird das Gefühl excentrisch, d. h. die Schamanen, die zugleich Priester und Zauberer sind, verfallen, durch allerlei Aufregungen in einen krankhaften Zustand; sie behaupten dann die Geister zu näherer Auskunft zu vermögen und sie über unbekannte Dinge zu fragen. Dieser Scha-

manendienst hat sich am Nordpol, bei den Lappen und Grönländern, am vollständigsten ausgebildet, er erinnert an den zur Mode gewordenen Spiritualismus in dem aufgeklärten, civilisirten Europa, wo die Geister über jenseitige Dinge befragt werden. Wir besitzen also der Zauberer und Schamanen unter uns.

Von dieser sonderbaren Erscheinung wenden wir uns einem imposanteren Naturgottesdienst zu, wo das Gefühl sich beruhigt und zugleich gesunder wird. Wir treffen ihn bei solchen Völkern, welche die lieblichen und furchtbaren Naturerscheinungen anbeten, von welchen sie entweder Segen erflehen oder Barmherzigkeit und Schonung erwarten. Je nachdem das Klima und die Lage des Landes die Völker begünstigt, entwickelt sich bei ihnen ein furchtbarer oder ein milder Naturgottesdienst. Das glückliche Sabäerland, Arabien, war die Heimath des sanften Gestirndienstes; dort hatte die Religion nicht eine finstere, schreckliche Seite, weil ein ewig blauer Himmel und eine freundliche Sternenwelt den Sterblichen anlächelt; während im ernsten Egypten der Typhon als eine zerstörende Macht gefürchtet wurde, und im felsigten Syrien dem Moloch, einer die Vegetation hemmenden Naturmacht, blutige Opfer gebracht wurden.

Der Sabäismus, welcher im Orient und in Afrika weit verbreitet war, ist eine höhere Stufe des Naturgottesdienstes. Bei der Verehrung der Gestirne hat sich der Mensch emancipirt von der rohen Materie, er betet ein geistiges Wesen an; allein dasselbe ist noch mit dem sichtbaren Gegenstand identisch, denn die Gestirne sind wandelnde Götter.

Die Religion der Indier.

Man hat die Religion der Indier als Pantheismus bezeichnet; wohl ist dieses ihr vorherrschender Charakter, allein sie ist so complicirt, daß sie die Elemente aller Religionen enthält. Dort findet der Heide seine Vielgötterei; der Monotheist seinen Glauben an Einen Gott, der Jude und der Christ finden dort ihre bösen und guten Geister wieder. Sie sollen, nach den Veden,

vor dieser sichtbaren Welt existirt haben; unter ihnen sind die bösen von Gott abgefallen, indem sie ihm den Gehorsam gekündigt. Die Natur und die Materie sind der Sitz der Sünde, sie sind zu dem Zweck geschaffen worden, damit jene Geister wieder erlöst werden können. Bei jeder Geburt wird ein solcher Geist in einen Leib eingeführt, wo er früher begangene Sünden abbüßt. Die guten Geister kommen den gefallenen zu Hülfe, sonst würde Niemand selig. Diese Welt ist ein Abfall von Gott; die Maja, oder die Materie, ist das Verwerfliche und der Sitz des Bösen. Der fromme Hindu hat eine tiefe Einsicht in das Wesen der Sünde; nur der ist ein Heiliger, welcher das Zeitliche gänzlich verachtet und sich hienieden schon mit Brahma, dem absoluten Wesen, vereinigt. Daher die strenge Askese der Indier, welche bis ans Unglaubliche grenzt. Der Büßer oder Jogi, auch Fakir genannt, erreicht den höchsten Grad der Heiligkeit und zugleich der Seligkeit — einer Würde, vor welcher sogar die Götter zittern — wenn er die Bedürfnisse des Leibes, sowie alle Leidenschaften, gänzlich tödtet. „Die Büßungen sind: rastlose Wieder„holungen heiliger Sprüche, namentlich des Wörtchens Oum, „tiefe Betrachtung, Anhaltung des Athems, Richtung des Blickes „auf einen Punkt. Zähmung und Lähmung der Glieder, fort„währende Ruhe und Bewegung bis zur Todeserstarrung. So „z. B. sitzt der Jogi im Sommer zwischen 4 Feuern und oben „die glühende Sonne; liegt im Winter im kalten Wasser, steht „unbeweglich auf den Zehenspitzen, bedeckt den ganzen Körper mit „Ameisenhaufen, sieht Jahre lang in die Sonne, läßt sich mit „einem durch den Rücken getriebenen eisernen Hacken durch die „Luft schwingen u. s. w. Auch die Thätigkeiten der Seele „müssen getödtet werden: Gelüste, Zorn, Hitze, Kälte, Freude, „Trauer, Liebe, Stolz, Verachtung, ja alles Denken, Verlangen, „Wollen, muß vernichtet werden." — Dieses ist Seligkeit. — Schaudererregend sind die Verirrungen der menschlichen Natur; was anderes predigen sie als die Nothwendigkeit des Maßes und der Harmonie? —

Die indische Religion hat auch eine erquickliche Seite, es ist das stille Versenktsein in das Wesen Gottes oder Brahma's,

welches die edle Erscheinung des Phantheismus ist. Das Gefühl wird gleichsam still und ruhig; die Seele fühlt sich mit unwiderstehlicher Macht in jene Tiefe des Geistes gezogen, wo sie sich vom Trug des Irdischen losmacht und klar und durchsichtig wird. Wie bei schönem Wetter ein reiner Wasserspiegel das Auge an den Grund fesselt und es hinunterlockt in die blaue Tiefe, so vertieft sich die fromme Seele in das Geheimniß des Alls; sie erblickt in ihm eine verborgene Welt, in welcher sie sich so wohl fühlt, daß sie nie, ja nie wieder, auf die Oberfläche zurückkehren möchte.

Wir finden auch in dieser Religion den inneren Kampf des Menschen deutlich gezeichnet und lesen folgende Worte: „Der „Mensch ist das Wahlfeld eines Geisterkampfes, um ihn streiten „sich die Dewa's die guten, und die Asura's, die bösen Geister. „Auf der einen Seite zieht ihn eine unendliche, nie zu verwischende Sehnsucht nach Licht, Erkenntniß, Tugend und Seligkeit — das ist die Welt, wo er sich heimisch fühlt; auf der andern „Seite fesselt ihn eine geheime Macht, wider seinen Willen, mit „tausend Banden an den dunkeln Grund der Erde: vom Truge „des Wandelbaren, der Maja, irre geleitet, taumelt er ohne Halt „und Fundament hin und her, und wird von den drei Gewalten „der Hölle, der Lust, dem Zorn und der Habsucht so umstrickt, „daß er das Eine, wohin ihn der innere Zug lockt, nicht erreichen kann.

Also in Indien wie in Griechenland, im Osten und Westen, im Süden und Norden, überall dieselbe tiefere Einsicht in das Wesen des Menschen. Der Einzelne ist so beschränkt, daß tausend Hindernisse es ihm unmöglich machen, Anderen die Wahrheit, von welcher er beseelt ist, mitzutheilen; wie freut es ihn, gewisse Grundwahrheiten in unbekannten Zonen wieder zu finden. Er besitzt nicht jenen Egoismus, der sich selbstzufrieden über Andere erhebt, sobald in ihm eine höhere Erkenntniß aufgegangen ist, sondern er wünscht, daß Alle die Wahrheit besäßen. Da sie keinen Werth hat, wenn sie nicht in einer schulgerechten, doctrinären, paragraphischen Form gegeben wird, so ist man ganz glücklich, zu vernehmen, daß der „Allmächtige," welcher sich an keine Form

binden läßt, etwas von dem, was in den Einen vorgeht, Anderen auch mittheilt. Die Geistesverwandtschaft in den Ideen und Ansichten aller Menschen weist auf eine Zusammengehörigkeit hin.

Wohl ist Brahma Iswara, nach indischer Lehre, nur eine substanzielle Macht, welche sich selbst nicht gliedert, sondern nur die ewige Grundlage alles Seienden ist; insofern wäre diese Religion nur Pantheismus, allein sein Wesen verschwimmt nicht durchweg im All, sondern es prägt sich allmälig deutlicher aus und gewinnt sogar eine persönliche Gestalt. Brahma ist daneben der Schöpfer; auf sein Geheiß sind Himmel und Erde und die Gestirne entstanden; er ist der Lenker alles Sichtbaren nach vorausbestimmten Gesetzen. Brahma wird concret in der Trimurti oder Dreieinigkeit. Er ist die Substanz oder der Urgrund, aus seinem Wesen gehen Wischnu und Siva hervor; Wischnu ist der Gott der Erhaltung und Leitung der Welt, oder die Vorsehung. Siva ist der Gott der Erzeugung und Zerstörung, der Geburt und des Todes. Wie man sich in der christlichen Dreieinigkeitslehre den Vater nicht ohne den Sohn und den Geist denken soll, weil alle drei Eins sind, die sich aber auf verschiedene Weise offenbaren, so verhält es sich mit der indischen Dreieinigkeit, ihre Wesensverschiedenheit löst sich wieder in die Wesenseinheit auf.

Es erhellt, daß die indische Religion auch dualistische und deistische Elemente enthält. Der Gegensatz der Materie und des Geistes, des bösen und guten Princips, in der Geisterwelt, ist dualistisch; dann hat Brahma außer dieser Welt eine selbständige Existenz, denn es läge ja ein Widerspruch darin, die Materie als sündhaft zu betrachten, wenn Brahma, das absolut reine Wesen, nur die Seele der Materie wäre. Schon die Lehre von dem Fall der Geister und der Unsterblichkeit der Seele beweist: daß der Hindu an eine außer-weltliche Existenz glaubt. Das Vorherrschende dieser Religion ist aber die Gefühlstiefe. Der fromme Hindu findet in der Natur und in der Gegenwart, selbst wenn sie den Menschen mit ihren holden Reizen anlächelt, seine Befriedigung nicht. Der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an den Tod und an eine ernste Ewigkeit breitet einen

Trauerflor über sein Dasein; das Gefühl bleibt bei ihm nicht immer ein stilles Versenktsein in die Gottheit und ein freiwilliges Abstreifen der Materie, sondern er ergibt sich auch wahnsinnigen Gefühlsausschweifungen. Besonders im Siwadienst drücken sich die Extreme aus. Die Siwaiten sind eine Secte, die, weil Siwa der Zerstörer ist, im Leben nur die Leiden und Dornen sehen. Sie äußern die tiefste Zerrissenheit des Gemüths und sind von zwei Extremen, wie von bösen Geistern hin- und hergepeitscht. Einerseits unterziehen sie sich den härtesten Bußübungen, andrerseits tobt in ihnen die Gluth der Leidenschaft und der Lust; bald dienen sie dem Einen, bald dem Anderen; die tropische Hitze Indiens, sowie die Großartigkeit der Natur, erregen die Phantasie aufs Aeußerste. Dieser gewähren sie eine Zügellosigkeit, wie man sie in keinem anderen Lande wieder findet. Siwa wird als ein scheußliches Wesen vorgestellt, von Schlangen umgürtet, mit einem Menschenschädel in der Hand und mit einem Halsband von Menschenknochen. Er hat drei Augen, sein wildes Gemüth drückt sich darin aus, daß er sich in ein Tigerfell hüllt, er irrt wie ein Rasender umher, und über seine linke Schulter erhebt eine tödtliche Schlange ihr Haupt. Dieser schreckliche Gott hat eine Gemahlin an Gestalt und Aussehen ihm ebenbürtig; darin gefällt sich die Phantasie, sich die Gottheit so abenteuerlich vorzustellen. Diesem Schreckbild entspricht der Siwadienst. Es ist, als ob die Menschheit des Schrecklichen und Scheußlichen nicht genug hätte, ihre Phantasie dürstet nach mehr.

Das ganze indische Wesen und Leben geht in Contrasten auf. Neben der Innerlichkeit und Selbstvertiefung der Seele, eine lüsterne, raffinirte Sinnlichkeit; neben einer erhabenen Speculation und Einsicht in das Wesen der Dinge, eine bedauernswerthe Unwissenheit und ein niederer Aberglaube. Auf der einen Seite eine überreiche, üppige, alles überwuchernde Phantasie, welche in der Literatur das Sagenhafte, Wunderbare und Mährchenhafte erzeugt; andrerseits die Verstandesdürftigkeit des Conservatismus, welcher zähe am Alten hängt, was eine freie, fortschreitende Entwicklung der Cultur verhindert. Mehr oder weniger haben alle asiatischen Völker dieses gemein; was sie dem erschlaffenden und

doch wieder aufregenden Einfluß des Klimas, sowie der niederdrückenden Macht des Despotismus zu verdanken haben.

Nicht die populäre Seite der indischen Religion, welche in einem Götzendienst besteht, hat uns beschäftigt; sie ist nicht im eigentlichen Sinn die Religion, sondern nur der Cultus, d. h. die besondere Art, Gott zu verehren. Da ich kein Religionsbuch zu schreiben gedachte, so hielt ich mich an die Hauptdogmen. Wohl hat sich im Volkscultus, im Gegensatz zur Speculation, vieles anders gestaltet, allein, wenn von den Grundzügen einer Religion die Rede ist, so kann man sich nicht an die Neuerungen halten, sondern man muß den alten Glauben hervorheben. Man hat um so mehr die Erlaubniß dieses zu thun, da auch bei uns der Wahlspruch gilt: das Alte sei das Beste.

An die Religion Brahma's reiht sich der Buddhismus, welcher eine Reform des Ersteren ist. Der Buddhismus ist von Indien ausgegangen, sein Stifter war Buddha, eine Incarnation Wischnu's und ein Rationalist oder Reformator. Er schaffte die Kasten ab und stellte den ausschweifenden Siwadienst ein. Man findet also im Buddhismus die Grundprincipien des Brahmaismus wieder; aber Buddah drängt sich als persönlicher Gott in den Vordergrund, indem er vorgibt, durch freiwillige Büßungen der Retter der Menschheit zu sein. Hier, wie im ganzen Orient, herrscht ein tiefes Durchdrungensein von der Nichtigkeit und dem Jammer dieser Welt, ein Bedürfniß nach Erlösung. Es prägt sich auch deutlich die platonische Idee von der Vielheit und Einheit aus; das Geistige ist das Ewige und die Einheit, die Materie ist die Vielheit und das Vergängliche. Auch die philosophische Ansicht, daß Gott die Substanz und der Urgrund alles Seins ist, das Menschliche nur vorüberziehende Erscheinungen, tritt in dieser Religion lebendig hervor. Das Menschliche ist nicht werth, daß man sich so viel darum kümmere, das Göttliche allein hat wahrhafte Existenz. Der Geist zieht sich in sich selbst zurück, sieht über allen Schein hinweg und versenkt sich in die Substanz. Urgrund und Endziel ist die Ruhe, sie heißt Nirwana. Die äußerste aber falschverstandene Consequenz dieser Lehre ist Vernichtung. Wie unmöglich diese ist, beweist: daß

der Mensch vergebens seine Persönlichkeit in einem pantheistischen Bad abwascht, denn sie kommt immer wieder zum Vorschein. Ein Aufgeben seiner Persönlichkeit wäre oft sehr gut, es würde viele Leiden ersparen, man würde dann die Selbstsucht der Menschen nicht so tief, so schmerzlich empfinden, die Selbstsucht Derer, von welchen man etwas Besseres erwartet hatte. Da aber dafür weder ein Weinen noch eine Gefühlstiefe hilft, weil man den einmal harten Stein nicht erweicht, so wirft man sich aus Verzweiflung in das Gegentheil: in die Gleichgiltigkeit gegen menschliche Schwächen. Ja die Gleichgiltigkeit thut noth in dieser Welt, der Buddhismus setzt sie als höchstes Ideal: auch er predigt uns einen Theil der Wahrheit. Der Cultus der Buddhisten hat viel Aehnlichkeit mit dem Katholicismus; er schreibt Opfer, Ceremonien, die Reliquienverehrung und den Heiligendienst, eine Priesterschaft, den Cölibat vor; er befiehlt die Errichtung vieler Tempel und Klöster. Die Büßungen sind auch in ihm der Weg zur Seligkeit. Die Höllenqualen, zu welchen auch der Buddhismus verdammt, übertreffen alles, was sich eine grausame Phantasie vorzumalen vermag. Ueberhaupt ist der Mittelpunkt der buddhistischen Moral dasselbe, was uns das Christenthum lehrt. Beide predigen die Selbstverleugnung, die Liebe, die Milde und Menschenfreundlichkeit. Wie Christus zur Samariterin, so sprach Buddha zum Tshandalamädchen beim Wasserschöpfen: Ich frage nicht nach deiner Kaste, gib mir zu trinken. Der Buddhismus hat durch sein Dulden, Hingeben und Mitleiden viele barbarische Völker zu milderen Sitten gebracht. Er zählt noch viele Millionen Anhänger.

Die Lehre des Buddha hat eine große Verbreitung in China und Japan gefunden. Sie geht also neben der Landesreligion einher, vermischt sich auch oft mit derselben. Bei der chinesischen Religion werden wir uns nur kurz aufhalten, weil sie für das Gefühl nicht ergiebig ist. Der Volkscultus ist Götzen- und Ahnendienst durch Opfer; das Grundprincip dieser Lehre ist aber das mechanische Gleichgewicht und das Maß; sie wird deßhalb die Religion des Maßes genannt; alles wird in ihr auf das Gleichmaß zurückgeführt. Dieses wäre wohl der Normalbegriff des Lebens, allein das Maß oder die Harmonie ist bei den Chinesen

eine todte mechanische Gliederung, ungefähr wie ein Geistesproduct ohne Seele, ohne den Hauch der Poesie und ohne ästhetische Freiheit; es ist eine Religion, welcher die Inspiration fehlt. Das Gefühl fröstelt bei der kalten Vernunftlehre der Chinesen; ihre Philosophie und Moral ist ein kahles Gerüst, auf dessen Höhe die Vernunft einsam thront. Man vermißt bei dieser Moral den idealen Schwung und die Schönheit. Wie froh wenden wir uns einer Religion zu, die gleichsam eine Knospe ist, welche das Ideal und die Harmonie entfaltet.

Die griechische Religion.

In dieser Religion gestaltet sich das Gefühl freier und selbständiger; es wird naiv und kindlich, löst sich gleichsam vom Pantheismus los und wird individueller. Das Persönliche erhält die deutlichste Zeichnung durch die griechischen Götter; sie sind einerseits vergötterte Menschen, andererseits menschgewordene Götter, die Apotheose oder die Menschenvergötterung und der Anthropomorphismus, oder die Vermenschlichung der Gottheit, begegnen sich, das Oben und das Unten treffen zusammen. Der Charakter der griechischen Religion ist Polytheismus, d. h. Vielgötterdienst; die Götter führen gleichsam die Menschen am Gängelband herum, sie lenken alle ihre Handlungen, gewähren Sieg oder Untergang im Krieg; ja, bei der Belagerung von Troja umgürten sie sogar die Helden mit dem Schwert; es erinnert oft an eine Lähmung des menschlichen Willens. Wohlthuend ist das kindliche Abhängigkeitsgefühl der Griechen von ihren Göttern, welches sie zur Dankbarkeit stimmte. Dankbar ist der Glückliche, weil ihm das Leben keine Bitterkeit gebracht hat, dankbar waren auch jene heiter gestimmten Griechen; sie empfingen alle Wohlthaten aus den Händen der Götter. Die Mysterien enthielten einen reineren Gottesbegriff, sie waren eine erhabene Symbolik, in welcher, wie in einem Spiegel, die meisten christlichen Wahrheiten zu erkennen sind. Weder sie noch jener vielgestaltige Götterdienst werden uns beschäftigen, sondern wir halten dasjenige

Moment fest, welches uns die Gottesidee am reinsten und erhabensten zeigt, nämlich die Religion in der griechischen Kunst.

Welch einen großen Fortschritt hat hier der Geist gemacht! Der Mensch ist aus sich und seiner Befangenheit herausgetreten und hat sich als geistiges Wesen erfaßt, er ist seiner Bestimmung nahe gekommen. Im Naturpantheismus hatte noch keine vollständige Trennung von dem Menschlichen und zugleich Unvollkommenen stattgefunden; trotz der krankhaften Sehnsucht des Hindus, sich durch eine gewaltsame Abstreifung des Materiellen mit seinem Gott zu vereinigen, war dort der Rapport mit der Gottheit ein unharmonischer, er zeigt uns die Empörung des Gefühls gegen das Bestehende; da wo das Gefühl sich beruhigt, verliert es sich in den Ungrund des Alls. Daher jene Schwermuth, welche nur die düstere Seite des Lebens erfaßt. Ragt nicht in den zeitlichen Jammer ein Trost hinein? — Ja, es ist der objective, göttliche Geist, welcher seine Fackel in das Dunkel hineinsenkt, durch welchen der Mensch sich angezogen fühlt. Damit aber das Göttliche erkannt werde, muß im Menschen eine Trennung stattfinden; er muß sich von seinem unvollkommenen Selbst losmachen, das Ich darf nicht sein eigener Gott sein, sondern das Schöne und Harmonische, welches dem Subjectiven fehlt, muß im Objectiven geschaut werden, damit Beide sich wieder vereinigen. Ohne diesen Proceß ist keine Selbsterkenntniß möglich; dieses haben denn auch jene intelligenten Griechen erkannt; ihnen schwebte ein Ideal vor, es war das Göttliche, und wie wunderbar ist es dem Künstler gelungen, die Idee des Göttlichen in seinen Kunstwerken darzustellen! — Beinahe hat die Kunst im olympischen Jupiter dasjenige verwirklicht, was die Menschheit seit Jahrtausenden gesucht, nämlich eine Einheit des Göttlichen und Menschlichen. Besäße die Christenheit einen Phidias in ihrem Schooße, der in einem Bilde die höchste christliche Idee zu realisiren vermöchte, so würde er dieselbe erhabene Majestät, mit Milde gepaart, in ihm ausdrücken, und dieselbe himmlische Klarheit würde seinen Gott umstrahlen. Aber, es war ja nur ein Bild, und die Menschheit verlangt mehr, sie will Leben; sie will eine thatsächliche Menschwerdung Gottes. Die Idee der wahren Einheit

des Göttlichen mit dem Menschlichen war gefunden. Sie konnte nur insofern realisirt werden, als dem Künstler ein ideales Object vorschwebte, das er suchte mit dem Subjectiven oder Menschlichen zu vereinigen.

Welche Harmonie, welche Ruhe und Heiterkeit athmet die griechische Kunst! Wie wohl fühlt man sich, bei einem Volk ausruhen zu dürfen, das zwar nach außen auch den Waffenlärm erschallen ließ, in dessen Inneren aber das Geistig-Schöne wie eine Weltseele circulirte! —

In diesen Zügen, wo die Schönheit mit der Majestät und dem Ernst sich paart, wo eine sanfte Heiterkeit das Ganze umgibt, wo die Leidenschaft und der Schmerz gemildert sind, so daß das Innere nie mit Ungestüm hervortritt, glaubt man eine bessere Menschheit gefunden zu haben. Es ist, als ob der schaffende Weltgeist hier ausruhte, um der Welt einen Sabbath zu geben, wo sie sich bewußt wird, daß auf sechs Tage des unvollkommenen Treibens ein Moment der göttlichen Gesinnung folgt. O Gott! warum mußte dieses nur ein vorübergehender Moment sein? warum durfte ihn die Menschheit nur als einen Reflex des Himmels genießen? — welcher zwar das Erdenleben auf kurze Zeit verklärte, aber bald, ja nur zu bald verschwand, um nie wieder zu erscheinen. Diese Ataraxie, oder erhabene Ruhe, ist das Bild des Friedens der Seele; schon die Alten hatten ihn gefunden und als das höchste Gut geschätzt, deßwegen vertrauten sie den Seelenfrieden ihrem Theuersten, der Kunst an. Auch aus der griechischen Kunst geht eine Unsterblichkeit hervor.

Dualismus oder die persische Religion.

Ungern verlassen wir jene Harmonie, um uns in den Zweikampf zu begeben. Eine im Alterthum weitverbreitete Religion hat die auseinandergehenden Extreme von Licht und Finsterniß zum Hauptprincip ihrer Lehre gemacht. Der Kampf zwischen diesen beiden Principien prägt sich am deutlichsten in der persischen Religion aus. Ormuzd, der Gott des Lichts, Ahriman, der

Fürst der Finsterniß, betriegen sich immerfort; sie senden ihre dienstbaren guten und bösen Geister aus, um das Schlachtfeld zu behaupten; der Mensch ist in die Mitte gestellt, er fühlt sich beständig hin und hergezogen von der einen Macht zu der anderen; seine Existenz gleicht der eines Balles, welcher von zwei Gegnern bald dem Einen, bald dem Anderen zugeworfen wird.

Es liegt eine große ethische Wahrheit dieser persischen Lehre des Lichts und der Finsterniß zum Grunde, denn der Mensch ist wirklich zum Kampf und Leiden bestimmt; aber, welcher Trost liegt darin, das Böse dem Einflusse feindlicher Wesen zuzuschreiben, die persönlich auf uns einwirken? Wie ist eine Selbsterkenntniß möglich, wenn ich all das Böse, das in mir wohnt, nicht mir, sondern einem Anderen zuschreibe? Befördert dieses nicht den Egoismus? Ich selbst bin der Schuldlose, der Reine, das Böse kommt von einem Anderen. Da ist die indische Lehre consequenter, denn nach ihr ist der Geist des Menschen selbst ein gefallener, welcher für seine Sünden büßen muß, während hier das Individuum von einem ganz reinen Geist oder Feruer beseelt ist, und das Böse wird dem Einfluß eines Anderen, eines Dew zugeschrieben. Diese Lehre entspricht dem natürlichen Hang des Menschen, die Schuld von sich abzuwälzen und auf einen Anderen zu werfen. Denken wir uns noch die herzlose Figur des Mephisto hinzu, welcher die zerknirschenden Leiden Derer, die er zu ihrer unglücklichen That verleitet hatte, mit kaltem Hohn behandelt, und alle Schuld auf sie schiebt, so leuchtet ein, daß es den Menschen mehr adeln würde, wenn er den Sitz des Bösen in sich selbst suchte, und dem Einflusse der Dämonen weniger Gewicht beilegte.

Nebst der Lehre von Gott und Satan und den Dämonen besteht noch eine weitere frappante Aehnlichkeit zwischen den persischen und christlichen Dogmen. Die Sage von der Erschaffung der Menschen, vom Sündenfall, vom Weltgericht, von Himmel und Hölle, vom Ende der Welt, von der Auferstehung der Todten, der Sünde wider den heiligen Geist, und noch Anderes, lautet so ähnlich wie das, was uns das Christenthum lehrt, daß man erstaunt fragen möchte: warum sind wir gebunden, diese Dogmen

dort als Dichtung zu betrachten und dieselben im Christenthum für die allein-seligmachende Wahrheit zu halten? Könnten nicht einige von ihnen in das Christenthum hinüber gekommen sein, und sich in ihm von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben?

In der Geschichte der Religionen läßt sich ein gegenseitiger Einfluß factisch nachweisen. Die Lehre von der Emanation, oder dem Ausfluß der menschlichen Seele aus Gott durch Abstufungen, von der Sündhaftigkeit der Materie, der Nothwendigkeit einer Läuterung durch Leiden und Fegfeuer; vom Einflusse der Dämonen auf die Menschen, vom Fall der Geister, von Engeln und Teufeln oder Dämonen u. s. w. stammt aus uralter Zeit, aus Indien, Medien, Assyrien, Persien, wo die Bevölkerung gemeinsamen Ursprungs war. Jene Principien verbreiteten sich weit, einige davon sind sogar in Griechenlands Mysterien und Philosophie aufgenommen worden. Der persische Dualismus von Gott und Satan, Licht und Finsterniß, hat unverkennbar auf die jüdische Religion eingewirkt, um so mehr, da die Juden unter persischer Herrschaft standen. Lange vor Christi war das Dogma von der Auferstehung des Fleisches, dem Ende der Welt, dem Gegensatz von Himmel und Hölle, unter den Juden gangbar. Als Alexandrien, zwischen 300 und 200 vor Christi Geburt, der Mittelpunkt der orientalischen und occidentalischen Gelehrsamkeit war, berührten sich dort alle Religionssysteme. Die Philosophie des Plato und anderer griechischen Philosophen trieb die Juden in Alexandrien zu religiösen Speculationen — ein Einfluß des einen Systems auf das andere war unvermeidlich; sogar die Gnosis, welche orientalischen Ursprungs ist, konnte, bevor der Kanon festgestellt war, mit ihren mystischen und mitunter erhabenen Ideen auf die Bibel eingewirkt haben. Nachher, in den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, fand eine Mischung christlicher und heidnischer Ansichten unter dem Namen des Gnosticismus, Manichäismus und Neuplatonismus statt; diese Philosophien konnten zwar nicht die Bibel beeinflussen, so wenig als das Urchristenthum, wohl aber die in der katholischen Kirche gangbaren Lehren, in welchen sie, selbst nach ihrem Verschwinden, deutliche Spuren zurückließen. Der gräßliche Aberglaube, welcher in der

Form der Magie, Astrologie, Theurgie, Dämonologie, die römische Welt beherrschte, starb leider mit ihr nicht aus, sondern er pflanzte sich im Mittelalter fort. Es ist merkwürdig, wie die geistigen Krankheiten sich gleich den physischen vererben. Um sich zu erklären, wie sogar das Christenthum, als die beste aller Religionen, nicht vermochte, den Aberglauben auszurotten, muß berücksichtigt werden, daß das Verlangen nach wunderbaren Dingen so alt ist, als die Menschheit, und eben so verbreitet als sie. Ueberall, wo Menschen sind, bei welchen die Intelligenz nicht vollkommen zur Herrschaft kommt, regen sich die wunderlichen Kräfte der Phantasie; da sie sehr beliebt sind, werden sie nie aussterben. Gottlob sind die Dogmen, welche das Christenthum mit den heidnischen Religionen gemein hat, nicht sein Lebensnerv; würde man jene von ihm ausscheiden, so könnten: seine erhabene Versöhnungslehre, seine Idealität, seine hohe Moral nur desto gesunder in der Menschheit kreisen. Auch ist das Christenthum hierin wahrhaft genial, daß die so complicirten, verwandten Religionslehren der Inder und Perser in ihm vereinfacht vorkommen.

Die persische Religion endet mit der schönen und trostreichen Aussicht: auf die Wiederbringung aller Dinge, sowie auf die Schöpfung einer neuen Erde, welche aus der verzehrenden, läuternden Flamme eben so rein und herrlich hervorgehen wird, als sie anfangs war, ehe Ahriman sie verunreinigt hatte. Der Riß zwischen Himmel und Erde wird einmal ausgeglichen werden, kein Geschöpf wird mehr zu betrauern sein. Ormuzd und Ahriman, das Licht und die Finsterniß, welche sich so lange befehdet, werden ruhig beisammenwohnen; all das bittere Leid, das letzterer über die Erde gebracht, wird vergessen sein. Hoffen wir, das letzte Wort werde also lauten: Das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden. O! möge einmal die Fehde ruhen; mögen diese herrlichen Versprechungen sich verwirklichen! —

Deismus oder der Islam.

Der Islam ist die Religion, welche einen vollkommenen Gegensatz dem Polytheismus und Pantheismus gegenüber bildet. „Gott ist Gott, es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet", so schallt es feierlich aus tausendmal tausend Kehlen. Was für ein Gott ist Allah? Eine Abstraction ohne Bedürfniß concret zu werden oder sich zu offenbaren. Er thront einsam über der Welt, sein Wille ist unbeugsam; Fatum oder eisernes Schicksal heißt die Vorsehung des Moslem. Wohl ist Mohammed der Vermittler des göttlichen Willens; in einer Beziehung wäre der Prophet ein bestimmtes Medium, durch welches die Gottheit der Menschheit näher träte, allein Mohammeds Offenbarungen sind Producte seiner eigenen Phantasie, nur die Sage erzählt, der Engel Gabriel habe einzelne Theile davon dem Propheten vom Himmel gebracht. Es findet also im Islam keine Beziehung Gottes zur Welt statt, wie im Christenthum. Die Schöpfung ist gleichsam die Ausführung des göttlichen Machtwortes: es soll, es muß geschehen; nach türkischen Begriffen soll Alles starr und unbeweglich bleiben, wie es Gott oder das Fatum einmal verordnet hat. Es erhellt, daß das zartere, weichere Gefühl in dieser Religion abwesend und alles krystallisirt ist. Welch ein Widerspruch liegt aber darin, alle gesellschaftlichen Zustände, ja alle Uebel, die geschehen, als Gottes Werk zu betrachten! — Da ist ja keine Verbesserung erlaubt, und dieses hemmt jeden Fortschritt. Daher jene Indolenz der Mohammedaner; die streng Gläubigen erlauben nicht einmal, daß man sich gegen ansteckende Krankheiten verwahre; sie behaupten, was da sei und auch das Schlimmste, sei Gottes unabänderliche Verordnung; ein Versuch von menschlicher Seite, es zu mildern, wäre eine Empörung gegen Gott. Wohl wird das Räthsel nie gelöst, warum Gott, wenn Er der Urheber der Welt ist, in ihr so viel Böses zuläßt? Man bedenke aber, wie viele Uebel von den Menschen herrühren; welche ungeheure Leiden das Vorurtheil, die Unwissenheit und die Selbstsucht erzeugen! — so daß meistens sie unser

eisernes Schicksal sind, unter welchem wir mehr leiden als vom Verhängniß, das der Himmel über uns verfügt hat; sie zu beseitigen, kostet viel Anstrengung. Die türkische Indolenz, welche mit gekreuzten Armen ruhig Alles über sich gehen läßt, wird das Vorurtheil, das wie eine ewige Krankheit sich vererbt, nie beseitigen, deßwegen bleiben auch jene Menschen immer auf demselben Punkt — aber — erleuchtete und thätige Geister sollten eine doppelte Anstrengung machen, um die vielen Uebel und besonders die Unwissenheit, welche die Wurzel alles Bösen ist, aufzuheben. Wenn ein Strom einen mächtigen reißenden Lauf hat, so trägt er den Schlamm und das Gestrüppe gewaltsam mit fort; der Schlamm der Unwissenheit und der Geistesträgheit wird einmal von der klaren Strömung der thätigen Intelligenz überwältigt werden, so daß die Ignoranten nicht mehr bestehen können.

Der mohammedanische Fatalismus hat uns zu dieser Digression veranlaßt, kehren wir zur Religion zurück. Wohl sendet der Moslem täglich viele Gebete zum Himmel empor, sie sind aber keine Brücke, welche das Jenseits mit dem Diesseits verbindet, denn es bleibt Alles starr und unbeweglich, wie zuvor. Die Gebete sind meistens Danksagungen. Die ungeheure Kluft, zwischen Diesseits und Jenseits, ist in dieser Religion nicht ausgefüllt. Der Abgrund ist erst durch den Deismus gegraben worden, denn im Pantheismus und Polytheismus war Gott der Welt immanent oder innewohnend; hier wird Er auf einmal ausschließlich transscendent, oder außerweltlich, die nothwendige Vermittlung, welche von einer positiven Religion verlangt wird, fehlt. In Mohammed kann man sie, wie schon bemerkt worden ist, nicht finden, weil der Prophet selbst diesen abstracten Gottesbegriff aufgestellt hat, als Gegensatz der Vielgötterei, welche er mit Abscheu verwarf. Er verfiel dadurch in das andere Extrem. Sogar das Christenthum galt ihm als ein Götzendienst, weil in dieser Religion der Sohn und der Geist vom Vater gesondert sind; dieses war ihm ein Dreigötterdienst.

Außer diesem enthält der Islam viele christliche Dogmen. Er glaubt an ein jüngstes Gericht, an einen Himmel und eine Hölle. Der Prophet hatte eine lebhafte Phantasie, er schmückte

womöglich Alles noch phantastischer aus, als dieses in anderen Religionsbüchern vorkommt. Eine Wagschale schwebt über dem Paradies, die andere über der Hölle. Zum Gericht werden die Todten durch die Posaune aus den Gräbern erweckt und um den Thron Gottes versammelt; daselbst erhält Jeder den Lohn für seine Thaten. Alle Ungläubigen, nämlich nicht Mohammedaner, werden ohne Erbarmen in die Hölle gestoßen, gerade wie bei uns die Nicht-lutheraner, Nichtkatholiken, Nichtreformirten und die Nichtorthodoxen; dort müssen sie ewig schmachten; für die Gläubigen ist die Dauer der Hölle nur zeitlich; auch hier trifft man eine religiöse Intoleranz gegen Andersgläubige. Der moslemitische Himmel wird sinnlicher vorgestellt als der christliche, kraft der überaus üppigen Phantasie des Propheten. Gottlob kommt man auch in dieser Religion auf eine Höhe, wo man ausruht. Es wird der leidenden Menschheit eine Aussicht auf ein Paradies eröffnet. Sind auch die Beschreibungen desselben des Zustandes der Seligkeit nicht würdig, so liegt ihnen doch die Idee einer endlichen Erlösung zu Grunde.

Wann wird die schöne Zeit kommen, wo kein Leid und kein Wehegeschrei mehr ertönt; wo die Brust nicht mehr von tausend Bangigkeiten geklemmt wird, wo die auf und niederwogenden Gefühle nicht mehr in einem engen Körper concentrirt sind!! —

Monotheismus oder die jüdische Religion.

Wie in der physischen Schöpfung eine stufenweise Entwicklung des Lebens vor sich geht, so ist es im Reiche des Geistes und der Religion. Sanft werden wir von einer Religion zu einer höheren hinübergeleitet, ohne gewaltsame Uebergänge; die christliche hatte ihre Vorstufe in dem jüdischen Monotheismus. Der Glaube an Einen Gott war das Vorrecht des jüdischen Volkes. Gott beschäftigte sich mit dieser Nation ausschließlich und ließ die übrige Menschheit im Schatten. Der Gott Israels blieb aber nicht, wie Allah, eine abstrakte Einheit, sondern er trat in ein lebendiges Wechselverhältniß zu den Juden und

verkehrte oft mit ihnen auf die kindlichste Weise. Von Adam bis zu den Propheten erscheint Er beinahe als zu menschlich, indem ihm alle Gemüthsaffecte zugeschrieben werden. Zu gleicher Zeit ist Er der Unaussprechliche, der Unnahbare, der Unveränderliche. Es tritt uns also im Judenthum ein Mißverhältniß zwischen einem zu menschlichen Gott einerseits, und einem unnahbaren sich immer selbstgleichen Wesen andererseits entgegen — durch das Christenthum wurden die Gegensätze ausgeglichen.

Die Hauptzüge der biblischen Geschichte alten Testaments sind ungefähr wie folgt. Da sie so bekannt sind, wird es wohl erlaubt sein, sie nur kurz anzudeuten. Im Anfang war Gott der Schöpfer der Welt und der Menschheit; dann ging sie durch eine Sündfluth wieder zu Grunde. Aus einem ungeheuern Kasten ging eine zweite Schöpfung hervor; leider wurde die Sünde durch jene großen Gewässer nicht abgewaschen, denn es entstand wieder ein arges Geschlecht. Gott behielt sich ein auserwähltes Volk vor: sein Stammvater war Abraham. Mit Ihm verkehrte Jehova intim, sowie mit den übrigen Erzvätern. Mose war der eigentliche menschliche Beschützer des Volkes Israel, er vermittelte ihm die 10 Gebote, welche von Gott selbst dictirt worden sind. Von Mose steigen wir auf zu den Propheten und machen dort, nach einem langen Herumirren der Kinder Israel in der Wüste, nach so vielen Kriegsgreueln, welche im Land Kanaan ausgeübt worden sind, nach der Errichtung des Königthums, eine erquickliche Pause. Die Propheten verkündigten in der ergreifendsten und erhabensten Sprache theils ein irdisches, theils ein himmlisches Messiasreich. Mit dem Blick des Sehers schauten sie die Ruhe, die noch auf das Volk Gottes wartete; einmal verwiesen sie auf eine irdische, ein andermal auf eine himmlische Glorie. Bis jetzt ist aber jenes Reich des Friedens, wo das Lamm ruhig neben dem Leopard weiden wird, noch nicht erschienen; der Haß und der Streit unter den Menschen machen ein solches Paradies unmöglich, und ihre auseinandergehenden Gesinnungen führen wahrlich nicht auf grüne Auen, die von klaren Bächen bewässert sind. Alles dieses mußte entweder auf eine ungewisse Zukunft bezogen werden, oder es konnte nur durch Christum, den Friedensfürsten, realisirt werden. Im Geist nähern

wir uns der Zeit, wo Derjenige erschien, welcher im engeren Sinn die Erfüllung der Propheten war; nur ein Vorhang scheidet das Christenthum vom Judenthum; rollen wir ihn auf. —

Das Christenthum.

Man hat die Zeit, welche der Menschwerdung Christi vorangeing, das Harren der Völker genannt. Die gedrückte Weltlage berechtigte zu dem Wunsche einer Erlösung. Es war Alles reif und bereit, um eine neue Religion zu empfangen; das Bedürfniß, das sich von Anfang in allen Religionen ausdrückt, berechtigt noch mehr zu der Annahme, es sei in der christlichen Religion befriedigt worden. Hier bitten wir, uns wohl zu verstehen: Wir wissen nur zu gut, daß Viele das Christenthum deßwegen nicht besonders hoch achten, weil sie behaupten, sie besitzen in ihrem Inneren eine weit bessere, erhabenere Offenbarung. Harmonie ist aber die Grundlage, auf welcher die Wahrheit beruht; ein Gemüth, das von Zweifeln zerrissen ist, in welchem das Gefühl sich nicht mit der Vernunft ausgesöhnt hat, besitzt keine Einheit oder Harmonie. Auch aus dem Christenthum wünschen wir nur diese Harmonie hervorzuheben, folglich ist sie die Abspiegelung der Einheit, zu welcher es das vollendete Individuum gebracht hat. Das Christenthum kommt Denjenigen zu Hülfe, welche in sich weniger vollendet sind, die sich wohl auch als arme hülfsbedürftige Sünder fühlen; in ihm schauen sie die Harmonie, die ihrem Inneren fehlt.

Das Grundbedürfniß aller Religionen ist: Vermittlung oder Aussöhnung der Gottheit mit der Menschheit. Dieses Princip finden wir überall stark ausgeprägt. Fangen wir bei den unvollkommensten an, und steigen auf bis zum Christenthum, so läßt es sich wie ein Lichtstreifen verfolgen. Die Wilden Amerika's vermitteln den großen, unsichtbaren Geist mit der Menschheit durch Genien oder höhere belörperte Wesen, welche gleichsam geistige Abstufungen der höchsten Urkraft sind. In den Religionen der Zauberei sind die Schamanen die Mittler zwischen der Gottheit und den Menschen, bisweilen stellen sie den Gott selbst dar. Im

Gestirndienst sind die Himmelskörper die sichtbaren Repräsentanten der Gottheit. Im indischen Pantheismus, wo Gott der Welt immanent ist, und es keiner Vermittlung bedürfte, tritt dennoch die Geister- mit der Körperwelt durch vermittelnde Dämonen in Berührung. Im griechischen Polytheismus, wo die Naturkräfte vergöttert sind, sendet, trotz der Immanenz der Gottheit, der Olymp seine Götterboten hernieder, und es findet ein intimer Verkehr zwischen Göttern und Menschen statt. Auch sind die Dämonen die Vermittler oder Dolmetscher zwischen den Göttern und den Menschen, welche die Bitten und Opfer der Menschen in den Himmel tragen und vom Olymp die Befehle und Belohnungen herunterbringen. Im persischen Dualismus vermitttelt der Gott Mithra die zwei feindlich auseinandergehenden Principien des Lichts und der Finsterniß, und die Dämonen sind jenseitige Wesen, welche die Menschen beständig umschwirren. Im Buddhismus tritt ein Vermittler hervor, welcher sich als den Erlöser der Welt dargibt. In der chinesischen Religion war früher der Kaiser, der Sohn der Mitte, welcher in seiner Person die Vermittlung zwischen Himmel und Erde darstellte. Jetzt hat sich dort Vieles verändert, aber der Ahnendienst gilt als eine Aussöhnung mit dem Himmel, denn durch Opfer will man die Himmlischen günstig stimmen. Im Islam sind, wenn man den Propheten nicht als einen Vermittler erkennen will, die vielen Waschungen und Reinigungen ein Akt der Vermittlung, denn der Mensch fühlt, daß er, um der Gottheit näher zu treten, rein erscheinen muß; sie gehören dort nothwendig zum Cultus. Sollten wir andere Religionen vergessen haben, so vergegenwärtige man sich den weitverbreiteten Opferdienst, wo Ströme Blutes geflossen sind und noch fließen, um die Gottheit mit der Menschheit auszusöhnen. Zuletzt tritt in jeder Religion die Priesterschaft als die eigentliche Vermittlerin auf, denn sie vermittelt ja das Göttliche; aus ihren Händen wird es empfangen. Was ein allgemeines subjektives Bedürfniß ist, wird objectiv dargestellt und gestaltet sich zur Religion.

Tritt nun Christus, der Gottmensch, als der rechte und liebste Vermittler ein, so hat Er, weil er einem allgemeinen

Bedürfnisse entsprach, einen Weltakt vollendet. Die Menschheit ist der schwächere Theil, Gott ist die reine, objective Intelligenz; Christus hat den subjectiven, fühlenden Theil dem objectiven göttlichen zugeführt und sie Beide ausgesöhnt. Die Menschheit muß nicht mehr, wie ein gebrechliches Rohr, hin und her wanken, sondern sie hat eine feste ewige Stütze an Gott. Wir bitten noch einmal, uns nicht dahin mißzuverstehen, als behaupteten wir, der Einzelne könne Gott nicht ohne äußere Vermittlung finden, aber die Menge der Menschheit will eine gegebene Religion, und eine positive Religion muß allgemein und objektiv aufgefaßt werden, man kann sich hierin nicht nach dem Dafürhalten jedes Subjekts richten, sonst erhielte man keine Religion. Möchte es auch mir gegeben sein, das Herrliche, welches Christus der Menschheit gebracht, nur einigermaßen zu bezeichnen.

Seit Jahrtausenden steht die Menschheit da und fragt nach der Ursache ihrer Existenz. Am Himmel ist eine Hieroglyphenschrift geschrieben, die zu entziffern noch keinem Sterblichen vollkommen gelungen ist. Auf Erden ist jeder Seufzer, der aus der Brust des Leidenden emporsteigt, eine Frage nach der Ursache unserer irdischen Existenz. Die Antwort erhalten wir, wenn wir auf Einen Mann blicken, der durch seine Göttlichkeit die jenseitige Herrlichkeit abspiegelt, und durch seine Leidenszüge dem irdischen Kampfe eine Bedeutung gibt. Himmel und Erde oder Diesseits und Jenseits treten in Beziehung zu einander. Das Sinnliche wird verklärt durch das Göttliche und das Göttliche nimmt Theil am Irdischen. Während im Occident die Unsterblichkeit der Seele den Griechen als eine schwarzes Phantom vorschwebte, weil man die Freuden dieses Lebens dem Jenseits vorzog; und im Orient gerade sie den Lichtpunkt der menschlichen Existenz bildete, so daß die Gegenwart als ein Fluch galt, vermählte sich im Christenthum die Unsterblichkeit mit der Sterblichkeit. Das dunkle Ahnen ward zur Gewißheit; der Mensch erkennt im Christenthum, daß das Unendliche einer überirdischen Existenz angehört, daß aber das Endliche eine große Bedeutung für die Ewigkeit hat. Christus schreibt nicht vor, man solle sein Leben in dumpfem Hinbrüten zubringen; auch erlaubt Er nicht, aus dem Becher irdischer Lust

zu trinken, sondern Er zieht der Gegenwart ein feierliches, bescheidenes Gewand an, und macht die Erde zu einem großen Rüsttag, worauf der Auferstehungsmorgen folgen soll. Es hat noch nie an Menschen gefehlt, die in Faustischem Fieberwahn das Unendliche umfassen wollten, wo aber ist Einer unter all den Edlen der Erde willig gewesen, von seiner Geisteshöhe herunterzusteigen und der Erde tiefstes Leid, tiefstes Weh durchzumachen? Ueberall in der Geschichte großer Geister bemerke ich ein Aufsteigen, ein Ermahnen, die Materie als ein Nichtseiendes abzustreifen und sich entweder in eine ewige Substanz zu versenken, oder die Geistesschwingen im Unbegrenzten zu entfalten; nur Einer kam aus der Höhe hernieder und nahm Knechtsgestalt an — es war Christus.

Auf Golgatha, bei seinen bangen Leiden, und auf Tabor, bei seiner Verklärung, tritt uns recht deutlich entgegen, was Christus der Welt schenken wollte. Er wollte sie aus dem Kampf zum Sieg führen, aus dem trüben Nebel des vergänglichen Treibens auf die lichten Höhen der Herrlichkeit Gottes; aus dem Staub der Sünde und der Feindschaft in die reine Region des Friedens und der Versöhnung. Ja, Versöhnung predigt seine Lehre, sein stellvertretendes Leiden und sein Leben. Wie wenig haben die Menschen und die christliche Kirche dieses begriffen! — denn ihre lange Geschichte ist nichts als Streit. Versöhnung ist die Summe, die edle Seelen aus dem irdischen Kampfe ziehen; wer ihrer nicht fähig ist, der wage es nicht, seinen Blick nach jenem Lichte, auf dem Berg der Verklärung, emporzurichten, er bleibt zurück im nebeligen Thal!

Wir erblicken Christum als den Vermittler zwischen den zwei großen, auseinandergehenden Geheimnissen, der Gottheit und der Menschheit, als Den, welcher die beiden Geheimnisse mit einander vermählt und sie in seiner Person würdig darstellt. In seiner reinen göttlichen Glorie tritt Er vor unsere Seele, wir sehen Ihn als den Gekreuzigten und dennoch Verklärten, als den Wiederhersteller einer gesunkenen Menschennatur. So, rein von allem menschlichen Beisatz, von allen jüdischen Satzungen, bringt Er in unser Herz, und wenn wir Ihn auch an keine besondere

Confession binden, so wirkt Er nur desto ungestörter in uns, und das ist das Wesen der christlichen Religion. Wir tragen also die Religion in uns herum, sie ist uns nicht nur ein äußeres Angebinde; das größte Unrecht geschieht, wenn man uns im Verdacht hat, keine Religion zu haben, weil wir nicht besondere Freunde des Confessionellen sind. Wir lösen die dichte Kruste der Einseitigkeit, der Intoleranz, des geistigen Eigendünkels vom Christenthum los, weil wir wissen, daß diese unsägliches Weh in die Welt gebracht haben, und schälen uns den lichten Kern heraus. Für Jene, welche sich knechtisch an den Buchstaben halten, kommt Christus in den Wolken, zu uns kommt Er ohne Wolken, rein, ideal, in seiner vollendeten Göttlichkeit.

Würde das Christenthum seinem rein-sittlichen und ideal-geistigen Wesen nach vorgetragen, und zwar mit gewaltiger, eindringlicher Rede, ohne von den Wolken der Orthodoxie umhüllt zu sein, so hätte es keine Feinde, denn siehe! es befindet sich in seinem Tempel ein Allerheiligstes, welches zu profaniren noch kein Freigeist sich unterwunden hat; aber, statt dieses innerste Heiligthum auch vor den Ungläubigen zu öffnen, wird es mit ehernen Thoren zugeschlossen und Jene bleiben draußen wie eine Heerde ohne Hirt.

Christus der Gekreuzigte, der sich Hingebende für das Leiden Anderer, dann wieder der Göttliche und Verklärte war, ist und wird — so lange es feinfühlende Seelen gibt — ihre Kraft, ihr Trost und ihre Erhebung sein! —

Ich habe den praktischen Theil meiner Betrachtungen damit begonnen, daß ich darauf aufmerksam machte, wie die Menschheit genöthigt ist, den Störungen des Gleichgewichts im Leben immerfort entgegenzuarbeiten, wie sich dadurch ihre sittlichen und geistigen Kräfte entwickeln; dann führte ich zu den geschichtlichen Krisen und Extremen, aus diesen heraus wendeten wir uns der Harmonie oder dem Gesetz der Vollkommenheit, als dem Ziel zu, welchem die Menschheit, trotz den Verirrungen, entgegenstrebt, und schlossen das hinter uns Liegende damit ab, daß wir sagten, die äußere

Disharmonie der Welt könnte, durch ein richtiges Verständniß, zur schönsten inneren Harmonie führen, (siehe S. 160); dann mußte uns das Ideal stufenweise immer höher führen. Zuletzt, bei der christlichen Religion angelangt, erkannten wir Christum als den Vollender des Ideals, als Den, welcher die Menschheit, in idealer und sittlicher Beziehung, auf eine Höhe zu führen wünschte, wo sie, wenn sie ihm folgen wollte, der Gottheit nahe käme. Er hat besonders den Sinn der Menschen über die engen Grenzen des Zeitlichen hinaus, nach einem besseren Jenseits gerichtet. Dem Christenthum können wir also unsere Schlußbetrachtung anreihen.

Schluß.

Wir sind, bei unserer kurzen Wanderung durch das Leben, bald auf ideale Höhen, bald auf die Ebenen des wirklichen Lebens geführt worden. Wir waren manchmal genöthigt, die Erdennoth streng ins Auge zu fassen. Schütteln wir jetzt den Erdenstaub von unseren Füßen und richten wir das Auge empor zu Gott, denn es bleibt uns eine letzte Hoffnung; es ist die herrlichste, die lohnendste, es ist die Hoffnung der Unsterblichkeit! —

Warum täuscht den Bewohner des Nordens die Nähe jenes flimmernden Polarstens so sehr? Er glaubt denselben der Erde nahe, wäre es ihm möglich, den Weltraum zu durcheilen, so zöge sich dieser Stern in unerreichbare Fernen zurück. Ist dies nicht ein Bild unseres Verhältnisses zu Gott? Gott ist uns so nahe, wir erkennen seinen Willen oder seine Gesetze, wollen wir aber seine ureigene, unendliche Natur umfassen, so zieht Er sich in die für uns unerreichbare Unendlichkeit zurück. Daß die Gottheit sich nicht ganz in ein sterbliches Gefäß gießen läßt, daß nur die Schauer der Unendlichkeit unsere Brust durchziehen, ist ein Unglück, es verweist uns aber auf das Jenseits. Nicht Versicherungen von außen können uns von der Unsterblichkeit der Seele überzeugen, sondern wir müssen sie in uns fühlen. Es regt sich etwas in uns mächtig, das zu dem Irdischen nicht paßt

und uns oft sehr unglücklich macht, weil es unendlich ist. Es gehört also nicht hieher, sondern dorthin, wo die Unendlichkeit herrscht! — Dort, nach jenen unendlichen Fernen, richtet die Seele ihren sehnsuchtsvollen Blick. Dort wird, wie wir hoffen, die vollkommenste Harmonie walten, sie wird alle Wesen beglücken. Mögen wir uns Alle, nach vollbrachtem Kampfe, in das melodische Conzert jener höheren Harmonie aufnehmen lassen!! —. —





